Salzmann
Paed. Th.
4914 g

<36618196890011

<36618196890011

S

Bayer. Staatsbibliothek

Zum Andenken
von
Christian Fellerer.

Krebsbüchlein,

oder

Anweisung

zu

einer unvernünftigen

Erziehung der Kinder,

von

Chr. Gotth. Salzmann.

Durchgesehen und mit einem Anhange vermehrt

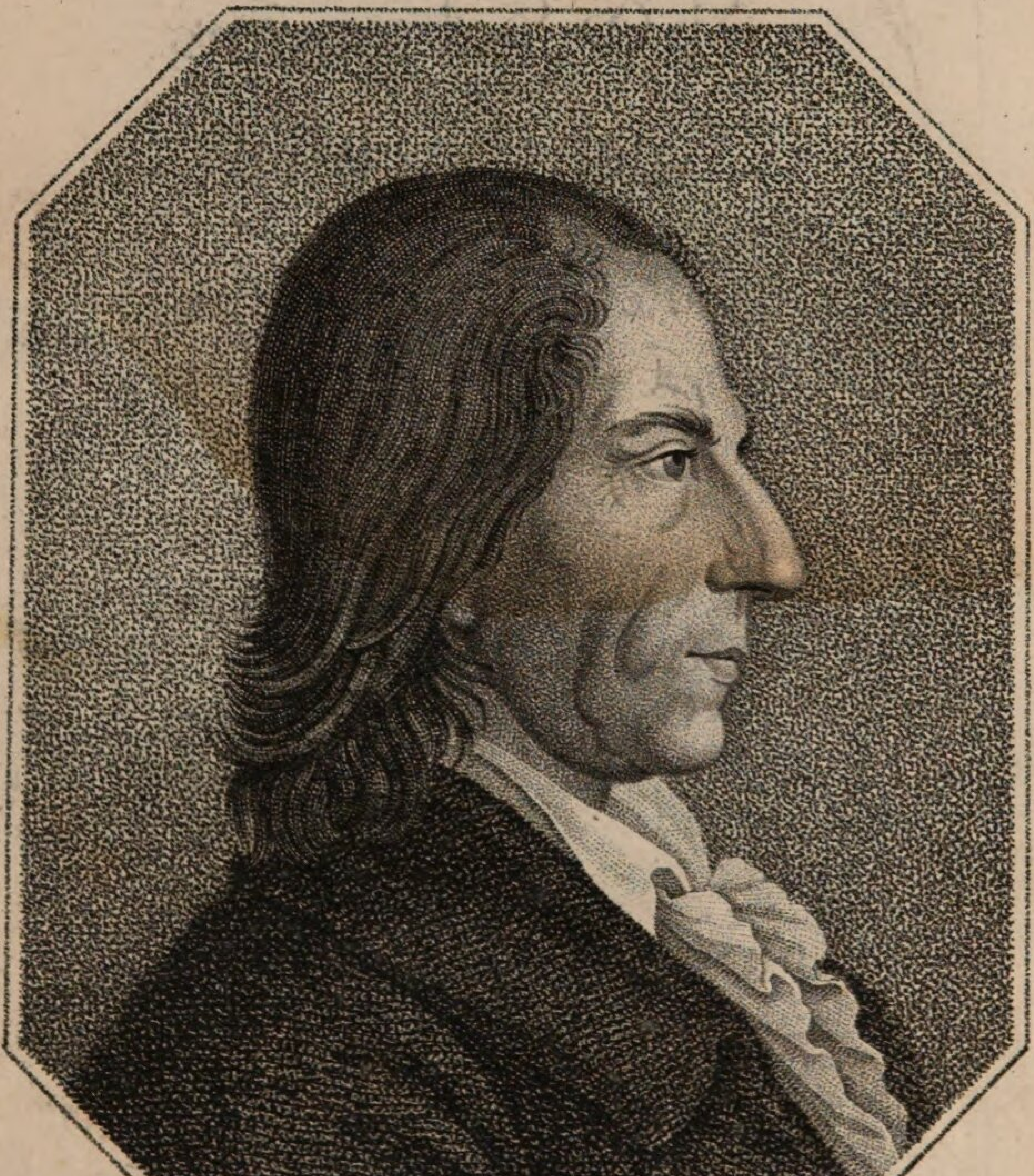
von

Karl Hahn,
königl. preuß. Regierungs- und Schulrathe zu Erfurt.

Fünfte Originalausgabe.

Mit dem Bildnisse des Verfassers.

Erfurt,
in der Keyserschen Buchhandlung.
1819.



Ch. G. Salzmann.

Ch. G. Salzmann's Krebsbüchlein.

Fünfte Original-Auflage, verändert, verbessert und mit einem Anhange versehen.

Erfurt 1820.
G. A. Keysers Buchhandlung.

Faciam, mi papule, si te idem facientem prius videro.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede von Salzmann.

Ich erinnere mich, irgendwo gelesen zu haben, daß einmal eine Gesellschaft christlicher Europäer, die sich, der Handlung wegen, in einer bengalischen Stadt niedergelassen hatten, an einem Freudentage, unter Trompeten= und Paukenschall, geschmauset, getrunken, gescherzet, gelachet und gesprungen habe, unterdessen daß die braune Bürgerschaft von Theurung und Hunger gepeiniget wurde, Schaaren halber Leichen in den Gassen umherwankten, zum Theil an der Schwelle des Freudenhauses niederfielen, röchelten und starben, ohne daß nur einer von der fröhlichen Gesellschaft von diesem jämmerlichen Anblicke den geringsten Eindruck auf sein Herz empfunden hätte. Bei dieser Gelegenheit wurde die Frage aufgeworfen: woher es doch kommen müsste, daß der Europäer, so bald er auf Ostindiens heißen Boden käme, seine Natur so ver-

änderte, und die zärtliche Theilnehmung an seiner Nebenmenschen Leiden, die er insgemein mit aus seinem Vaterlande brächte, mit barbarischer Fühllosigkeit vertauschte?

Der Grund hiervon ist so schwer nicht zu finden. Boden und Himmelsstrich sind hieran unschuldig. Das Vorurtheil vielmehr, diese fruchtbare Mutter des meisten Jammers, gebiert auch diese Fühllosigkeit. Wenn einmal durch ein bei der Nation herrschendes Vorurtheil eine gewisse Klasse Menschen zur Unterjochung verdammt ist, und die Vorrechte der Menschheit ihr entrissen sind; dann nimmt in kurzer Zeit das Herz eines jeden Bürgers eine solche Härte an, daß es dem Winseln, den Thränen und Zuckungen dieser Menschenart zusehen kann, ohne dabei viel mehr, als bei den Verzuckungen eines gewürgten Stiers zu empfinden. In den Ländern, die wir nur in der Absicht besuchen, um uns mit ihren Schätzen zu bereichern, sind nun einmal durch ein die Menschheit entehrendes Vorurtheil den Landesbewohnern die Rechte der Menschheit entwunden, und den Europäern das unumschränkte Recht, sie zu mißhandeln, zugestanden worden. Dieß Vorurtheil athmet der Europäer ein, sobald er seinen Fuß vom Schiffe

auf

auf das Land setzt, und fühlt bald die Wirkung davon an seinem Herzen.

Es würde mir leicht sein, mehrere Beispiele von ähnlicher Fühllosigkeit gegen die Leiden einer gewissen Menschenart, aus allerlei Jahrhunderten und Himmelsstrichen, zusammen zu bringen. Aber wozu diese Weitläuftigkeit, da wir solche Beispiele in der Nähe haben können? Wir leben in einem gemäßigten Himmelsstriche, und viele von uns sind, seit etlichen Jahren, so empfindsam geworden, daß sie der Floh dauert, dessen Wonneleben sie abkürzen müssen. Gleichwohl hat doch auch bei uns das Vorurtheil eine gewisse Gattung der Menschen zur völligen Unterjochung verdammt, und ihren Beherrschern eine unumschränkte Freiheit, sie nach eigener Willkühr zu behandeln, zugestanden. So wie die ersten Christen alles Unglück, das sich im römischen Reiche ereignete, entgelten mussten; so müssen auch diese gemeiniglich allen Verdruss empfinden, der in ihrer Vorgesetzten Häusern entsteht, ohne daß sie sich verantworten dürfen. Sie werden oft in Gesellschaften zur Beschimpfung aufgestellet, und haben keine Erlaubniss desshalb zu klagen; man hauet sie mit Ruthen, oft ohne etwas verwirket zu haben; oft martert

man

man sie mit langsamen Qualen zu Tode, und die meisten ihrer empfindsamen Mitbürger hören ihr Geschrei, sehen sie peinigen, ohne hierin etwas unbilliges zu finden.

Diese, unter dem Drucke seufzende Menschenart sind die Kinder, und ihre Unterdrükker die Aeltern. Die Misshandlungen, die sie in den meisten Häusern ausstehen müssen, sind bis zum Bejammern groß; und gleichwohl sind die meisten unserer Zeitgenossen schon so sehr an dergleichen Anblicke gewöhnt, daß sie das unschuldigste Kind können peitschen sehen, und sein Jammergeschrei anhören, oder dem Sarge eines andern, das durch väterliches oder mütterliches Vorurtheil hingerichtet wurde, folgen, ohne dabei an Ungerechtigkeit zu denken.

Vielen Kindern wird in den ersten Jahren ihres Lebens die Gesundheit ihres Körpers und ihrer Glieder durch der Aeltern Schuld entrissen! indem diese ihnen theils durch die Erzeugung das Gift mittheilen, das sie durch ihre Ausschweifungen in ihr Blut gebracht haben, theils durch Vorurtheile und Sorglosigkeit ihre Gesundheit zerstören. Daher glaube ich, ohne die Sache zu übertreiben, behaupten zu können, daß in keinem barbarischen Raubneste so viel

ver=

verstümmelte Sclaven umherwandeln, als in einer mittelmäßigen, wohlgeordneten Stadt Sieche und Gebrechliche, die durch ihrer Aeltern Schuld das wurden, was sie sind.

Die Mittel, die Gesundheit der Kinder zu erhalten, sind in den meisten Häusern so verkehrt, so augenscheinlich ihrer Gesundheit und ihrem Leben nachtheilig, daß ich nicht zu viel sage, wenn ich behaupte, daß die meisten Kinder, die das Jahr hindurch zu Grabe getragen werden, der Aeltern Vorurtheil getödtet habe.

Die Strafen, die diese kleinen, schutz- und wehrlosen Menschen fast täglich ausstehen müssen, sind mehrentheils ungerecht. Wenn gleich der Ungeheuer äußerst wenige sind, die in der Wuth ihre Kinder blutig und ungesund schlagen; so haben doch die wenigsten Kinder die Züchtigungen, die sie ausstehen müssen, verdient: sie leiden also Unrecht, und jeder Ruthenschlag, den man, ohne ihn verdienet zu haben, übernehmen muss, ist Ungerechtigkeit.

Da sitzt eine Mutter im Kreise ihrer Freundinnen, und stellt gegen ihre kleine Familie eine öffentliche Klage an, mahlt ihren Eigensinn, ihre Halsstarrigkeit, Bosheit, Trägheit, Unordnung mit den schwärzesten Farben ab; dort steht

ein Vater vor seinem achtjährigen Sohne, und hält ihm eine lange Strafpredigt, die ein Gewebe von den bittersten Vorwürfen und den pöbelhaftesten Schmähungen ist; ein anderer peitscht seine Kinder, allerhand Ungezogenheiten halben, die er an ihnen bemerkt hat. Wie aber Freunde! wenn ihr den Kindern die Fehler und Unarten, die ihr an ihnen bemerkt, selbst beigebracht hättet, wäre es nicht ungerecht, wenn ihr sie desshalb so hämisch behandeln wolltet? Wenn ihr erst euern Kindern gewisse Fehler beibrächtet, und sie hernach desshalb bestrafen wolltet, daß sie dieselben so gut begriffen haben, wäre das nicht grausam?

Und dieß ist ganz gewiss. Der Grund von allen Fehlern, Untugenden und Lastern der Kinder ist mehrentheils bei dem Vater oder der Mutter, oder bei beiden zugleich zu suchen. Es klingt dieß hart, und ist doch wahr.

Der Mensch zeugt immer Kinder, die seinem Bilde ähnlich sind. Das Gehirn, Blut, Bein und Fleisch des Kindes sind von seinen Aeltern entsprossen. Wenn nun die Aeltern fehlerhaft an Leib oder Seele, oder an beiden zugleich krank sind; so müssen nothwendig alle

diese

diese Krankheiten den Früchten ihres Leibes mitgetheilt werden. Der heftige Hang zu gewissen Lastern, die unbändige Bosheit, der Eigensinn, die Halsstarrigkeit, die unordentliche Lüsternheit, die übermäßige Sinnlichkeit, die Verdrossenheit, selbst die Dummheit, wovon die meisten Kinder, bald dieses, bald jenes mit aus der Windel bringen, sind augenscheinlich Mitgaben vom Vater oder von der Mutter.

Wer ferner Familien beobachtet hat, in denen nicht eine vorzüglich gute Kinderzucht herrscht, der wird bemerkt haben, daß die Fehler der Kinder sich mit den Jahren vermehren und vergrößern. Wie unschuldig lächelt das zweijährige Karlchen, und wie hämisch sieht der zehnjährige Leopold aus! Diese Anmerkung ist so durchgängig als wahr angenommen, daß man in vielen Häusern diejenigen Jahre, in welchen der Verstand des Kindes sich zu regen pflegt, da also die Besserung desselben merklicher werden sollte, die Flegeljahre (man verzeihe mir diesen Ausdruck!) nennt. Und also muss es auch wohl noch Ursachen geben, die nach der Geburt die Fehler des Kindes vermehren und vergrößern. Und diese sind mehrentheils wieder nirgends anders, als in den Aeltern zu suchen.

Erst-

Erstlich in ihrem Beispiel. Das Kind, das seines Verstandes noch nicht mächtig ist, kann nicht anders, als nachthun, was es von andern sieht, und von andern hört. Wollte man das Gegentheil von ihm verlangen; so käme mir dieß eben so widersinnig vor, als wenn ein guter Deutscher, der nie eine fremde Sprache sprach, von seinem Sohne, der an seiner Seite aufwächst, verlangen wollte, daß er nicht deutsch, sondern französisch sprechen sollte; und, wenn er dieß nicht könnte, ihm deßhalb Vorwürfe machen und sagen wollte: du ungeschickter Bube! Sieh nur, wie andre Kinder so gut französisch sprechen! und du — in deinem Leben wird nichts aus dir werden!

Und nun betrachte man das Beispiel, das viele Aeltern ihren Kleinen geben! Sie zanken, und verlangen von ihren Kindern Friedfertigkeit; sie kommen oft trunken nach Hause, und dringen bei ihnen auf Mäßigkeit; sie erzählen ihre Jugendsünden, und schlagen drein, wenn die Kinder dieselben ebenfalls begehen; sie klagen über die Arbeit, preisen die Müßiggänger glücklich, und murren, wenn die Kinder gegen die Arbeit Abneigung bezeigen; sie erlauben sich alle die Ausschweifungen, um derentwillen sie

ihre

ihre Kinder züchtigen. Aeltern, die solche Beispiele geben, können wohl nicht läugnen, daß sie die vornehmsten Lehrmeister sind, von denen die Kinder ihre Untugenden gelernt haben.

Zweitens im Mangel der Aufsicht. Sie klagen oft, daß sie ihren Kindern die beste Erziehung gäben, und doch verspürten sie bei ihnen keine Früchte davon. Wenn man aber diese Erziehung näher beleuchtet; so ist sie weiter nichts, als ein Unterricht, den sie denselben, täglich ein paar Stunden, entweder selbst geben, oder durch andre geben lassen. Im übrigen überlassen sie die Kleinen sich selbst, verstatten ihnen, mit den rohesten Kindern umzugehen, übergeben sie dem Gesinde, sind entweder auf ihre Geschäfte so eifrig, oder halten so viel Gesellschaften, nehmen an allen Lustbarkeiten so viel Antheil, daß ihre Kinder den größten Theil ihrer Jugendjahre ganz ohne Aufsicht unter Leuten von verdorbenen Sitten zubringen. Wenn das Mädchen nun eben so frech, wie die Magd wird; wenn der Knabe die niedrige Denkungsart der Gassenjungen annimmt; wer ist denn davon Ursache? Gewiss das Kind nicht, sondern diejenigen, die es einer solchen Gesellschaft preis gaben.

Drittens in Fehlern der Erziehung. Diese sind so zahlreich, daß man ein dickes Buch schreiben könnte, wenn man einen nur ganz unvollständigen Nachweis davon liefern wollte. Was ist z. B. gewöhnlicher, als daß man eine Menge Untugenden übersieht, so lange man bei guter Laune ist; hingegen um eines kleinen Versehens willen straft, wenn etwa die Milch in das Feuer gelaufen, ein Mahnbrief angekommen ist, oder sonst etwas Widriges, daran die Kinder gänzlich unschuldig sind, sich zugetragen hat! daß man zuschlägt, wenn sie ein Glas umstoßen, und Bosheiten ungerügt läßt! das geringste Versehen straft, wenn sie es gestehen; aber niemals ahndet, wenn sie läugnen! daß man nie ihren Willen thut, wenn sie bitten; aber durch die süßesten Worte sie zu beruhigen sucht, wenn sie stampfen und toben! daß man von einem sechsjährigen Mädchen verlangt, daß es eben so bedächtig handeln, und so altklug thun soll, wie die vier und zwanzigjährige Mutter, oder der dreißigjährige Vater! Kinder so erziehen, heißt, das Feuer mit Oele löschen, und den Krebs im Wasser ersäufen wollen.

Habe ich also nicht recht, wenn ich behaupte, die Gesellschaft der Kinder sei durch das Vor-

urtheil

urtheil zur Unterjochung verdammt, und werde von ihren Vorgesetzten grausam misshandelt, ohne daß eben Jemand durch ihr trauriges Schicksal so gerührt würde, daß er ihnen Recht zu verschaffen suchte?

Die traurigen Folgen, die daraus für die Gesellschaft entspringen, sind nicht zu berechnen. Schon dieß ist traurig, daß so viel tausend Unschuldige leiden, und die schönsten Tage ihres Lebens missvergnügt zubringen müssen; daß so viele, die einst die brauchbarsten Glieder des Staates hätten werden können, von der Unwissenheit ihrer Aeltern entnervet, verstümmelt, zu jeder Handlung, die Kraft erfordert, unfähig gemacht, oder wohl gar hingerichtet werden. Und wenn das wahr ist, was von jeher der vernünftigste Theil der Menschen behauptet hat, daß Tugend allein den Menschen wahre Glückseligkeit verschaffe, daß der Besitz einer Welt ihm diejenige Zufriedenheit nicht zu schenken vermöge, die aus derselben entspringt: möchte nicht jedem Menschenfreunde das Herz bluten, wenn er dem größten Theile der Nachwelt dieses Gut entreißen, und ihn im Laster unterweisen sieht? Wenn der junge Mensch, der noch keinen bessern, einsichtsvollern Freund als seine Aeltern

Aeltern kennt, ihr Wort annimmt, als ob es vom Himmel geredet wäre, ihren Leitungen sich zuversichtlich überlässt, aber an ihnen Verräther findet, die ihn auf die gefährlichsten Irrwege leiden, von denen er sich entweder nie, oder erst spät mit geschwächtem Körper, verwundetem Gewissen und thränenden Augen zurecht findet?

Dieß ist aber noch nicht alles! Der Zustand der Aeltern verliert dabei so viel, als der Zustand der Kinder.

Das Vergnügen, sich in guten Kindern vervielfältigt zu sehen, ist so reizend, daß es auch das Vieh empfindet. Auch die Henne scheint einen festlichen Tag zu haben, wann sie ihre Jungen das erste Mal ausführen kann. Auch das Schaaf thut Freudenspringe, wenn es in Begleitung seines Lammes auf die Weide geht. Für den Menschen, der an jeder Sache mehr Schönes bemerken kann, ist dieß Vergnügen noch weit reizender. Der Gedanke, daß Kinder Theile von uns sind, daß wir bei einer Anzahl gutartiger Kinder nie alt werden, indem unserer Kinder Kräfte wachsen, und unsere Stützen werden, wenn unsre eignen abnehmen; daß unser Name, unser Bild, unsre Denkungsart doch in der Welt

bleibe,

bleibe, wenn wir sie auch verlassen müssen; daß die Früchte eines vierzig- bis funzigjährigen Fleißes nicht lachenden Erben in die Hände fallen, ist einer der süßesten Gedanken, den die menschliche Seele zu denken vermag. Gute Kinder sind wahrer Reichthum! Wer sie gut zu behandeln weiß, erzieht sich eine Anzahl von Dienern, die mit Freuden seinen Wink befolgen. Er kann ungleich mehr arbeiten, ausführen, erwerben, als ein anderer, der kinderlos ist. Dieß erkannten die Alten wohl, deren Sitten einfältiger, aber unschuldiger, als die unsrigen waren, und die desshalb ihren Reichthum nach der Zahl ihrer Kinder berechneten, die in der Meinung standen: Wie die Pfeile in der Hand eines Starken, also gerathen die jungen Knaben. Wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat! Die werden nicht zu Schanden, wenn sie mit ihren Feinden handeln im Thor. — Viel Töchter bringen Reichthum! Eine Stube voll guter Kinder gewährt den Aeltern alle Augenblicke die angenehmsten Auftritte. Keine Schaubühne vermag so reine, gesunde und stärkende Freude in die Seele zu bringen, als die Beschäftigungen und Spiele der kleinen

Nach-

Nachwelt; kein Seiltänzer kann uns so aufheitern, als das Gaukeln des Kindes, das seine ersten Schritte wagt; kein Concert ist wahrhaftig väterlichen und mütterlichen Ohren so süß, als sein Stammeln; ein Solo mit fünf Matadors kann das Herz nicht so rühren, als eine gute Handlung eines Kindes; und kein pariser Kopfputz hat so viel Reiz, als ein Stück Leinwand, zu dem das kleine Lottchen die Faden selbst gesponnen hat, und das sie nun der Mutter überreichet, oder eine Zeichnung, vom kleinen Wilhelm verfertigt.

Aber diese Freuden, diese süßen, und doch wohlfeilen Freuden, die auch der Taglöhner genießen kann, die uns unter den meisten Mühseligkeiten dieses Lebens aufheitern könnten, sind für die meisten Aeltern dahin. Unersetzlicher Verlust!

Wie selten sind die Aeltern, die den Werth ihrer Kinder zu schätzen wüßten! die sie für Reichthum hielten! Das erste und andere nehmen sie mit Freuden an, bei der Ankunft des dritten setzet es schon verdrießliche Gesichter, und ein Bauer, der bereits Vater von drei Kindern ist, empfindet fast allemal mehr Freude über den Zuwachs seiner Heerde, als über die Entbindung

seiner

seiner Frau. So ist der Mensch ausgeartet! Wie selten sind die Aeltern, welche die süßen Freuden empfinden, die ein Herdchen guter Kinder in die Seele bringen kann! Die meisten sind froh, wenn sie sich von ihren Kindern losreißen können; keine Stunden sind ihnen vergnügter, als die sie in Entfernung von ihnen zubringen; sie suchen den letzten Heller auf, verpfänden oft Kleidung, Hausgeräthe und Grundstücke, um außer ihren Häusern sich vergnügte Stunden zu machen; sehen jeden Tag für verloren an, den sie bei ihren Kindern zubringen müssen, und klagen, daß sie ihres Lebens nicht froh würden. Wie elend und bejammernswürdig sind nicht diese Leute! Sie sitzen an der reinen Quelle, die neben ihnen hoch empor sprudelt, und durch ihr sanftes Murmeln sie zum Trunke einladet, und klagen über Durst.

Fast alles dieß verdrießliche und freudenlose Wesen, das man an den meisten Aeltern bemerkt, entspringt aus der verkehrten Art, wie sie ihre Kinder behandeln. Sie lehren ihnen Ungehorsam, Halsstarrigkeit, Eigensinn, Trägheit, Unordnung und Eitelkeit. Kinder mit solchen Untugenden sind freilich kein Reichthum. Der Vater einer so verwilderten Familie ist viel-

mehr ein armer, beklagenswürdiger Mann. An jedem Kinde hat er einen Befehlshaber, der täglich Nahrungsmittel, Ergötzlichkeiten, Kleidung und Aufwartung fordert, ohne sich die geringste Mühe zu geben, das Seinige zum allgemeinen Besten des Hauses beizutragen. So muss der arme Vater über Vermögen arbeiten und frohnen, um immer im Stande zu sein, die Contributionen abzutragen, die seine Kinder von ihm fordern. Das einzige, was ihm von Herrschaft noch übrig ist, ist die Erlaubniss, bisweilen eine Strafpredigt zu halten, und durch Schläge seinen Unwillen auszulassen. Man entkräftet seine Kinder und macht sie krank, man bringt ihnen eine Menge höchst widriger und unangenehmer Untugenden bei; und nun ist es freilich kein Wunder, wenn der Aufenthalt bei ihnen höchst unangenehm ist; wenn die Aeltern, die ihre Tage in einer Stube zubringen müssen, wo das eine Kind wimmert, das andere durch sein bleiches Gesicht Mitleiden erregt, das dritte zanket, das vierte lärmet, sich nach einem Orte sehnen, wo sie freie Luft athmen, und bei einem Kruge Bier oder Wein, oder in einer lustigen Gesellschaft, ihre Kinder und ihr Leid vergessen können.

Dieß

Dieß alles hat mich nun bewogen, dieß Büchlein aufzusetzen. Es soll eine Schutz- und Bittschrift für die armen, wehrlosen Kinder sein, deren viele durch die Unwissenheit und Unvorsichtigkeit der Aeltern um ihre vergnügten Stunden, um Tugend, Gesundheit und Leben gebracht werden. Ich habe dieß mit viel Beispielen bewiesen, von denen schwerlich jemand eines lesen wird, ohne sich an ein Haus zu erinnern, wo es eben so zugehe, wie es in dem Beispiele beschrieben wird.

Ist nun dieses, giebt es allenthalben Leute, die ihre Kinder so unvernünftig behandeln, wie hier erzählet wird; so ist es ja gewiss, daß die Aeltern mehrentheils selbst an den Untugenden ihrer Kinder, oft auch an ihren Krankheiten und ihrem Tode Ursache sind.

Aeltern, die ganz roh sind, werden nun freilich dadurch nicht gebessert werden, sie werden das Buch voll Unwillen weglegen, schimpfen, und in der verkehrten Art, die Kinder zu behandeln, fortfahren. Für diese habe ich aber auch nicht geschrieben.

Was aber Aeltern sind, die noch einiges Nachdenken haben, bei denen noch ein Funke Zuneigung zu ihrem eignen Fleische und Blute

zu finden ist, die werden doch dadurch aufmerksam gemacht werden. Wie? werden sie denken, ich sollte selbst meine Kinder krank machen? ich sollte selbst an ihren Untugenden Schuld sein, die mir so viele missvergnügte Stunden verursachen? Dieser Gedanke wird sie niederschlagen, sie werden die Sache weiter überlegen, und gar bald sich überzeugen, daß ich die Wahrheit geredet habe. Wenn nur zehn Paar Aeltern dadurch so weit gebracht würden, daß sie sich der Thorheiten schämten, die sie zeither begingen, und die ich hier gerüget habe; wenn sie dieselben ablegten, ihre Kinder vor Verzärtelung, gekünstelten Speisen, den Klauen der Quacksalber, und was sonst der Gesundheit und dem Leben des jungen Weltbürgers schädlich sein mag, verwahreten; immer so redeten und handelten, wie sie wünschten, daß ihre Kinder reden und handeln möchten; mehr Liebe und Vernunft bei ihrer Erziehung gebrauchten; wenn dadurch nur in zehen Häusern die Familienfreuden, die süßesten und wohlthätigsten unter allen irdischen Vergnügungen, wieder hergestellt würden; o wie viel Gutes hätte ich durch diese wenigen Blätter gestiftet! wie stolz wollte ich darauf sein, sie geschrieben zu haben!

Freilich werden meine Leser und Leserinnen aus diesem Buch noch nicht ersehen können, was sie eigentlich mit ihren Kindern vornehmen sollen, um Freude an ihnen zu sehen. Sind sie aber nur erst davon überzeugt, was ich sie durch alle diese Beispiele habe lehren wollen, daß in ihnen selbst der Grund von den Fehlern ihrer Kinder liege; dann können sie weitere Belehrung finden in meinem: Conrad Kiefer, oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder.

Das ganze Buch ist in einem scherzhaften Tone abgefasst; nicht desswegen, als ob ich glaubte, daß die Thorheiten, von denen ich rede, unbedeutende, belachenswürdige Kleinigkeiten wären: denn aus dem, was ich in dieser Vorrede gesagt habe, kann man schon schließen, daß ich diese Thorheiten für solche Uebel halte, welche die Thränen des Menschenfreundes verdienen. Desswegen schrieb ich vielmehr scherzhaft, damit ich desto mehrere Leser herbeilocken, und ihnen im Scherz Wahrheiten sagen könnte, die den meisten so nützlich, so unentbehrlich sind; damit auch diese das Büchelchen lesen möchten, die nicht Geduld genug haben, einen ernsthaften Vortrag auszuhalten.

Daß

Daß hier und da ein pöbelhafter Ausdruck vorkommt, wird man mir hoffentlich verzeihen. Wenn man schildern will, muss man die Sachen vorstellen, wie man sie findet. Ein netter, reinlicher Anzug, den der Maler um den Körper des Bettlers hängen wollte, würde das Auge des Kenners mehr beleidigen, als ein zerrissener Rock. Alsdann erst hat man Ursache sich zu beschweren, wenn die Vorstellung der Natur so hoch getrieben wird, daß die Schamhaftigkeit dabei leidet. Und dieß kann man mir nicht zur Last legen.

Uebrigens hoffe ich von allen Aeltern, die nur einiges Nachdenken haben, daß sie dieß Büchelchen sorgfältig verschließen werden, damit es ja nicht in die Hände der Kinder komme. Sie würden alle Achtung bei ihren Kindern verliehren, wenn diese die Thorheiten ihres Betragens kennen lernten. Auch der einfältigste Vater behauptet oft eine zeitlang sein Ansehen unter seinen Kindern. Es ist aber um ihn geschehen, sobald seine Einfalt in der Kinder Gegenwart aufgedeckt wird.

Vorrede
zur
dritten Auflage.

Bei dieser dritten Auflage habe ich den Ausdruck durchgängig verbessert, verschiedene pädagogische Fehler, die bei den ersten Auflagen übergangen waren, gerügt, und so dieser Ausgabe vor dem Nachdrucke beträchtliche Vorzüge verschafft.

So launig oft der Vortrag ist, den ich mir in diesem Buche erlaubt habe, so ernsthaft ist der Inhalt, so sehr verdient er beherzigt zu werden. Nach meiner Empfindung ist das wahre Elend der Menschen immer eine Folge der menschlichen Vorurtheile, Thorheiten, Schwäche u. s. w., die nicht mit ihrer Natur wesentlich verbunden sind, sondern fast immer durch eine fehlerhafte

Erziehung, theils genährt, theils wirklich hervorgebracht werden. Die in diesem Buche vorgetragenen Erzählungen, die, dem Inhalte nach, wahr sind, obgleich ihre Einkleidung Erdichtung ist, mögen dieser Behauptung statt der Belege dienen. Es scheint also wirklich, als ob der vorzüglichste Grund vom menschlichen Elende in der ersten Erziehung liege, die dem Menschen gegeben wird, und daß also diese müsse verbessert werden, wenn jenes sich mindern soll.

Aber eben dieses giebt uns die stärkste Hoffnung zu bessern Menschen und glücklichern Zeiten. Vor den letzten zehen Jahren wurde über die Erziehung äußerst wenig gesagt. Die Pflicht, die Kinder gut zu erziehen, wurde zwar von allen Kanzeln gepredigt und eingeschärft, aber wie man Kinder gut erziehen müsste, davon war gemeiniglich ein tiefes Stillschweigen. Dieß konnte auch nicht wohl anders sein; weil i einer Versammlung, die aus Aeltern und Kindern bestand, es unschicklich war, den erstern Regeln der Erziehung zu geben, und ihre Erziehungsfehler zu rügen. In Volksschriften, z. E. Erbauungsbüchern u. dergl. wurde der Sache auch entweder gar nicht, oder nur obenhin gedacht. Daher darf man sich nicht wundern, wenn nicht nur

von der rohen, sittenlosen Menschenklasse, sondern auch oft von den gelehrtesten, aufgeklärtesten Menschen, in den besten Absichten, sehr wichtige Erziehungssünden begangen wurden, und oft die Kinder der gelehrtesten, rechtschaffensten Väter am schlechtesten geriethen.

Und nun halte man dagegen den Eifer, mit welchem jetzt allenthalben an Verbesserung der Erziehung gearbeitet wird, und mit dem man sich bemühet, selbst dem Landmanne aufgeklärtere Begriffe von derselben beizubringen! Sollte dieses ernstliche, immer weiter um sich greifende Bestreben, bei dem die Hand der Vorsehung ganz unverkennbar ist, nicht für das menschliche Geschlecht wohlthätige Wirkungen haben?

Daß diese auch durch das gegenwärtige Buch mögen befördert werden, ist mein herzlicher Wunsch.

Schnepfenthal, im December 1791.

Ch. G. Salzmann.

Vorrede
zur
vierten Auflage.

Da mein Herr Verleger von meinem Krebsbüchlein eine neue Auflage zu veranstalten nöthig gefunden hat; so erhalte ich dadurch die beruhigende Gewissheit, daß es auch im fünf und zwanzigsten Jahre, nach seinem Entstehen, noch gelesen werde. Ein Glück, das bei der jetzigen Vielschreiberei nur wenigen Büchern zu Theil wird. Mein Zweck bei Ausfertigung desselben war, die kleine Welt gegen ihre Aeltern in Schutz zu nehmen, es dahin zu bringen, daß sie ihrer Kindheit sich freuen könnten, und ihre Freuden nicht durch Vorurtheil und verkehrte Behandlung verleidet würden. Dem, der alles weiß, ist es bekannt, wie viel ich dadurch bewirkt habe. Davon aber bin ich gewiss überzeugt, daß meine

meine Arbeit nicht ganz vergeblich gewesen ist; daß manche Mutter, die sonst ihre Kinder nicht leiden mochte, in ihrer Kinderstube ihren Himmel findet, und mancher Vater, der sonst außer seinem Hause Aufheiterung suchte, sich nicht mehr von seinen Kindern trennen kann, und daß das Krebsbüchlein zu dieser Veränderung beigetragen habe.

Von dem Ameisenbüchlein, das ich vor einiger Zeit heraus gab, verspreche ich mir eine ähnliche Wirkung, da es mit dem Krebsbüchlein gleichen Zweck hat. Auch in diesem nehme ich mich der Kleinen an, und suche sie gegen Mißhandlung ihrer Erzieher zu schützen.

Die Summe von beiden ist diese: Aeltern und Erzieher! Wenn eure Kinder Untugenden und Fehler an sich haben; so sucht den Grund davon nicht in ihnen, sondern — — in Euch. Dieß ist für viele freilich ein sehr hartes, aber gewiss ein wahres Wort, das, wenn es recht gefasst, angenommen und befolgt wird, sehr wohlthätige Wirkungen hervor bringen muss. Durch Annehmung desselben werden Aeltern und Erziehern die Augen geöffnet werden, und die Kinderwelt wird ihnen in einem reizenden Lichte erscheinen.

Die Ungezogenheiten, Tücken, Bosheiten, Nervenschwäche u. dgl. u. dgl., die sie sonst an ihren Kleinen zu bemerken glaubten, werden nicht mehr sein; sie werden nur schuldlose Geschöpfe erblicken, die noch Kinder, folglich noch nicht vernünftig, und deßhalb zu tausend Thorheiten und unüberlegten Handlungen aufgelegt sind, und sich darüber eben so wenig entrüsten, als über das Straucheln des kleinen einjährigen Fritz, der bei seinem Gehen die Füße einwärts setzt.

Und Heil euch, ihr Kleinen, die ihr das Glück habt, unter solcher Personen Aufsicht aufzuwachsen, die von euern Untugenden den Grund in sich suchen. Dann werdet ihr recht gesund und froh, vernünftig und gut werden, mit alle den Plagen unbekannt bleiben, die sonst der Kindheit Freuden verbitterten, und ihr Lächeln in Jammermienen umschufen, und zu Weibern und Männern aufwachsen, die alle den Segen auf ihre Nachkommen forterben, den ihnen eine vernünftige Erziehung verschafft hat.

Schnepfenthal, im November 1806.

Ch. G. Salzmann.

Vorrede

Vorbericht
zur
fünften Auflage.

Beinahe vierzig Jahre sind es, daß des hochverdienten Salzmanns Krebsbüchlein zuerst erschienen ist. Seit der Zeit ist es durch vier Auflagen und eine große Menge Nachdrücke in ganz Deutschland verbreitet worden, und wird noch verlangt, so daß eine fünfte Auflage nöthig geworden ist. Dieses beweist, daß die Zeichnungen nach dem Leben, welche Salzmann entworfen hat, immer noch als zeitgemäß gelten, als ob sie eben jetzt erst aufgefasst, und zur Selbsterkenntniss ausgestellt würden. So viel auch seit vierzig Jahren für die Erziehung gewirkt und geschrieben worden ist; so wenig hat sich im Allgemeinen die häusliche Erziehung geändert. Sie wird auch noch ferner dem Zufalle überlassen

sen bleiben, und alle die Mängel und Fehler an sich tragen, die in dem Krebsbüchlein mit so viel Kenntniss des Lebens dargestellt sind. Sie ist ja eine Kunst, die nur nach langer Uebung und Erfahrung erlernt werden kann; und dennoch soll jedes junge Ehepaar, das oft nicht über die Gegenstände seines Erwerbes und des Hauswesens weiter hinaus denkt, und je hinaus gedacht hat, sogleich zu erziehen anfangen, so wie das erste Kind zur Welt kommt.

Wenn dann auch Versuche gemacht, und einige Erfahrungen eingesammelt worden, so werden diese doch in der Folge wenig oder gar nicht benutzt, sobald mehr Kinder kommen, und die Sorge für die Erhaltung derselben die gesamte Thätigkeit der Aeltern in Anspruch nimmt. Dann ist schon viel gewonnen, wenn die Aeltern nicht zu denen im Krebsbüchlein gehören, und nicht durch Unvernunft und Selbstvergessenheit das Gute stören und verhindern, welches sich von selbst in den Kindern entwickelt haben würde. Weit nützlicher, als eine Anweisung zur echten Erziehung, wird unter solchen Umständen das Krebsbüchlein für sie sein, da dieses nur auffordert, sich vor Fehlern zu bewahren, indem es den Spiegel vorhält. Es hangt ja nur von dem

Willen

Willen ab, sich von solchen Fehlern fern zu halten, und die Hindernisse, welche der Entziehung entgegenstehen, aus sich selbst zu verbannen; dagegen gehört mehr als guter Wille dazu, die rechten Mittel zu wählen, um in jedem einzelnen Kinde das Gute zu befördern, sein Begehren zweckmäßig zu leiten, und den keimenden Saamen des Bösen, welchen das Leben in der Gesellschaft auch in des Kindes Herz streut, so zu vertilgen, daß von seinen getriebenen Wurzeln nicht die kleinste mit Lebenskraft zurückbleibt.

Daraus scheint es sich erklären zu lassen, daß Salzmanns Krebsbüchlein so viel gekauft und gelesen worden ist.

Bei der Ueberarbeitung dieses Büchleins war es nöthig, dasjenige nach den Zeitumständen abzuändern, was im Leben selbst verändert worden ist. Denn gegenwärtig darf Herr Orgon sich nicht mehr darüber aufhalten, daß Meister Jörgens Gottfried, um etwas aus sich zu machen — einen Haarbeutel und seidene Strümpfe trägt; und die Erzählung muss dem Leser unwahr vorkommen, daß Ernestinchen schon im dritten Jahre Poschen habe tragen müssen, und gegenwärtig ein Mann mit ungepudertem Haare

bei

bei ihr für einen Dummkopf gelte. Die Zeiten sind auch vorbei, in welchen die Mädchen sich damit herausputzten, daß sie über Unterlagen von Werch und Pferdehaaren ihr eignes Haar legen ließen.

Einzelne Ausdrücke, welche Salzmann gewiß durch bessere ersetzt haben würde, wenn er jetzt lebte, habe ich umgeändert, und einige Erzählungen auf andere Art geendet, um ihnen die eingeschlichenen Härten zu nehmen.

Die zweite Erzählung zu der Ueberschrift: belüge und hintergehe die Kinder oft 2c., habe ich weggelassen, da die einzige Lüge des Vaters darin bestand, daß er seinem kleinen Franz gesagt hatte, der Storch hätte das neugeborne Brüderchen gebracht; Franzens ältere Schwester aber über die Leichtgläubigkeit des Knaben lachte, und ihm alles erzählte, was sie von der Geburt der Kinder wusste. Wenn der Vater nach der Zeit etwas erzählt hat, soll Franz gesagt haben: Vater, du lügst doch nicht, wie jenes Mal mit dem Storche? Das letzte ist gar nicht wahrscheinlich; aus der ganzen Erzählung fließt aber die Lehre, daß man jedem kleinen Knaben alles entdecken solle, wie es mit der

Geburt des Kindes zugehe, wenn er danach fragt. Und wenn er nun noch weiter fragt?

Die meisten Aeltern werden sich wohl dagegen sträuben, ihren Kindern solche Entdeckungen zu machen. Auch hat das Mährchen von dem Storche, mit welchem die Kinder zufrieden gestellt werden, bis jetzt noch nicht der Bildung des Menschen geschadet. Jeder hat zeitig genug die Wahrheit erfahren, und keiner hat wohl seine Aeltern deßhalb Lügner genannt, weil sie durch eine Erdichtung seinen neugierigen Fragen in der Kindheit ein Ende gemacht, und ihm obenein eine Zuckerdüte gegeben haben, die angeblich der Storch mitgebracht hatte. Eben so wenig wird sich jemand darüber beschweren, daß er in seiner Kindheit das Mährchen vom Weihnachtsmanne habe glauben müssen.

Die Erzählung mit der Ueberschrift: ergieb dich der Trunkenheit; so wirst du dumme Kinder erzeugen! schien mir nicht in das Krebsbüchlein zu gehören, da hier nur von Erziehung der Kinder die Rede sein soll.

Die vier Erzählungen zu der allgemeinen Ueberschrift: Mittel, den Kindern die Unzucht zu lehren! sind weggeblieben. Sehr viel Leser,

 und

und besonders Leserinnen haben an ihnen einen Anstoß gefunden. Außerdem sind sie zu unvollständig, um auf alles das aufmerksam zu machen, was sich auch in die Jugendwelt als Gift einschleicht. Darum hat Salzmann selbst auf sein Buch: über die heimlichen Sünden der Jugend, verwiesen.

Die mit einem Sternchen bezeichneten Erzählungen sind Zusätze von dem Sohne des Verfassers, Herrn Karl Salzmann, jetzigem Vorsteher der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal.

Der Anhang bedarf keiner Vorrede; er mag sich durch seinen Inhalt selbst rechtfertigen.

Erfurt, am 12ten Mai 1819.

K. Hahn.

Inhalt.

Seite

Mittel, sich bei den Kindern verhasst zu machen. 1

I. Man darf ihnen nur Unrecht thun, so wird der Hass von selbst erfolgen, 1. 2. 3. 4. . ebd.

II. Oder man kann auch diese Absicht erreichen, wenn ein Ehegatte sich bemühet, den Kindern Widerwillen gegen den andern beizubringen, 1. 2. 10

III. Sei bei den Liebkosungen deiner Kinder unempfindlich! Nimm an ihren Freuden keinen Theil! und sie werden dir gewiss gram werden, 1. 2. 11

IV. Versage deinen Kindern unschuldige Ergötzlichkeiten, und sie werden dich verabscheuen. . 13

V. Auch durch Verspottung deiner Kinder kannst du dich bei ihnen verhasst machen, 1. 2. . 14

Seite

VI.* Zeige oft unverdientes Misstrauen gegen deine Kinder; so wirst du gewiss bald ein Gegenstand ihres Hasses werden, 1.* 2.* . . . 17

Mittel, Kinder gegen sich misstrauisch zu machen. 18

Belüge und hintergehe sie oft, so werden sie dir nicht mehr trauen. 1. 2. . . . ebd.

Mittel, sich bei den Kindern verächtlich zu machen. 19

I. Macht eure Kinder mit euern Fehlern bekannt! und sie werden euch gewiss verachten, 1. 2. . ebd.

II. Befiehl viel, ohne nachzufragen, wie es sei befolgt worden! drohe immer, ohne deine Drohungen zu erfüllen! und du wirst bald deiner Kinder Spott werden, 1. 2. 3. . . 22

III.* Bestrafe deine Kinder solcher Vergehungen halben, die du dir selbst zu Schulden kommen lässest, 1. 2. 25

Mittel, Kindern frühzeitig Hass und Neid gegen ihre Geschwister einzuflößen. 27

I. Entziehe dem einen deine Liebe, und schenke sie ganz dem andern. . . . . ebd.

II. Wenn du ein Kind strafest, so lobe das andere. 30

III. Sei fein gelinde bei den Kränkungen, die deine Kinder einander zufügen, und hüthe dich, daß du ihre Zänkereien genau untersuchst. . 32

Mittel,

Seite

Mittel, bei Kindern die Menschenliebe zu ersticken. 33

Sprich von den Menschen in deiner Kinder Gegenwart recht viel Böses, 1. 2. 3. . . ebd.

Mittel, Kindern die Grausamkeit zu lehren. 39

Bringe ihnen frühzeitig ein Vergnügen an den Schmerzen und Qualen unschuldiger Geschöpfe bei. . . . . . . ebd.

Mittel, die Kinder rachgierig zu machen. 42

I. Wenn sie unwillig sind, so gieb ihnen allemal etwas, woran sie ihren Unwillen auslassen können. . . . . . . ebd.

II. Wenn dein Kind von jemand ist beleidigt worden; so stelle ihm die Beleidigung recht groß vor, und lass sie nicht auf ihm sitzen. . 44

Mittel, Kindern den Neid zu lehren. . 49

Stelle ihnen immer anderer Leute Glück als ein großes Unglück vor. . . . . ebd.

Mittel, Kindern Schadenfreude beizubringen. 52

Bringe sie nur erst so weit, daß sie sich über anderer Glück ärgern; so werden sie sich gewiss auch bald über ihr Unglück freuen. . . ebd.

Mittel, Kindern Abscheu gegen gewisse Thiere einzuflößen. 53

Suche dein Kind zu bereden, daß dergleichen Thiere giftig wären. . . . . ebd.

Mittel,

Seite

Mittel, Kindern Abneigung gegen fremde Religionsverwandte einzuflößen. . 55

I. Berede sie, Gott hasse alle diejenigen, die nicht ihres Glaubens sind. . . . ebd.

II. Gehe deinen Kindern mit gutem Beispiele vor. 58

Mittel, die Kinder gegen die Schönheiten der Natur unempfindlich zu machen. 60

I. Verweise es ihnen, wenn sie die Natur beobachten wollen, und suche sie durch allerlei Versprechungen davon abzubringen. . . . ebd.

II.* Arbeite dahin, daß deine Kinder nur recht genußsüchtig werden. 63

III. Schöpfe die erste Nahrung für den Geist deiner Kinder aus Dingen, die der Fassungskraft derselben recht unangemessen sind. . . 66

Mittel, wie man Kinder kann lehren, Gespenster zu sehen. 68

Erzähle deinen Kindern recht sehr viel von Gespenstern. . . . . ebd.

Mittel, Kindern Furcht vor Gewittern beizubringen. 72

Stelle dich selbst, sobald ein Gewitter aufsteigt, fein ängstlich an; so werden sich deine Kinder bald nach dir bilden! . . . ebd.

Mittel, den Kindern Todesfurcht einzuflößen. 74

Beschreibe ihnen den Tod als das schrecklichste Uebel. . . . . ebd.

Mittel,

Seite

Mittel, den Kindern die Religion verhasst, oder doch gleichgiltig zu machen. . 76

I. Mache ihnen Gott verhasst, so werden sie auch die Religion hassen. . . . . ebd.

II. Bringe ihnen die Religion auf eine verhasste Art bei, so werden sie bald gegen dieselbe Abneigung bekommen, 1 2. . . . 78

III. Auch kannst du diese Arbeit erreichen, wenn du ihnen diejenigen verhasst und verächtlich machest, die ihnen die Religion lehren, 1. 2. . 80

Mittel, die Kinder eigensinnig zu machen. 83

Thue alles, was sie verlangen. . . ebd.

Mittel, Kindern das Lügen zu lehren. . 86

I. Halte sie fein frühzeitig zum Lügen an. . ebd.

II. Belache und belohne die Lüge. . . 89

III. Glaube alles, was dir deine Kinder sagen. 90

IV. Strafe deine Kinder, wenn sie die Wahrheit sagen. 92

V. Gieb ihnen in deinen Gesprächen Veranlassung zum Lügen, 1. 2. 95

Mittel, Kinder fein frühzeitig zur Verläumdung zu gewöhnen. . . . 98

Muntere deine Kinder auf, andern recht viel Böses nachzureden. . . . . ebd.

Mittel, Kinder verdrießlich und mit ihrem Zustande missvergnügt zu machen. 100

I. Zeige ihnen alle Dinge von der schlimmen Seite. . . . . . ebd.

Seite

II. Stelle ihnen Dinge, die sie nicht haben können, recht süß vor. . . . 103

*Mittel, die Kinder zum Schmollen zu bringen. 105

Schmolle selbst recht lange mit ihnen, auch wenn sich deine Kinder besserten. . . ebd.

Mittel, die Kinder zum Trotze zu gewöhnen. 106

Achte nicht auf ihre Bitten! sei aber willfährig, ihren Willen zu thun, sobald sie etwas mit Heftigkeit fordern. . . . . ebd.

Mittel, die Kinder für die Welt unbrauchbar, und ihr Leben freudenlos zu machen. 109

Zwinge sie zu einem Berufe, zu dem sie weder Lust noch Geschicklichkeit haben. . . ebd.

Mittel, Kinder naschhaftig zu machen. . 113

I. Versage ihrer Lüsternheit nichts. . . ebd.

II. Gieb ihnen Geld unter die Hände, ohne dich zu erkundigen, wie sie es angewendet haben. 115

III. Mahle ihnen die Leckerbissen recht süß vor. 117

Mittel, Kinder gefräßig zu machen. . 118

Siehe darauf, daß ihnen die Magen recht vollgepfropft werden. . . . . ebd.

Mittel, die Kinder zum Guten verdrossen zu machen. 120

Bemerke nicht das Bestreben deiner Kinder, gut zu sein; so werden sie es bald überdrüssig. ebd.

Mittel,

Seite

Mittel, die Kinder dumm zu machen. . 122

I. Gieb ihnen derbe Maulschellen, wenn sie etwas versehen. . . . . . ebd.

II. Mache deine Kinder vor der Zeit klug, so werden sie bald dumm. 123

Mittel, die Kinder ungeschickt zu machen. 126

Siehe darauf, daß sie gut bedient werden. ebd.

Mittel, Kindern die Unordnung zu lehren. 128

Steure bei Zeiten ihrer Liebe zur Ordnung. ebd.

Mittel, Kinder eitel zu machen. . 130

I. Lehre sie frühzeitig den großen Werth des Putzes kennen. . . . . . ebd.

II. Führe sie, so bald als möglich, in große Gesellschaften ein. 132

Mittel, Kindern Geschmack am Müßiggange beizubringen. 137

Stelle ihnen oft die Beschwerlichkeit der Arbeit und die Süßigkeit des Müßigganges vor. ebd.

Mittel, Kindern den Geiz beizubringen. 140

Mache ihnen, so bald als möglich, hohe Vorstellungen von dem Werthe des Geldes. . ebd.

Mittel, Kinder gegen gute Lehren unempfindlich zu machen. 145

Predige ihnen ihre Pflichten unaufhörlich vor! ebd.

Noch

Seite

Noch ein paar Hauptmittel, den Kindern allerlei Untugenden beizubringen. . 147

I. Mache ihnen die Untugenden recht oft vor, die du ihnen beibringen willst, 1 — 6. . ebd.

II. Ueberlasse deine Kinder sich selbst und dem Gesinde, 1. 2. 156

Allgemeine Mittel, die Kinder um Gesundheit und Leben zu bringen. . 158

I. Verzärtele sie, 1. 2. . . . ebd.

II. Entziehe ihnen die frische Luft, 1. 2. . 159

III. Gewöhne die Kinder an weiche, leckerhafte Speisen. 163

IV. Gieb deinem Kinde recht viel Arzneien. . 165

V. Sorge dafür, daß kranke und schwächliche Personen ihnen ihre Säfte mittheilen, 1. 2. . 170

Ein schönes Mittel, seine Kinder zu Krüppeln zu machen. . . . 176

Laß sie Schnürbrüste tragen. . . ebd.

Anhang.

Anhang.

Seite

I. Nimm bei der ersten Behandlung des Kindes nie auf die Natur desselben Rücksicht. 1. 2. . 183

II. Betrachte deine Kinder in ihren ersten Lebensjahren als dein Spielwerk, dann wirst du den Saamen zu manchem Bösen ausstreuen. . 187

III. Lache bei Verweisen, die du giebst. . 190

IV. Bleibe dir bei deinen Verweisen nicht gleich, und bestrafe heute etwas, was du gestern ungerügt gelassen hast. 191

V. Eheleute müssen sich über die Bestrafung der Kinder zanken, damit der Gehorsam verloren gehe. 1. 2. 196

VI. Quäle die Kinder mit falschen Muthmaßungen und mit Mißtrauen. . . . 201

VII. Gieb deinen Kindern zur unrechten Zeit nach. 202

VIII. Gieb deinen Kindern nie nach, wenn sie recht haben. 204

IX. Erbittere deine Kinder, indem du ihre Plane verlachst oder verspottest. . . . 206

X. Mache deine Kinder zu Lügnern vor andern Leuten. 209

XI. Vertheidige deine Kinder gegen andere, wenn sie Unrecht haben. 211

XII. Gieb den Kindern nur Verweise, wenn Fremde zugegen sind. 215

Seite

XIII. Wirf dich zum Richter über das auf, was die Kinder in der Schule lernen. . . 217

XIV. Eifere darüber, wenn die Lehrer deine Kinder gestraft haben. 220

XV. Urtheile vor deinen Kindern über die andern nachtheilig. 222

XVI. Zeige dich partheiisch in deinem sittlichen Urtheile. 226

XVII. Mache deine Kinder vorlaut, altklug und naseweis. 228

XVIII. Guter Rath, sich ungeschickt bei neuen Einrichtungen für das Erziehungswesen zu benehmen. 231

I. Krebs:

I.

Krebsbüchlein

von

Ch. G. Salzmann.

Mittel, sich bei den Kindern verhasst zu machen.

I.

Man darf ihnen nur Unrecht thun, so wird der Hass von selbst erfolgen.

1.

Das kleine Lottchen war in den Grasgarten ihres Vaters gegangen. Da war alles voll Veilchen! Hei! rief Lottchen vor Freuden aus, da giebt es schöne Blümchen! Davon will ich die ganze Schürze voll pflücken, und der Mutter ein Sträußchen winden. Geschwind kniete sie nieder, und pflückte mit größter Emsigkeit ihr Schürzchen voll, dann setzte sie sich unter einen Apfelbaum, und machte das Sträußchen fertig.

Da ist es! sagte sie, nun will ich geschwind zur lieben Mutter gehen, und es ihr bringen. Wie wird sich die Mutter freuen, und mich küssen!

Um die Freude noch größer zu machen, schlich sie sich in die Küche, nahm einen porcellanenen Teller, legte das Sträußchen auf denselben, und nun ging es in vollem Springen die Treppe hinauf, nach der Mut-

ter zu. Da stolperte Lottchen — fiel — und pauz! da ging der porcellanene Teller in hundert Stücke, und das Sträußchen flog eine ganze Strecke fort. Die Mutter, die in der Stube den Fall hörte, sprang sogleich zur Thür heraus. Als sie den zerbrochenen Teller sahe, lief sie zurück, holte eine dicke Ruthe, und ohne sich nur mit einem Worte zu erkundigen, was das Kind mit dem Teller habe machen wollen, ging sie auf dasselbe zornig los.

Dieses war vor Schrecken über den Fall, über den zerbrochenen Teller, und über die Ruthe halb todt, und konnte weiter nichts vorbringen, als: liebe Mutter! liebe Mutter! Das half aber alles nichts. Du kleine Bestie! sagte die Mutter, so einen schönen Teller zu zerbrechen! und gab ihr derbe Schläge.

Lottchen gerieth in eine Art von Wuth, als sie sahe, daß ihr so offenbar Unrecht geschah. Lange konnte sie es nicht vergessen, und niemals fiel es ihr wieder ein, der Mutter ein Sträußchen zu winden.

2.

Luischen bekam von ihrer Pathe ein kleines Schüsselbret voll Zinn zum Weihnachtsgeschenke. Größere Freude hätte diese ihr nicht machen können. Sie stellte noch an dem Tage, an dem sie es bekam, alles in Ordnung. Wenn andere Kinder sie besuchten, so gab sie ihnen gemeiniglich einen kleinen Schmaus, wobei allemal die Schüsselchen, Tellerchen und Leuchterchen gebraucht wurden, die auf dem Schüsselbrete standen. Sobald sie weggegangen waren, wurde alles wieder abgewaschen und an seinen Ort gestellt. Ihre Pathe

hatte

hatte darüber ein großes Vergnügen, weil sie es als ein Mittel ansahe, das Kind früh zur Ordnung zu gewöhnen.

Die Freude dauerte aber nicht gar lange. Einst langte Wilhelm, ihr kleiner Bruder, nach dem Zinne, und sogleich gab ihm der Vater ein Schüsselchen. Dann langte er noch ein Mal, und bekam auch ein Tellerchen. Beides verbog er den Augenblick. Luischen traten die Thränen in die Augen, als sie zurück kam, und den Schaden sahe, den ihr der Bruder zugefügt hatte. Weil sie aber hörte, daß der Vater es ihm gegeben hatte, so verbiß sie ihren Schmerz. Den andern Tag ging es aber wieder so, und es wurden zwei Leuchterchen verbogen.

Da konnte sich Luischen nicht länger halten. Voll Jammer lief sie zum Vater. Lieber Vater, sagte sie, weißt du auch, daß Wilhelm mir meine schönen Sachen verderbt? Einfältiges Mädchen, bekam sie zur Antwort, was geht es denn dich an? Ich kann ja mit deinen Sachen machen, was ich will.

Luischen schwieg. In weniger als vier Wochen lag ihre ganze Freude im Auskehrige. Sie unterdrückte ihren Schmerz, wurde aber von der Zeit an auf ihren Vater so unwillig, daß sie ihm lange keinen recht freundlichen Blick geben konnte.

3.

Ich habe einen wunderlichen Vater gekannt, der nicht vermögend war, seinen Kindern mit Gelassenheit etwas zu verweisen, oder sie zu bestrafen. Zwar konnten die Kinder oft toben, sich zanken und schlagen, ohne

daß

daß er besonders dadurch wäre beunruhiget worden: wenn ihm aber bei der Arbeit etwas nicht nach Wunsche ging, oder die Frau, oder sonst jemand, ihn beleidigt hatte; so gerieth er in einen heftigen Zorn.

Als er noch unverheirathet war, zertrat er im Zorne die Theetassen, oder prügelte seinen Hund aus. Seitdem er aber Kinder hatte, suchte er insgemein an ihnen seine Wuth zu kühlen. Um der geringsten Kleinigkeit willen behandelte er sie so barbarisch, daß ihnen oft das Blut aus Mund und Nase floss.

Konnten die Kinder wohl diesem Tyrannen gut bleiben?

4.

„Sag mir nur, was ich mit meiner Christiane anfangen soll? So ein hartnäckiges, verstocktes Mädchen kann es unter der Sonne nicht mehr geben! Wenn ich ihr etwas verweise, gleich pelfert sie wider. Befehle ich ihr etwas; da solltest du nur sehen, wie sie mich ansieht, als ob sie mich erstechen wollte. Wenn ich das Mensch nur nicht mehr vor Augen sehen sollte!“ So redete eine Mutter zu ihrem Bruder.

Der Bruder, der ehedem in Christianchen die unschuldigste, gefälligste Seele bemerkt hatte, verwunderte sich über diese harte Anklage nicht wenig, verwies seine Schwester zur Geduld, und versprach ihr, in kurzem den Grund von der Ausartung ihrer Tochter aufzusuchen.

Die Gelegenheit fand sich bald. Frau Selbstin, so hieß Christianchens Mutter, bewirthete eine Gesellschaft von Freunden bei sich, unter denen sich auch ihr Bruder befand.

Als der Kaffee aufgetragen wurde, mussten die Kinder der Frau Selbstin herbeikommen.

Es waren ihrer drei. Zwei davon waren vorzüglich schön, und ihre ganze Gestalt hatte so etwas Angenehmes, daß sie nothwendig jedem, der sie sahe, gefallen mussten. Sie waren dreist und reich an Einfällen, die allemal belacht wurden, ob sie gleich nicht immer viel taugten. Christianchen war auch nicht hässlich. Sie verlor aber, wenn sie zwischen ihren schönen Schwestern stand. Sie hatte sehr artige Einfälle, war aber so schüchtern, daß sie, besonders in großer Gesellschaft, wenig sprach. Jene Mädchen waren auf das niedlichste angekleidet, und man sahe es ihnen an, daß die Mutter recht darauf gesonnen hatte, ihre Reize durch den Anzug noch mehr zu erhöhen. Christianchen war äußerst nachlässig angezogen, und man merkte ganz deutlich, daß ihr ganzer Anzug aus Kleidungsstücken zusammengesetzt war, die ihre Mutter abgelegt hatte.

Ei die allerliebsten Kinder! rief die Gesellschaft, sobald dieselben in das Zimmer traten, und jedes küsste Christianchens Schwestern. Diese bekam nur ein paar kalte Küsse, dann ließ man sie stehen. Bei den andern konnte man des Küssens nicht satt werden. Man nahm sie auf den Schooß, man lobte ihren Putz, ihre Bänder, ihre Haarlocken; man ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein, und das arme Christianchen wurde nicht bemerkt. Die Mutter, die einige Minuten mit größtem Wohlgefallen dieser Comödie zugesehen hatte, fing nun an, in das Lob dieser beiden Mädchen auszubrechen. Was für drollige Kinder das sind, das kann ich Ihnen nicht sagen. Denken Sie nur, was für einen Streich

die Lotte gestern machte! Ich hätte mich mögen todt lachen. Und die Luise, ja, die ist auch ein durchtriebenes Ding!

So plauderte die Mutter wohl eine halbe Stunde lang. An Christianchen aber dachte gar niemand. Die stand in einer Ecke, als ob sie nicht ins Haus gehörte. Sie schlug beschämt die Augen nieder, besahe die Nägel an den Fingern, knüpfte das Band an ihrer Schürze auf und zu — die Miene verzog sich endlich, weil sie es nicht länger aushalten konnte; sie sprang hinaus, und schlug die Thür ziemlich ungestüm zu.

Siehst du Bruder, sagte die Mutter, was für ein abscheuliches Kind sie ist?

Aber der Bruder war aus aller Fassung. Hände und Füße zitterten ihm. Er musste sich entfernen, und in das Nebenzimmer gehen, wo er sich in einen Lehnstuhl warf.

Nu? sagte die Mutter, als sie ihn in diesem Zustande fand, was soll denn das sein?

Br. O lass mich, grausame Mutter!

M. Ich? grausam?

B. Das bist du.

M. Gegen wen bin ich grausam?

B. Gegen deine Kinder bist du grausam, und besonders gegen die arme Christiane.

M. Ich weiß nicht, was für ein Gewäsche das sein soll. Erkläre dich deutlicher! Ist das vielleicht

Grau-

Grausamkeit, daß ich ihr nicht gleich die Hiebe zugezählet habe, die sie mit dem Zuschlagen der Thür verdienet hat?

Br. Ach! daß doch eine Frau, die vernünftig sein will, so unbesonnen reden kann. Christiane ist nicht so schön, als ihre Schwestern: dafür kann sie nichts. Anstatt nun, daß du etwa darauf denken solltest, ihr einen Anzug zu wählen, der doch ein wenig ersetzte, was ihr die Natur versaget hat; so wirfst du ihr die Lumpen zu, die du abgeleget hast, und behängst die andern Kinder mit hunderterlei Putz, damit ja alle Welt auf sie sehen, und die Christiane nicht bemerken soll. Alles, was jene Kinder vorbringen, und wenn es noch so abgeschmackt ist, das wird bewundert und belacht. Anstatt daß du nun die Fremden, welche die guten Eigenschaften der Christiane nicht kennen, zurecht weisen, und sie auf die Vorzüge derselben aufmerksam machen solltest — da trittst du selbst mit hin, und suchst alles für jene Kinder einzunehmen. Ist Christianchen vielleicht ein Klotz? Sollte sie dieß nicht kränken? Machst du sie nicht selbst boshaft? Machst du nicht, daß sie dir gram, daß sie auf ihre Geschwister neidisch wird? Und Schwester! kurz und gut — ich nehme Christianen zu mir.

Und das that er wirklich. Er nahm bei dem Abschiede Christianen mit nach Hause, und sie wurde unter seiner Aufsicht binnen wenig Wochen das beste, gefälligste Mädchen.

II.
Oder man kann auch diese Absicht erreichen, wenn ein Ehegatte sich bemühet, den Kindern Widerwillen gegen den andern beizubringen.

1.

Eine gewisse Mutter hatte drei Dinge, womit sie ihre Kinder zu schrecken suchte: den lieben Gott, den Vater und den Mummelpetz. Wenn sie mit einander spielten, und bisweilen ein wenig zu laut wurden; so drohte sie mit einem von dreien. Entweder sie sagte: stille Kinder, der liebe Gott straft, er wirft euch in die heiße Hölle! oder: stille, der Petz kommt! oder: jetzt kommt der Vater, der soll euch karbatschen, daß ihr Oehl gebt.

Der Erfolg hiervon war dieser, daß die Kinder gegen den lieben Gott, den Vater und den Petz gleichen Abscheu bekamen.

2.

Wenn die kleine Margareth von ihrem Vater ihres Eigensinnes halben war gezüchtiget worden; so lief sie allemal zu der Mutter und verklagte den Vater. Diese bedauerte es, sagte auch wohl: das ist ein böser Vater, das arme Kind so zu schlagen! Da, Margrethchen, hast du einen Pfennig, gehe hin, und hole dir eine Semmel. Ists ein Wunder, wenn Margrethchen gegen den b ö s e n V a t e r Abneigung bekam?

III.

Sei bei den Liebkosungen deiner Kinder unempfindlich! Nimm an ihren Freuden keinen Theil! und sie werden dir gewiss gram werden.

1.

Ein liebes Ehepaar hatte den Kopf immer so voll von Geschäften und Unternehmungen, daß es jeden Augenblick für verloren hielt, in dem es sich mit seinen Kindern unterreden musste. Der Mann rechnete, und die Frau war immer mit Entwürfen beschäftigt, wie sie ihren Putz erhalten und vermehren wollte. Daher musste es ihnen empfindlich fallen, wenn sie durch ihre Kinder unterbrochen wurden.

Wenn dem Vater der kleine Niklas mit seinem A B C Buche entgegen hüpfte, und freundlich sagte: kucke, Vater! das artige Aeffchen hat ein Aepfelchen im Pfötchen! so bekam er zur Antwort: lass mich zufrieden! Er lief zur Mutter, und wurde zurückgestoßen.

Da ging Niklas mit seinem Buche zur Magd, und diese wusste ihn schon besser zu behandeln. Sie freuete sich mit ihm über das Aeffchen, zeigte ihm den Wolf und das Häschen, und erzählte ihm, wie der Wolf das Schäfchen frisst, und wie gut gebratne Hasen schmecken.

Dafür wurde sie auch seine liebe Marie, die alle seine Heimlichkeiten erfuhr, und an allen seinen Freuden Theil nahm.

Seinetwegen hätten Vater und Mutter ein Vierteljahr verreisen können, er hätte sich nichts daraus gemacht. Wenn aber die Marie einen Tag nicht zu Hause war, da hätte man das Weinen hören sollen!

2.

2.

Der kleine Ludewig hatte von einem Bekannten etliche Levkoienpflanzen bekommen, und in Blumentöpfe gesetzt. Daran hing nun sein ganzes Herz. Des Morgens war sein erster Gang in den Garten, um seine Pflänzchen zu sehen. Des Abends legte er sich nie nieder, ohne sie begossen zu haben.

Als er einmal des Morgens in den Garten kam, da war, ach die Freude! die Freude! da war eine Levkoie aufgeblühet, und noch dazu eine gefüllte!

Nachdem er einige Mal vor Freuden in die Hände geschlagen, und etliche Freudensprünge gethan hatte, lief er zum Vater.

Vater! Vater! komm geschwind mit in den Garten!

Was soll ich denn da thun?

Ich will dir was recht Schönes weisen.

Was denn?

Komm nur! komm nur! was recht Schönes!

Du bist ein Narr!

Nein wirklich! Eine Levkoie! eine gefüllte!

Mit deiner dummen Levkoie!

Da nun das Herz des kleinen Knaben so voll Freude war, daß es sich nothwendig gegen jemand ergießen musste; so lief er zu dem kleinen Kilian, und zeigte ihm das schöne Blümchen.

Dieser freuete sich denn mit ihm, und bekam nach und nach die Liebe und das Zutrauen, das Ludwig seinem Vater so gern geschenkt hätte, wenn er es nur hätte annehmen wollen.

IV.

Versage deinen Kindern unschuldige Ergötzlichkeiten, und sie werden dich verabscheuen.

1.

Ein gewisser Mann hatte noch in seinem funfzigsten Jahre die Freude, Vater zu werden. Seines Alters wegen war er gesetzt und ernsthaft in seinem Betragen, und wollte nun, daß sein Gustav eben so sein sollte.

Und der war nicht so. Als er seiner Füße mächtig wurde, fühlte er seine Kräfte und Munterkeit, hüpfte, scherzte, und suchte Gespielen, um sich mit ihnen zu ergötzen.

Dieß verursachte dem Vater großen Verdruß.

Er nahm Gustaven bisweilen zum Gesellschafter, wenn er in das Freie ging. Wenn nun dieser den Schmetterlingen nachlief, oder auf den Wiesen umherhüpfte, um Blumen zu suchen; so rief ihm der entrüstete Vater zu: Gustav! Gustav! wo läufst du denn umher? willst du gleich her? Pfui, der wilde Gassenjunge! Sieh doch, wie ich gehe! kannst du es nicht eben so machen?

Das Kegelspiel, das Gustav von seinem Vetter zum Geschenke bekommen hatte, verbrannte er, und einen Ball, den er einmal nach Hause gebracht hatte, zerschnitt er, und sagte, die Zeit, die er mit Spielen verderben wollte, könnte er besser anwenden, wenn er ein Hauptstück aus dem Katechismus lernte.

Wenn Gustav bei ihm auf der Stube war, so mußte er ganze Stunden sitzen, ohne daß er sich von seiner Stelle bewegen durfte.

Durch

Durch diese Art der Behandlung machte sich dieser Mann seinem Sohne so verhasst, daß er bei den rohesten Leuten lieber, als bei seinem Vater war.

Als der Vater starb, floss keine Thräne der Wehmuth aus seinen Augen. Gut, dachte er, daß ich dieser verdrießlichen Aufsicht los bin! Nun kann ich doch leben, wie ich will.

V.

Auch durch Verspottung deiner Kinder kannst du dich bei ihnen verhasst machen.

1.

Meister Jakob hatte sich das Spotten und Höhnen so angewöhnet, daß er es auch nicht lassen konnte, wenn er mit seinen Kindern sprach. Nie war er im Stande, ihnen ihre Fehler auf eine sanfte Art zu verweisen; alles musste in einem beleidigenden, beißenden Tone geschehen.

Schlief z. B. ein Kind des Abends auf seinem Stuhle ein; so war das insgemein die Strafe, daß er ihm einen Bart mit Tinte oder Kohle machte, und es der Verspottung des Gesindes preis gab.

Seine Tochter hatte sich einmal bei Tische die Brühe über die Schürze gegossen: gleich sagte er zu dem Lehrjungen, daß er, wenn er ausginge, ein Trögelchen bei dem Zimmermanne bestellen sollte, damit sie hinführo daraus speisen könnte. Er wollte bald auch ein paar Kammerädchen besorgen: des Nachbars Sau hätte hübsche Ferkel geworfen, davon wollte er ein paar zu Marthchens Gesellschaft kaufen, ein paar recht bunte!

Einmal

Einmal hatte Marthchen über dem Spiele Gesicht, Hände und Kleider beschmutzt, daß sie nun freilich sehr unreinlich aussahe. Ei! rief der Vater, als er sie erblickte, das ist ja eine galante Mamsell! die sollte sich wohl gut für Dreckthomsen (das war der Name eines einfältigen Menschen, der den Gassenjungen zum Zeitvertreibe diente) schicken. Nicht wahr, Marthchen, das wäre ein hübscher Schatz für dich?

Und dieß geschah immer in Gegenwart der Magd und des Lehrjungen, die insgemein dergleichen Spöttereien mit lautem Gelächter aufnahmen, und hernach die Kinder damit neckten.

Wie konnten doch die Kinder so einen Vater lieb haben!

2.

Seit etlichen Tagen erst hatte Luischen von ihrer Mutter gelernet die Nähnadel führen. Jetzt sollte sie nun, an der Seite der Mutter, eine Probe ihrer Geschicklichkeit ablegen, und ein Schnupftuch säumen. Willst es, dachte sie, recht schön machen, daß die Mutter dich lobt, und der Vater — ja wer weiß, was der thut, wenn es recht gut ausfällt!

Da hätte man sehen sollen, wie emsig das liebe Mädchen nähete, daß es auch vor großer Emsigkeit vergaß, die Brezel zu essen, die es zum Frühstücke bekommen hatte. Luischen war aber nicht nur emsig, sie wollte es auch recht gut machen, und lief daher, so oft sie zwanzig bis dreißig Stiche gethan hatte, zur Mutter, und fragte: ists so recht, liebe Mutter?

Und nun ging es geschwind wieder über die Arbeit her.

Doch

Doch als es am besten gehen sollte, pik! da stach sich das gute Kind in den Finger, daß es vor Schrecken über den ungewohnten und unvermutheten Schmerz ganz außer sich war. Wehmüthig hielt es den Finger der Mutter hin, und machte ein solches Jammermäulchen, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen.

Aber die Mutter, anstatt daß sie das leidende Kind hätte bedauern sollen, schlug unüberlegt ein lautes Gelächter auf, und alle ihre übrigen Kinder lachten mit.

Da warf Luischen voll Unwillen Schnupftuch nnd Nähnadel hin, schrie laut, lief in die Küche, verbarg ihr Gesichte unter die Schürze der Magd, und weinte sich da recht satt.

Da fand sie auch Mitleiden und Trost, und ward Kathrinen gut, die ihr ein Läppchen um den verwundeten Finger band, und ihr versicherte, daß er bald heilen würde.

Der unzeitige Spott der Mutter hatte Luischen aber so gekränkt, daß sie von der Zeit an einen Groll gegen sie fassete. Da es in der Folge mehrmals geschahe, daß sie von der Mutter ausgelacht wurde, wenn sie sich gestoßen oder geschnitten hatte; so wurde sie ihr endlich gar gram, und die Mutter wusste immer nicht, wie das zuging.

VI.*

Zeige oft unverdientes Misstrauen gegen deine Kinder; so wirst du gewiss bald ein Gegenstand ihres Hasses werden.

1.*

„Es fehlen ja zwei Groschen an dem Gelde, das du mir heute vom Kaufmann zurückgebracht hast! — Den Augenblick gesteh, was du damit angefangen hast, oder es wird nicht gut! — Wo ist der Apfel hin, der auf meinem Pulte lag? — Wirst du dir das infame Naschen denn niemals abgewöhnen?“ — So pflegte Herr Kunz seinen Adolph anzufahren, und mit Verdacht zu quälen, wenn er etwas vermisste, und der Knabe ihm eben in den Wurf kam. Es ist wahr, aus Leichtsinn konnte Adolph jene fehlenden zwei Groschen verloren, oder konnte nicht bemerkt haben, daß der Kaufmann sie ihm zu wenig aufgezählt hatte; auch war er wirklich ehedem naschhaft gewesen; aber einer Veruntreuung gegen irgend jemand konnte ihn doch niemand mit Recht beschuldigen, und das Naschen hatte er sich schon seit geraumer Zeit abgewöhnt. Musste also das unverdiente Misstrauen, das sein Vater dennoch gegen ihn bewies, den Knaben nicht tief kränken? Und konnte er wohl einen Vater von Herzens Grunde lieben, der so misstrauisch gegen ihn war?

2.*

Julius fehlte freilich oft noch aus Mangel an Ueberlegung und aus jugendlichem Leichtsinn; aber daß er einem Menschen absichtlich hätte einen Schmerz zufügen

 sollen,

sollen, wäre ihm doch auf keine Weise möglich gewesen. Gleichwohl äußerte seine Mutter bei jedem Verdrusse, den er ihr machte, daß er gewiss vorsätzlich sie hätte kränken wollen, und daß er nicht eher ruhen würde, bis er sie unter die Erde gebracht hätte. Den Knaben, so leichtsinnig er auch war, kränkte diese so oft wiederholte misstrauische Aeußerung der Mutter, die er sonst herzlich liebte, jedes Mal tief; und die Liebe gegen die Mutter nahm dabei so lange ab, bis sie erst in Gleichgiltigkeit, und endlich sogar in Hass überging. — Wer, gleich dieser Mutter, von seinen Kindern gehasst sein will; der zeige sich nur recht oft eben so misstrauisch gegen dieselben, wie sie.

Mittel, Kinder gegen sich misstrauisch zu machen.

Belüge und hintergehe sie oft, so werden sie dir nicht mehr trauen.

Den ersten April beredete sich eine Mutter, mit der Magd und dem Lehrjungen, daß sie Sabinchen in den April schicken wollten. Der Anschlag wurde bald ausgeführt: denn Sabinchen bekam den Auftrag, in einem großen Topfe, der ihr zu dieser Absicht gegeben wurde, aus der Apotheke Irrwischfett zu holen. Gleich, liebe Mutter! sagte das unschuldige Kind; ich will nur erst mein Mäntelchen umthun.

Nun

Nun hüpfte sie fort, voll Freuden, daß sie der Mutter eine Gefälligkeit erzeigen konnte. Als sie aber in die Apotheke kam, wurde sie ausgelacht.

Schluchzend kam sie zurück, und wollte sich bei der Mutter erkundigen, ob sie auch recht verstanden hätte?

Da schlugen Mutter, Lehrjunge und Magd ein helles Gelächter auf, und riefen ihr entgegen; weißt du nicht, daß heute der erste April ist?

Unwillig wandte sich Sabinchen um, und warf einen Blick voll Verachtung auf die Mutter, als wollte sie sagen: verdienest du auch wohl, daß ich dich ferner Mutter nenne?

Wenn ihr nach der Zeit die Mutter etwas sagte, oder sie vor etwas warnete; so dachte sie: hum! wer weiß auch, ob es wahr ist.

Mittel, sich bei den Kindern verächtlich zu machen.

I.

Macht eure Kinder mit euern Fehlern bekannt, und sie werden euch gewiss verachten.

1.

Hans und Grethe waren einander ziemlich gut, hatten aber beide ein so heftiges Temperament, daß eine Kleinigkeit, die man in andern Häusern gar nicht achtet, sie so aufbrachte, daß sie alle Ueberlegung verloren. Oft umarmten sie einander des Morgens auf das zärt-

lichste, und versicherten einander ihre Liebe; aber in eben dieser Stunde runzelten sich auch oft die Stirnen, die Augenbrauen zogen sich zusammen, die Zähne knirschten, die Lippen öffneten sich, und sprudelten einen Wust von pöbelhaften und beleidigenden Reden von sich.

So umarmte z. B. Hans einmal sein Gretchen auf das inbrünstigste und sprach: bestes Gretchen!

Gr. O du guter Hans!

H. Wenn ich dir nur sagen könnte, wie lieb ich dich habe!

Gr. O du gehst mir über alles in der Welt!

H. Aber das Loch, das Christoph in der Jacke hat, hast du noch nicht zugestochen.

Gr. Das dacht ich wohl! Kaum bist du aus dem Bette; so geht das Knurren schon an! Das wird —

H. Ho! ho! ich werde doch wohl reden dürfen, bin ich nicht Herr im Hause?

Gr. Ha, ha, ha! Herr? so ein Kerl wie du bist? Wenn der nur nicht von Herrschaft reden wollte.

H. Mensch, raisonnire nicht! Du musst ja Gott danken, daß du mich bekommen hast.

Gr. Ei denk doch! so ein Lump, wie du bist, ist allenthalben zu haben.

H. Du Käthe, was willst du reden. Du thust ja nichts, du fragst ja viel danach, wenn deine Kinder wie die Bettelkinder umherlaufen. Deine Wäsche — Schimpf und Schande hat man es nur, daß man sie einem ehrlichen Menschen soll sehen lassen.

Gr. Pfui! über das Gerede. Wenn du dich doch nur um dich bekümmertest!

Die

Die Kinder höreten gemeiniglich diesen Zänkereien sehr begierig zu.

Wenn es die Aeltern bemerkten; so verdoppelten sie ihre Kräfte, um einander die empfindlichsten Schmähreden zu geben: weil jedes gern die Kinder überzeugen wollte, daß es Recht und das andere Unrecht hätte.

Die Kinder gaben in ihren Gedanken beiden Recht, und hielten beide für nichtswürdige Leute. Es kam am Ende so weit, daß sie auf ihrer Aeltern Befehle gar nichts mehr achteten, und die Aeltern konnten gar nicht begreifen, woher dieß kommen möchte?

2.

Es war einmal ein Mann, der den Fehler hatte, daß, wenn er in Gesellschaft seiner Freunde ein Gläschen Wein trank, er ohne Ueberlegung plauderte, was ihm auf die Zunge kam. Oft vergaß er sich so sehr, daß er alle seine jugendlichen Thorheiten erzählte. Er wollte sich vor Lachen ausschütten, wann es ihm einfiel, wie er in seiner Kindheit seiner Mutter über die Aepfelkammer gerathen war, was für Muthwillen er mit seinen Schulkameraden getrieben, und was für Ausschweifungen er auf seiner Wanderschaft, bald in dieser, bald in jener Schenke, begangen hatte.

Seine Kinder fanden in dergleichen Erzählungen so viel Vergnügen, daß sie oft Messer und Gabel liegen ließen, Essen und Trinken vergaßen, damit ihnen ja kein Wort entwischen möchte.

Wenn er das merkte; so hielt er freilich an sich, und sagte: wie man halter ist, wenn man jung ist! Jugend hat Untugend!

Da nun die Kinder wußten, daß sie auch jung wären; so glaubten sie, sie müßten auch Untugend haben, und erlaubten sich alle Ausschweifungen, die ihr Vater begangen hatte, und noch viel mehrere.

Wenn ihnen dann der Vater dieses verwies, so richtete er insgemein wenig aus: denn sie dachten: du hast es ja eben nicht besser gemacht!

II.

Befiehl viel, ohne nachzufragen, wie es sei befolgt worden; drohe immer, ohne deine Drohungen zu erfüllen, und du wirst bald deiner Kinder Spott werden.

1.

Wenn man nach den Anordnungen hätte urtheilen wollen, die Kunigunde immer bei ihren Kindern machte; so hätte man meinen sollen, ihre Familie müßte ein Muster guter Ordnung sein.

Du, Christinchen! du sollst die Schlafkammer unter deiner Aufsicht haben, und sie alle Morgen aufräumen! deine Kleider in diesen Schrank hängen! die Wäsche in diesen Kasten legen! Richte dich danach! Und du, Wilhelm, sollst dafür sorgen, daß die Gläser ausgespület und die Messer geputzt werden! Zehn Uhr und vier Uhr sollst du allemal nachfragen, ob ich dich wohin zu verschicken habe! Merke es!

Diese Sprache führte sie täglich, und täglich gab sie neue Gesetze, ohne sich zu erkundigen, wie die alten befolget würden. Und Christinchen räumte die Schlafkammer nicht auf, und warf ihre Kleider und Wäsche

an

an den Ort hin, wo sie dieselben auszog; Wilhelm hingegen spülte weder die Gläser aus, noch putzte er die Messer, und war um zehn und vier Uhr gewiss auf dem Spielplatze.

Endlich kam es so weit, daß die Kinder sich umdreheten und lachten, wenn die Mutter ihnen neue Gesetze geben wollte.

2.

„Untersteh dich noch einmal, und schlage mir die Thür wieder so zu; so sollst du sehen, was du gemacht hast! Wenn du noch einmal mit ungewaschenen Händen dich zu Tische setzest; so sollst du gewiss trocknes Brot zu essen bekommen! Dieß Mal will ich dir es noch verzeihen, aber das erste Mal, daß du es wieder thust, so will ich dir gewiss die Ruthe so derb geben, als du sie noch nie bekommen hast! Ja sieh mich nur an! Du denkst gewiss, es wäre Spaß? Nein, darauf wage es ja nicht! du wirst sehen, daß mit mir gar nicht zu spaßen ist.“

Dieß war der Ton, aus welchem ein Vater täglich mit den Kindern sprach. Seine Unterredungen waren lauter Drohungen, die nie erfüllt wurden.

Das merkten die Kinder bald. Sie schlugen die Thüren zu, kamen mit ungewaschenen Händen zu Tische, trieben allerlei Muthwillen, ohne den drohenden Vater im geringsten zu scheuen.

Darüber kam nun der gute Mann oft in solchen Eifer, daß ihm alle Glieder zitterten, daß er auf den Tisch schlug, daß die Gläser klangen, und wohl schwur, er wollte einmal ein Exempel an seinen Kindern statuiren, das sie ihr lebelang nicht vergessen sollten.

Hm!

Hm! dachten alsdann die Kinder, so geschwind geht es nicht!

3.

„Nun ist es bald Weihnachten! Wer da von euch recht fromm gewesen ist, der soll auch etwas recht Schönes bekommen. Wer aber böse ist, dem wird eine derbe Ruthe bescheert werden, und sonst nichts.“

Diese Reden trieb Frau Lore gegen ihre Kinder vom ersten Adventssonntage an täglich. Constant, der ohnedieß ein guter folgsamer Junge war, ließ sich dieß noch mehr zum Guten ermuntern; aber Clärchen, ein kleines, flatterhaftes Ding, ließ sich dadurch im geringsten nicht reizen, ihren Leichtsinn abzulegen. Sie blieb so muthwillig, unfleißig und ungehorsam, wie zuvor.

Constant verwies es ihr oft, und erinnerte sie, daß sie sich wohl noch um ihre Weihnachtsfreude bringen würde.

Hm! antwortete Clärchen, dafür ist gebeten; ehe Weihnachten kommt, hat die Mutter alles vergessen!

Nun kam Weihnachten. Was geschahe? Der gute folgsame Constant bekam eine ganze Wanne voll Aepfel, Nüsse, und ein Paar neue Hosen; das ungehorsame Clärchen dagegen bekam einen eben so großen Korb voll Aepfel und Nüsse, und noch überdieß einen schönen Rock, der wohl noch ein Mal so viel kostete, als Constants Hosen.

Etsch, sagte sie zu ihm, habe ich dir es nicht gesagt?

sagt? Daß ich doch kein Narr wäre, und mich vor dem Schmälen der Mutter fürchtete!

Constant merkte es sich. Frau Lore mochte hinführo von Ruthe oder Stock reden; so sahe er Clärchen an und lachte.

III.*

Bestrafe deine Kinder solcher Vergehungen halben, die du dir selbst zu Schulden kommen läßest.

1.*

Waren Herrn Orgons Kinder Abends, von der Müdigkeit überwältigt, auf den Stühlen eingeschlafen; so pflegte er sie mit Haarzausen aufzuwecken, oder mit Wasser zu bespritzen, wenn sie zu Bette gebracht werden sollten. Er selbst aber hatte es in der Gewohnheit, jeden Mittag, nach eingenommener Mahlzeit, sich aufs Sopha hinzustrecken, und ein Stündchen zu schlafen, auch öfter Abends nach Tische, die Pfeife im Munde, sein Dämmerstündchen auf dem Kanapee zu halten. — „Uns zaust der Vater, wenn wir auf dem Stuhle einnicken" (flüsterte dann wohl manchmal der freimüthige Karl seinen Geschwistern zu, wenn sie den Vater schlafend auf dem Sopha antrafen), „und ihn däucht es doch selbst gut, wenn er ein Schläfchen auf dem Sopha machen kann!" — Und so oft er so flüsterte, nahm auch die Achtung der Kinder gegen ihren Vater wieder um einen Grad mehr ab. Als er endlich den dreizehnjährigen Karl Abends auch wieder einmal so unsanft vom

Schlafe

Schlafe aufschreckte, wie er zu thun gewohnt war, musste er, nachdem Karl sich ermuntert hatte, die Rede fallen hören: „thust du's doch selbst, Vater, und mir machst du's zum strafbaren Verbrechen!“

2. *

„Was soll ich von einem Menschen halten, wie du bist, der zum Unterrichte kommt, wenn wir schon ein halbes Capitel übersetzt haben? Bist du nicht eine Erzschlafmütze“ — „Schämst du dich nicht zu schimpfen? Das thun ja nur Gassenjungen, vor denen man die Thür zuschmeißt!“ So ermahnte Herr Krebs seine Schüler mit nachdrücklichen Worten, wenn er in Eifer gerieth. Zuweilen, ja ziemlich oft zeigte er sich aber auch sehr uneifrig, und kam erst ins Lehrzimmer, wenn die Hälfte der Stunde, die dem Unterrichte gewidmet werden sollte, bereits verstrichen war; und ein ander Mal ging wieder sein Eifer so weit, daß er mit Hundejungen — Canaillen — Eseln — Schaafsköpfen u. s. w. um sich warf, wenn seine Schüler nicht aufs Wort folgten, oder etwas nicht sogleich begreifen konnten. Obgleich nun diese den Sinn in dem lateinischen Buche nicht immer begriffen; so begriffen sie doch sehr gut, daß Herr Krebs selbst thäte, was er an ihnen aufs strengste tadelte; und sahen einander gewöhnlich höhnisch lächelnd an, wenn es wieder einen neuen Verweis der Saumseligkeit und des Schimpfens halben setzte.

Mittel,

Mittel, Kindern frühzeitig Haß und Neid gegen ihre Geschwister einzuflößen.

I.

Entziehe dem einen deine Liebe, und schenke sie ganz dem andern.

Zwei Brüder, Christian und Christoph, hatten im Grunde beide gute Herzen, aber eine ganz entgegengesetzte Gemüthsart. Christian war munter und sinnreich, Christoph hingegen verdrossen und mürrisch. So wie ihre Gemüthsart, so war auch ihr Aeußeres. Christian hatte immer eine lächelnde, gefällige Miene. Christoph sahe immer ernsthaft und finster aus, selten sahe man ihn lachen. Bei jenem ging alles in Hüpfen und Springen, dieser hatte einen schwerfälligen Gang. Jener war sehr reich an scherzhaften Einfällen, dieser desto ärmer daran. Und wenn auch beide einerlei sagten; so stand es doch jenem, seiner Freundlichkeit wegen besser, als diesem. Wenn Christian sagte: krieg ich auch Kirschen? so war man fast nicht vermögend, sie ihm abzuschlagen. Und wenn Christoph sprach: krieg ich auch Kirschen? so schien es, als wenn er eine Ungezogenheit begangen hätte.

Da war es nun ganz natürlich, daß alle Leute, die Christophs gute Seele nicht kannten, ihn vernachlässigten, und Christian ihm vorzogen. Die Kinder drängten sich um diesen, und rissen ihn mit zum Spiele fort, und jenen ließen sie stehen. Kamen Fremde in das Haus: so konnten sie bei Christian des Lobens und Schmeichelns nicht satt werden; aber den guten Christoph — ja den bemerkte man nicht.

Dieß

Dieß ging am Ende so weit, daß die Aeltern sich in Christian vergafften, und Christophen beinahe alle Liebe entzogen.

Schon der Ton, in welchem sie mit beiden sprachen, war äusserst verschieden, so daß man hätte glauben sollen, Christoph wäre ein Stiefkind.

Christianchen willst du mir ein Glas Wasser holen?

Da Christoph, nimm das Glas! bring es voll Wasser!

Komm du kleiner blauäugiger Vogel! da habe ich dir etwas mitgebracht. Sieh einmal die Kirschen!

Da Christoph, hast du auch Kirschen!

Ah! bist kein hübscher Christian. Hast dir das ganze Gesicht mit Heidelbeeren blau gemacht.

Wie doch der Junge einmal aussieht — wie ein Schwein! Hat man doch weiter nichts zu thun, als an dir zu waschen.

Christian! Christian! wenn du mir das noch einmal thust; so setzt es etwas. Ich schlage nicht gern, das weißt du. Aber — wenn du im Guten nicht hörst — kennst du da die Ruthe?

Hundsföttischer Junge! was hast du gemacht? Untersteh' dichs noch einmal; so will ich dich gewiss an die Ohren schlagen, daß du dich um und um drehen sollst.

So verschieden nun der Ton war, in dem diese Leute mit ihren Kindern sprachen; so verschieden war auch ihr ganzes Betragen gegen sie.

Christian kam bei den größten Ungezogenheiten mit einem kleinen Verweise durch. Christoph wurde bei den kleinsten Versehen gemißhandelt; jener bekam manchen Honigkuchen, manche Makrone, manche Pfirsiche, und der arme Christoph musste mit trocknem Munde zusehen.

Die Mutter kniep wohl zehn Mal den Tag über Christian in die vollen Backen; aber der gute Christoph — daß er doch nur einmal eine Liebkosung bekommen hätte! Ueber Tische bekam Christian immer zuerst und das beste Stück. Sollte spazieren gefahren werden; so brauchte er nur mit seinen blauen Augen nach dem Vater und der Mutter zu schielen; so kam er gewiss mit. Aber Christoph — der musste immer zu Hause bleiben — nahm man ihn ja einmal mit; so wurde es ihm als eine besondere Gnade angerechnet. Daß Christian auch in seiner Kleidung einen Vorzug hatte, und man sich alle Mühe gab, ihm immer etwas anzubinden und anzustecken, das in die Augen fiel, versteht sich von selbst.

Dadurch wurde nun Christoph alle Tage erbitterter. Er wurde seinem Bruder gram. Wenn dieser etwas geschenkt bekam; so ärgerte er sich, anstatt daß er darüber eine Freude hätte haben sollen; bekam Christian hingegen einen Verweis, oder stieß er sich, oder fiel er; so hatte Christoph eine Freude. So wenig er zu lachen pflegte; so habe ich ihn doch einmal lachen sehen, als der schöne Blumentopf, den sein Bruder von der Mutter bekommen hatte, vom Schranke fiel.

Die Bosheit seines Herzens wurde täglich genährt, und wuchs so stark, daß er sie am Ende nicht länger bergen konnte.

Anfänglich legte er sich auf das Pelfern. Wenn Christian etwas vor ihm voraus bekam; so sprudelte er allerlei unanständige Reden heraus: das ist wahr — das ist nicht erlaubt — Christian kriegt alles — ich kriege nichts — hu-hu-hu, bin eben sowohl Kind! — Das

übrige

übrige murmelte er durch die Zähne, die gemeiniglich vor Bosheit knirschten.

In der Folge verging er sich so weit, daß er seinem Bruder alle mögliche Tücke zufügte. Er riß Blätter aus dessen Büchern, befleckte dessen Kleider, täglich geriethen sie an einander, schimpften, rauften und balgten sich, und da Christoph derbe Fäuste hatte; so warf er oft seinen Bruder zu Boden, faßte ihn bei den Haaren, und schlug den Kopf gegen die Erde.

Freilich bekam er allemal dafür seine Strafe; das half aber alles nichts. Er wurde von Tage zu Tage schlimmer, und seine Mutter sagte oft: wenn ich nur wissen sollte, wo der Junge herkäme! Hopfen und Malz ist an ihm verloren! Er kriegt alle Tage Schläge, und ist doch so boshaft!

II.

Wenn du ein Kind strafest, so lobe das andere.

Frau Anne war in ihrem Betragen etwas heftig. Wenn ein Kind etwas versahe; so fuhr sie über dasselbe her, zauste es bei den Haaren, gab ihm Maulschellen und Faustschläge. War sie nun ermüdet; so fiel sie in den Lehnstuhl, hielt noch eine lange Strafpredigt, und dann kam sie gemeiniglich auf das andere Kind zu reden, das denselbigen Tag keine Schläge bekommen hatte, dem sie eine eben so übertriebene Lobrede hielt.

Um mich deutlicher zu erklären, will ich doch einmal ein Beispiel hersetzen.

Katharinchen, ihr ältestes Töchterchen, hatte einmal Lust, sich am Wasser zu vergnügen. Sie setzte Stücken

Holz

Holz auf das Wasser, sagte, das wären Schiffe, und hatte da ihre Lust daran. Dann wollte sie fischen, fuhr mit den Armen bis über den Ellbogen in das Wasser, und wenn sie ein Steinchen oder ein Stückchen Eisen erhascht hatte, rief sie ihren Gespielinnen zu: he! ich habe einen Fisch gefangen! da habe ich einen Karpfen! da habe ich eine Forelle! Mit dieser Lust machte sich Kathrinchen nach und nach so naß, daß alle ihre Kleider trieften. Christinchen aber, der es damals gefiel, ein paar junge Sperlinge zu rupfen, nahm an dieser Lust keinen Antheil, und blieb also trocken.

Da traf nun Frau Anne ihr triefendes Kathrinchen an, und gleich — schwapp, schwapp — hatte sie ein paar tüchtige Ohrfeigen. Sie griff ihr in die Haare, schleppte sie in die Stube, zauste sie noch ein paar Minuten, dann fiel sie, halb athemlos, in den Lehnstuhl, und hielt ihr noch folgende Strafpredigt:

Du gottehrenvergessnes Kind! Schimpf und Schande hat man von dir! Ich ziehe und ziehe an dir, und es bleibt immer, wie es ist. Und wenn ich mir das Maul bis zum Ohren rede; so wirst du nicht anders. Ein Sausiedel, ein rechter Aschenbrödel bist du. Wie sie da steht, die große Elze! wie ein Trempel! Die Schürze habe ich ihr erst heute weiß vorgethan — wie sie schon aussieht! Pfui! ich wollte mich schämen, wenn ich hübscher Leute Kind wäre, und wollte mich so säuisch aufführen! Da lob ich mir doch Christinchen! wie das so reinlich da steht, als ob sie ein Kätzchen geleckt hätte! Das hält doch etwas auf sich! das wird niemals solche dumme Streiche vornehmen! Aber komm her, mein liebes Christinchen! ich will dir ein Küßchen geben.

Von

Von Kathrinen — dem — pfui ich will nichts mehr von ihr wissen — mit dem Besen will ich sie fortkehren!

Machte nun Christinchen den andern Tag etwas nicht nach der Mutter Kopfe; so bekam sie eben diese Strafpredigt, und Kathrinchen wurde ihr zum Muster vorgestellt.

Was Frau Anne bei diesem Betragen gegen ihre Kinder eigentlich zur Absicht gehabt habe, weiß ich nicht. Wenn aber dieß ihre Absicht war, ihre Kinder gegen einander aufzuhetzen; so hat sie dieselbe glücklich erreicht.

Sie wurden gegen einander so erbittert, daß sie einander mit den Augen hätten erstechen mögen. Das gelobte Kind ärgerte sich immer über das bestrafte, weil es der Mutter so viel Verdruß verursachte; und das bestrafte hätte vor Unwillen vergehen mögen, daß dem Schwesterchen, das doch eben nicht besser war, solche Lobeserhebungen gemacht wurden.

III.

Sei fein gelinde bei den Kränkungen, die deine Kinder einander zufügen, und hüte dich, daß du ihre Zänkereien genau untersuchest.

Mariane wußte sich sehr gut bei ihren Aeltern einzuschmeicheln, aber das ist nicht zu läugnen, daß sie auch sehr tückisch, bisweilen boshaft war. Hatte ihr Bruder etwas, das ihr anstand; so zog sie es an sich, oder zerriß, zerschlug und verdrehete es. Da fing nun Wilhelm allemal ein Zetergeschrei an. Die Aeltern sprangen herbei. — Was giebt es? riefen sie.

Die Mariane die, antwortete Wilhelm, sie hat meine Zahlpfennige genommen! sie hat mein Bildchen zerrissen!

Musst du denn um so eine Kleinigkeit so einen Lärm anfangen? Sei doch nur still! Wie lange wird es währen; so hat sie dieß Spielzeug satt, und wirft es hin: da kannst du es ja wieder nehmen.

Dieß war gemeiniglich die ganze Genugthuung, die Wilhelm für den Schaden bekam, den seine Schwester ihm zufügte.

Bisweilen, wenn die Kinder zu schreien anfingen, sprangen die Aeltern auch wohl zu; ohne nur die geringste Untersuchung anzustellen, wer den Zank veranlasst hätte, schlugen sie auf beide hinein. Wilhelm bekam insgemein die derbsten Hiebe, weil er am heftigsten zu schreien pflegte.

Dieß brachte ihn so auf, daß er anfing, sich selbst Recht zu schaffen. Wenn seine Schwester ihn getückt hatte; so fuhr er auf sie hinein, raufte und misshandelte sie, und sie wurden beide gegen einander so erbittert, daß sie einander lebenslang recht heidnisch hassten.

Mittel, bei Kindern die Menschenliebe zu ersticken.

Sprich von den Menschen in deiner Kinder Gegenwart recht viel Böses!

1.

Herr Orgon hatte sich seinen Lehnstuhl so setzen lassen, daß er von da aus die ganze Straße übersehen,

und alle Vorbeigehende beobachten konnte. Da er nun weiter nichts zu thun hatte; so beschäftigte er sich damit, daß er die Vorübergehenden beurtheilte, und mit diesen Beurtheilungen sein Weibchen und seine Kinder unterhielt. Die Urtheile fielen durchgängig sehr hämisch aus.

Wie doch das Käthchen so keck davon geht, als ob sie kein Wässerchen trübte! Sie denkt gewiß, die Stadt habe es schon vergessen, was im vorigen Jahre mit ihr und dem Nachbar vorging? — Hm!

Da kommt Meister Friedrichs Tochter — wer die zur Frau bekommt, der wird sich auch laben — wie sie sich herausgeputzt hat — wie sie schwänzelt!

Kuckt alle her! wie sich der Herr Doctor N. brüstet! Tausend! es ist Schade, daß die Gasse nicht ein wenig breiter ist. Wenn er doch an das Capital dächte, das er noch an seinen Schwager zu bezahlen hat: da würde ihm der Muth bald vergehen!

Denk! denk! Meister Jörgens Gottfried — gar einen altdeutschen Rock — gar einen gestickten Halskragen! und hat doch wohl kein Hemd auf dem Leibe.

Wie doch die N—schen Kinder so zerlumpt hergehen! wie kläglich sie aussehen, als wenn ihnen die Hühner das Brot genommen hätten! Man soll zwar von Todten nichts als Gutes reden; aber ihr Vater, tröst ihn Gott, wenn er zu trösten ist! war ein infamer Mann. Was für Unheil der in seinem Leben gestiftet hat! Gottes Strafe bleibt doch nicht aus.

He Bauer! wie theuer gebt ihr das Korn? Acht Groschen die Metze! Seid ihr närrisch? (Zu seinen Kindern) Das ist wahr, es ist doch kein gröberer Flegel in der Welt, als ein Bauer. Wenn er dem Bür-

ger etwas verkauft; so fordert er in das Gelag hinein, und das Beste behält er immer für sich. Seine faulen Eier, die Milch, in der die Mäuse ertrunken sind, seine kranken Hühner und Gänse — die trägt er alle zu Markte — die soll unser eins alle essen.

Meister Franz hat ja gar einen neuen Regenkragen! Er hat gewiss ein paar gute Brautkleider zu machen gehabt, daß er etliche Ellen Stoff hat können unterschlagen. Ich habe es mein Tag gehört: Schneider, Müller und Leineweber sind alle Spitzbuben.

Sieh! jetzt vergeht doch Frau Marcipillen das Großthun! Wenn ich zurückdenke, wie das Weib sonst so hoch herfuhr! In keinem Laden war ihr etwas gut genug. Alle Sonntage musste Braten — alle Tage zwei Mal Kaffee seyn. Ha ha! wenn sie doch jetzt satt Hering und Kofent hätte!

Geschwind Kinder! seht ihr den Mann dort mit dem braunen Rocke? das ist der, den seine Magd im vorigen Jahre verklagte.

So hämisch und lieblos waren alle Urtheile, die Herr Orgon von seinen Nebenmenschen fällte. Von niemand sprach er Gutes. Aller Menschen Fehler, die zum Theil längst vergessen waren, deckte er auf; und wo er keine finden konnte, da suchte er doch wenigstens die Leute verdächtig zu machen. Die Kinder, die alles dieses begierig anhörten, kamen nach und nach auf den Gedanken, daß alle Menschen Schurken und Narren wären, und daß es in der Welt, außer ihnen, ihrem Vater und ihrer Mutter keinen guten und vernünftigen Menschen gäbe; sie sahen das ganze Menschengeschlecht mit Verachtung an, und gewöhnten sich an eine so

alberne Miene, als ob sie die ganze Welt übersehen könnten. Sie dachten nur immer auf sich, ohne daß ihnen jemals der Gedanke eingekommen wäre, zu anderer Menschen Glück etwas beizutragen.

2.

Luischen kam einmal ganz wehmüthig in die Stube, und lief nach der Sparbüchse.

Nu? fragte der Vater, was soll das werden?

Ach! es ist eine gar zu arme Frau draußen. Sie sagte, sie hätte noch keinen Bissen Brot heute zu sich genommen, und hätte die Gicht.

Hast du nicht gefragt, wie sie heißt?

Anne Barbe — es ist die Frau mit der Krücke, die ich dir schon einmal gezeigt habe.

So? Nun da kannst du dein Geld behalten. Das Mensch hat alles durchgebracht. Geh! sag' ihr, wenn sie in der Jugend besser hausgehalten hätte; so brauchte sie jetzt nicht zu betteln.

Das kann ich wirklich nicht übers Herz bringen.

So will ich es thun. Mensch! schämt ihr euch nicht, andern Leuten zur Last zu fallen? Habt ihr nicht ein eignes Haus, habt ihr nicht einen Garten gehabt? Nicht wahr, das habt ihr durch die Gurgel —

Um Gottes willen, lieber Herr!

Was da! was da! Packt euch fort, oder ich will euch etwas anderes zeigen.

So lieblos behandelte dieser Mann alle Arme. Wenn er auch ja, des Wohlstandes wegen, ihnen bisweilen einen Pfennig mittheilen musste; so suchte er sich doch durch die hämischste Beurtheilung derselben für seinen

nen Pfennig bezahlt zu machen. Bald sagte er, sie wären Faulenzer, Tagediebe, die nicht arbeiten wollten; müsse er doch auch arbeiten! bald versicherte er, sie hätten durch ihr voriges liederliches Leben sich in Armuth gestürzt. Man müsste seine Sachen zu Rathe halten, wenn man durch die Welt kommen wollte, er wüsste am besten, wie genau er sich sein Lebtage hätte behelfen müssen. Baten Verunglückte um seinen Beistand, die er weder der Faulheit, noch der Verschwendung mit einigem Grunde beschuldigen konnte; so sagte er: wer weiß, wo sie es verdient haben! Gott thut nichts ohne Ursache!

Durch dergleichen Reden wurde das wohlthätige Luischen gegen die Noth der Armen ganz unempfindlich gemacht; ja sie bekam nach und nach gegen dieselben einen wahren Abscheu. Wenn nach der Zeit die Armen wehmüthig fleheten, sich ihrer zu erbarmen; so ging sie unempfindlich vorbei, und dachte: es ist an dem Lumpenvolke doch nichts angewendet; du kannst ja dein Geld besser gebrauchen.

3.

Lorchens Mutter war, wie sie sagte, mit den Mägden durchaus unglücklich. Sie hatte schon lange ein Mädchen gesucht, das so ganz nach ihrem Sinne wäre, aber leider noch nicht finden können. Sie jagte jährlich drei bis vier Mägde fort, in der Hoffnung, doch einmal eine recht gute zu bekommen, und sie bekam sie immer nicht. Einen Teufel, pflegte sie immer zu sagen, jage ich fort, und den andern bekomme ich wieder. Die eine war zu langsam, die andere zu frech, die dritte sahe aus, als

ob

ob sie alles mit den Augen erstechen wollte, die vierte hatte ein loses Maul. Kurz, von alle den sechzig Mägden, die bei ihr in ihrem sechzehnjährigen Ehestand gedient hatten, hatte jede ihren großen Fehler gehabt.

Und diese hatte sie alle gemerkt. So oft auf die Mägde die Rede kam; so erzählete sie mit größter Heftigkeit, was sie mit Julen, Christinen und Kathrinen hätte ausstehen müssen, und setzte gemeiniglich hinzu, dieß Lumpengut wäre nicht werth, daß man ihm einen Bissen Brot reichte.

Versahe eine Magd etwas, da hätte man nur den Lärm hören sollen, den sie deßhalb anfing! Ihr infames Mensch, hieß es gemeiniglich, ihr seid doch nicht werth, daß euch die Sonne bescheint. So ein Dummkopf! Wißt ihr nicht, daß ihr mein Brot esset? u. s. w.

An der Seite dieser Mutter wuchs nun Lorchen auf. Sie ließ sich vom Morgen bis zum Abend von Mägden bedienen, ließ von Mägden ihr Bett aufschütteln, ihre Wäsche waschen, ihr Brot backen, ihre Kleidung ausbessern, ihre Mahlzeiten bereiten, sich alles, was sie wollte, aus den entferntesten Theilen der Stadt beitragen, und nicht ein einziges Mal fiel es ihr ein, Gott für die Wohlthat zu danken, daß es ihr möglich war, sich durch Mägde Dienste leisten zu lassen; nicht ein einziges Mal fiel es ihr ein, sich für das viele Gute, das die Magd an ihr that, nur einigermaßen erkenntlich zu beweisen.

Sie behandelte vielmehr die Personen, die ihr so viele Dienste leisteten, auf das schnödeste. Dummkopf, Affengesicht, Trempel, waren die gewöhnlichen Namen, die sie ihnen gab. Und wenn etwas nicht nach ihrem

Kopfe

Kopfe ging, wenn etwa das Schnürband riss, oder das Kopfzeug nicht recht sitzen wollte, dann wurde die Magd gerufen, damit sie ihren Unwillen an ihr auslassen könnte.

Wenn jemand ihrem Bologneserhündchen so begegnet hätte, da hätte ich das Unglück sehen wollen!

Mittel, Kindern die Grausamkeit zu lehren.

Bringe ihnen frühzeitig ein Vergnügen an den Schmerzen und Qualen unschuldiger Geschöpfe bei.

Nachbar Kilian war, nach der einstimmigen Aussage des ganzen Dorfs, ein rechter Barbar. Kein größeres Vergnügen kannte er, als seine Mitgeschöpfe zu peinigen. Unter der Kirchenmusik schlief er gemeiniglich, wenn er aber das Winseln eines Leidenden hörte — dann lächelte er, dann labte er sich.

Nach Tische war dieß sein gewöhnlicher Zeitvertreib, daß er seinen Hund bei den Ohren in die Höhe zog, und ihn heftig schüttelte; je jämmerlicher dieser winselte, desto mehr funkelten Kilians Augen, er biss die Zähne zusammen, und schüttelte so lange, bis er außer Odem war. Wann er nur eine Stunde weit ritt; so musste das Pferd Schaum haben, und bei dem Herabsteigen besahe er allemal die blutigen Spornen. Auf seine Wagen lud er allemal noch ein Mal so viel, als andere Bauern, und kaum stellten sich die Pferde an, als wenn sie stille stehen wollten; so sprang er herbei, schlug mit

mit einem armesdicken Prügel auf sie so wüthend los, daß alle Anwesende vor Jammer ihr Gesicht wegwenden mussten. Daher hatten seine Pferde immer rohe Flecke, so groß, wie eine Theeschale. Von diesen verwendete er kein Auge, wenn er neben den Pferden herging: so, daß es schien, als wenn dieser betrübte Anblick seine Augenweide wäre.

Von Schlägen und Schrecken war seine Frau völlig gelähmt, und ihre Gesundheit bekam in dem letzten Wochenbette den letzten Stoß, als er sie, weil sie einen Schlüssel verloren, bei den Haaren aus dem Bette zog, den Kopf zwischen die Thür klemmte, die Säge auf den Nacken setzte, und ihr den Hals zu durchsägen drohete.

Strafte er seine Kinder, und dieß geschah sehr oft; so band er ihnen die Hände, hing sie in die Höhe, und prügelte sie mit einem geflochtenen Stricke so unmenschlich, daß ihnen oft der Schaum vor den Mund trat.

Eine Magd, die er auf seiner Wiese grasend antraf, hat er so gemißhandelt, daß sie wirklich halb todt liegen geblieben, und nur mit viel Mühe beim Leben erhalten worden ist.

Als er bemerkte, daß ihm etwas Obst war entwendet worden; so legte er Selbstschüsse, und ärgerte sich alle Morgen, wenn er sahe, daß sich niemand erschossen hatte.

Seine gewöhnliche Drohung war: wart ich will dich in Kochstücke zerhacken! Krieg ich dich nur einmal, wohin ich dich haben will; so will ich dir das Messer im Leibe umwenden.

Wenn

Wenn seine Anverwandten ihm vorstellten, daß es keinen guten Ausgang mit ihm nehmen würde, wenn er sein barbarisches Wesen nicht ablegte; so wies er sie allemal mit den Worten zurück: mag es doch hin! einmal sterbe ich doch. Ist's auf dem Bette oder am Galgen, oder auf dem Rabensteine — das gilt mir gleich viel.

Ein so außerordentlicher Mann musste wohl eine außerordentliche Erziehung gehabt haben. Denn obgleich bei der gewöhnlichen Erziehung viel seltsame Geschöpfe gebildet werden; so hört man doch selten von einem so sonderbaren Manne, wie Kilian war.

Nachdem ich mich lange umsonst bemühet hatte, von seiner Erziehung nähere Nachricht einzuziehen; so traf ich endlich einen alten Schulkameraden von ihm an, den ich fragte, ob er denn gar nicht wüsste, woher es doch käme, daß Nachbar Kilian ein so schrecklicher Unmensch wäre?

Das lässt sich leicht errathen, antwortete er, wie will es denn anders kommen? An seinem Vater, Gott hab ihn selig, war auch kein gutes Haar. Er that auch nichts lieber, als die Leute turbiren. Zwei von seinen Söhnen konnten es nicht bei ihm ausstehen, und sind auf's Wasser gegangen.

Nun da lässt es sich leicht begreifen, woher Kilians Grausamkeit kommt.

Aber könnt ihr, fragte ich, euch nicht mehr besinnen, was der Vater mit ihm vorgenommen hat, als er noch klein war?

Ich denke ja. Ich bin ja immer in dem Hause aus- und eingegangen, wir waren Nachbars Kinder. Da

weiß

weiß ich wohl noch, daß Kiliänchen das Nesthöckchen war, und daß sein Vater alles zusammenschleppte, womit er ihm eine Freude machen konnte.

Und was war das?

Er störte alle Vogelnester aus, und brachte die Jungen dem Kilian. Der nahm sie und rupfte sie, schnitt ihnen die Flügel und Beine ab, und wollte sich entzwei lachen, wenn sie im Blute sich wälzten und pipten. Alle junge Hunde schleppte er ihm zu, und ließ sie von ihm martern. Es hat mich selbst gedauert das arme Vieh! Er ließ keine Taube abschneiden, er verdrehete ihr erst die Flügel, und gab sie Kilian zum Spielen. Und wenn er eine Henne abschnitt; so ließ er sie allemal mit der durchschnittenen Kehle wieder laufen, setzte sich mit seinem Jungen hin, und wollte sich todt lachen über die Purzelbäume, die das arme Thier machte.

So! So! Wenn Kilian so ist erzogen worden; so ist es kein Wunder, wenn er ein solcher Tyrann geworden ist. Wer erst so ausgeartet ist, daß er sein Vergnügen an der Angst und an dem Piven eines jungen Vogels, und an dem Winseln eines jungen Hundes findet, der wird gemeiniglich, wenn er größer wird, ein Peiniger von Menschen und Vieh.

Mittel, die Kinder rachgierig zu machen.

I.

Wenn sie unwillig sind, so gieb ihnen allemal etwas, woran sie ihren Unwillen auslassen können.

Wenn der kleine Gustav fiel oder sich stieß; so fing er allemal ein solches Zetergeschrei an, daß das ganze

Haus

Haus dadurch in Bewegung kam. Seine Aeltern sprangen bei, waren ängstlich, und suchten ihn zu besänftigen, und zwar auf folgende Art. Sie fragten ihn, worauf er gefallen wäre? woran er sich gestoßen hätte? Dann holten sie eine Peitsche oder die Ruthe herbei, schlugen damit auf die Sache, die, wie er glaubte, ihn beleidigt hatte. Du garstiger Stein! denk das Gustävchen umzuwerfen! ich will dich lehren artig sein! Du infamer Stuhl! hast du mir nicht einmal das arme Kind vor den Kopf gestoßen? Ich will dich prügeln, daß du daran denken sollst! So sagten sie, gaben alsdann die Peitsche Gustaven in die Hand, daß er auch drein hauen musste, und so wurde er besänftigt.

Niemals stellte er sich unbändiger an, als wenn ihm die Mutter das Gesicht waschen wollte. Anstatt nun, daß sie seinen Willen hätte brechen und ihm zeigen sollen, wie er selbst durch seinen Leichtsinn sein Gesicht beschmutzt habe; so schob sie die Schuld allemal auf den armen Phylax. Da ist, sagte sie, der infame Hund einmal wieder da gewesen, und hat dein Gesicht verunreiniget. Aber wart! wir wollen es ihm schon anstreichen. Da schielte Gustav immer nach dem Hunde hin. Und kaum war die Handquele vom Gesichte weg; so ging das Prügeln an, auf den armen Hund los.

So wurde er nach und nach gewöhnet, so oft ihm etwas widriges begegnete, über das nächste, was da war, herzufallen, und seinen Unwillen auszulassen.

Da nun die Magd am gewöhnlichsten um ihn war; so musste diese gemeiniglich seinen Zorn empfinden. Er schlug nach ihr, kratzte und biss sie. Seine Mutter sahe es oft, und fand hierin nichts unschickliches.

Als er einmal die Magd in das Gesicht kratzte, und diese dadurch so aufgebracht wurde, daß sie ihn auf die Hände schlug; so entstand darüber ein gewaltiger Lärm. Die Aeltern schimpften und schmähten. Was müsst ihr euch wohl einbilden, sagten sie, daß ihr euch an unserm Kinde vergreift? Ihr seht ja, daß es ein kleines Kind ist. Es wird das dicke Bauernfell nicht gleich zerrissen haben.

Und sogleich musste die Magd das Haus räumen.

So wurde der Gustav gebildet, der, als er größer wurde, einige Mal seine alten Aeltern geschlagen, und sie mit den abscheulichsten Reden gepeiniget hat; der auf jedermann wüthend losging, wer ihn beleidiget hatte, und der, wenn er an Menschen sich nicht rächen konnte, die Stühle zertrat, und die Krüge an die Erde warf.

II.

Wenn dein Kind von jemand ist beleidiget worden; so stelle ihm die Beleidigung recht groß vor, und lass sie nicht auf ihm sitzen.

Melchior lief einmal nach der Schule auf den Spielplatz, und trieb da allerhand Muthwillen. Unter andern belustigte er sich damit, daß er seine Kameraden mit Erdklumpen und Steinen warf, und sie dadurch reizte, auch nach ihm zu werfen.

Der Spaß ging ein paar Minuten ganz gut. Sie trafen einander nicht, und wenn auch einer bisweilen getroffen wurde: so ging es doch ohne Schaden ab.

Einmal aber warf der kleine Johann so unglücklich, daß er Melchiorn vor die Stirn traf, und ihm ein Loch

schlug.

schlug. Da entstand ein allgemeines Klaggeschrei. Das Unglück! das Unglück! Melchior hat ein Loch im Kopfe.

Johann besonders war untröstlich. Er umarmte den blutigen Melchior, küsste ihn. Ach du armer Schelm! sagte er, ich habe es nicht gern gethan. Ich dachte nicht, daß ich dich treffen würde. Du hast mich auch vor das Knie geworfen. Komm mit an das Wasser, ich will dich waschen. Sag es nur deinem Vater nicht! hör! Melchior! sag es um Gottes willen deinem Vater nicht, daß ich kleine Schläge kriege. Willst du? versprich es mir.

Melchior war gerührt. Er sahe ein, daß er an seinem Unglücke selbst Schuld war, weil er das unbesonnene Spiel angefangen hatte. Ihn dauerte auch der arme Johann, der so sichtbare Beweise seiner Reue von sich gab. Er betheuerte also, daß er den ganzen Vorgang seinem Vater verschweigen wollte.

Unterdessen ließ sich der Vorfall nicht wohl verschweigen. Das Loch war doch da, und Melchior konnte es nicht verbergen. Eine Stunde ging er wohl seinem Vater aus den Augen; als er aber zu Tische gerufen wurde; musste er wohl erscheinen, und da fiel denn das Loch dem Vater gleich in die Augen.

Nu! was giebt es denn da? ich glaube, du hast gar ein Loch im Kopfe? Behüth uns Gott! über dem Auge? Was hast du einmal vorgehabt? —

Ich bin gefallen.

Gefallen? was wolltest du gefallen sein! Wer weiß, was du einmal vorgehabt hast. Wo bist du gewesen?

Auf dem Spielplatze hinter der Kirche.

Und was für Jungen waren da?

Christian, Gottfried und Jacob.

Sonst keine?

Und — und Johann.

Nun da will ich doch einmal die Jungen fragen, was es gegeben hat. Und wenn ich erfahre, daß du mich belogen hast, da soll es dir gewiß nicht so hingehen. Jetzt gleich ziehe ich mich an, und gehe fort.

Ich will es nur sagen — es hat mich einer geworfen.

Wer? wer hat dich geworfen?

Ich denke Johann.

Das ist ja ein abscheulicher Ranke! So ein Flegel! so zu werfen! Frau, da sieh nur das Unglück! Da hat der Ranke, der Johann, unsern Melchior geworfen! Sieh nur einmal das Loch! wenn es einen Finger breit tiefer gekommen wäre, das Auge hätte er ihm aus dem Kopfe werfen können. Da hätten wir nun das Unglück, da müßten wir einen Krüppel ernähren. Todt, mausetodt hätte er ihn werfen können. Aber wart! wart! ich will dir schon etwas einschenken! — Und nun nahm er den Melchior, und lief mit ihm nach Johanns Hause zu.

Doch gar geschwind lief er nicht. Denn allen, die ihm begegneten, zeigte er Melchiors verwundete Stirn, und schrie über die Bosheit Johanns, des verruchten Buben. Da versammelte sich nun ein Trupp Weiber, Männer und Kinder, die alle um Melchiorn herumtraten, das Loch sehen wollten, in die Hände schlugen, und versicherten, daß der Vater die Sache nicht könnte stecken lassen. Und so ging der Zug nach Johanns Hause zu.

Melchior wurde unter der Zeit ganz geändert. Er fing nun an einzusehen, daß Johann der abscheulichste Junge sein müßte, und freute sich recht darauf, daß ein solcher Bube, der ihm das Auge hätte auswerfen, oder gar todt machen wollen, recht tüchtig gestraft würde.

Da standen sie nun vor Johanns Hause. Melchiors Vater schlug vor die Thür, daß sie hätte zerspringen mögen. Johanns Vater sahe durch das Fenster; als er den Schwarm Menschen, und den Tumult vor seinem Hause erblickte, kam er vor Schrecken halb todt, und öffnete die Thür.

Aber noch mehr entsetzte er sich, als ihm Melchiors Vater die pöbelhaftesten Grobheiten entgegen rief, ihn einen nichtswürdigen Mann, seine Familie eine Bestienbrut nannte, und vom Verklagen und Zuchthause redete.

Johanns Vater musste nothwendig bei einem solchen Betragen alle Fassung verlieren. Er redete seinem Sohne das Wort, schimpfte wieder, warf endlich Melchiorn, nebst seinem Vater zum Hause hinaus, und schlug die Thür zu.

Den andern Tag untersuchte er die Sache, und strafte Johann gebührend ab.

Aber Melchiors Vater hatte es nicht gesehen. Er redete also alle Tage über das Unglück, das Johann hätte anrichten können, und schwur, sich an ihm zu rächen.

Er hielt es auch. Denn als er einmal Johann auf der Straße antraf, prügelte er ihn mit seinem spanischen

Rohre

Rohre so durch, daß er es in viel Tagen nicht verwinden konnte.

Und so betrug sich Melchiors Vater immer. Wenn sein Junge einmal von einem andern war geschimpft oder geschlagen worden; so fing er allemal einen entsetzlichen Lärm an. Er schimpfte auf die Jungen, die ihn beleidigt hatten, und auf ihre Aeltern, rückte ihnen vor die Thür, und zankte sich mit ihnen.

War Melchior in der Schule gestraft worden; so rückte er den Schulkollegen in das Haus, und sagte ihnen die größten Grobheiten. Zuchtmeister möchten sie wohl sein, aber keine Schuldiener; sie wüssten nicht, wie viel es kostete, ein Kind groß zu ziehen! — das waren die gewöhnlichen Komplimente, die sie bekamen.

Melchior wurde bei dieser Art der Erziehung das, was er nothwendig werden musste, ein rachgieriger Junge. Wenn ihn jemand beleidigt hatte; so wurde er so hitzig, daß er alles Bewusstsein verlor. Er bedachte nicht, daß er die Beleidigung oft selbst veranlasst hatte; daß es damit so böse nicht gemeint wäre, als er glaubte. Das Ding lasse ich nicht stecken, das soll dir theuer zu stehen kommen! — das waren die gewöhnlichen Drohungen, die er ausstieß, so oft ihm jemand eine Beleidigung zufügte.

In der That kann man ihm nicht Schuld geben, daß er jemals etwas habe stecken lassen. Als Knabe, als Jüngling, als Mann, hat er alles durchgefochten. Entweder hat er sich mit seiner Zunge, oder mit seiner Hand gerächt, oder er hat seine Gegner auf das Rathhaus geschleppt, und da die Sache mit ihnen ausgemacht.

Jetzt

Jetzt muss er aber doch manches stecken lassen. Sein Vermögen, das ihm sein Vater übrig ließ, und das noch durch die Beerbung eines reichen Vetters um ein Ansehnliches vermehrt wurde, ist für Strafgelder und Prozesskosten aufgegangen. Das Haus ist sogar verkauft, und er muss sehr kümmerlich von den Gutthaten leben, die ihm seine Anverwandten zuwerfen. Da muss er nun freilich oft den beißendsten Spott und die bittersten Vorwürfe hören, ohne daß er weiter etwas thun kann, als die Zähne zusammenbeißen, und mit der Faust drohen.

Mittel, Kindern den Neid zu lehren.

Stelle ihnen immer anderer Leute Glück als ein großes Unglück vor.

Frau Eleonore hatte einen großen Hang, sich in Kleidung und Aufputzung ihres Hauses hervorzuthun, und — wenig Einnahme, die kaum zureichte, die unentbehrlichsten Ausgaben zu bestreiten. Dieß kränkte sie sehr.

Doch würde sie ihren Gram leicht überwunden haben, wenn sich nur andre Leute eben so kümmerlich hätten behelfen müssen. Das war aber der Fall nicht. Sie hörte immer von Leuten, die große Einnahmen hatten, denen Erbschaften zufielen, die in der Heirath glücklich waren, in der Lotterie gewannen, und solche Nachrichten waren, wie sie zu sagen pflegte, lauter Nägel zu ihrem Sarge.

Ihr gegenüber wohnte ihre Schwester, die einen begüterten Kaufmann hatte, in dessen Laden es selten leer wurde, weil er sehr liebreich war, und durch seine Freundlichkeit immer mehrere Käufer an sich zog. Da saß nun Frau Eleonore mit Fiekchen ihrer Tochter am Fenster und beobachtete. So oft jemand in den Laden ging, aus dessen Anzuge sie schließen konnte, daß er einen vollen Beutel mitbrächte; so gab es ihr einen Stich ins Herz, und sie seufzte: das ist wahr, andern geht doch alles nach Wunsch und Willen! — Da sitzt meine Schwester, die großthuige Frau, wie eine Edeldame, alles läuft zu und bringt Geld; wer bringt mir denn was?

Einmal hatte sie gehört, daß ihre Nachbarinn einen reichen Vetter beerbet hätte — dieß brachte sie aus aller Fassung. Sie kam mit zitternden Händen nach Hause. Kannst du denken, Fiekchen, sagte sie: da ist die Nachbarinn, die so nicht mehr weiß, wie sie den Kopf hoch genug tragen will, die hat 3000 Thaler geerbt. Platzen möchte man, wenn man sieht, wie es in der Welt hergeht. Da will ich nur den Spektakel sehen, den das Weib machen wird! Da werden Spiegel, Commoden gekauft werden! Gieb nur Achtung, wie sie sich herausputzen wird! Ich werde den Gräuel nicht lange mehr ansehen. Nur du, armes Mädchen! (hier brach sie in Thränen aus) nur du dauerst mich — nur du, daß — ach mein Herz möchte springen, daß — du in einer so gottlosen Welt bleiben sollst — bei der Bagage!

Als sie die Nachricht erhielt, daß ihrer Schwester Tochter einen Hofrath bekäme; so fiel sie um, und bekam Verzuckungen.

Fiekchen

Fiekchen hatte wirklich ein gutes Herz. Die gute Mutter dauerte sie; sie weinte, wenn sie dieselbe weinen sahe; schimpfte auch mit, wenn die Mutter auf andere schimpfte: weil sie ihr dadurch einige Erleichterung zu verschaffen glaubte.

Aber durch diese Art der Behandlung würde in Fiekchens Herz das Ding erzeugt, das man den Neid zu nennen pflegt.

Dieß Ding muss gewaltig zehren, denn Fiekchen kam dabei von allen Kräften. Das blühende Roth, das sonst ihre Wangen färbte, verschwand, und verwandelte sich in Gelb. Wie konnte es auch anders kommen? — das gute Kind hatte keine frohe Stunde, Tag vor Tag Aergerniss. Da heirathete eine von ihren Gespielinnen einen reichen Mann, dort kaufte sich ihr Mühmchen ein neues Kleid. Eine erbte, die andere war in der Lotterie glücklich. Alles dieses würde nun andere Leute nicht beunruhiget haben; aber Fiekchen ärgerte es. Sie hat oft gesagt, daß es ihr wie ein Wurm an dem Herzen nagte, daß kein Schlaf in ihre Augen käme, seitdem ihre ehemalige Freundinn das große Haus am Markte erkauft hätte. Da es in diesem Jahre schwere Gewitter gab; so beruhigte sie sich damit, daß einmal der liebe Gott ein Einsehen haben, und in das Nest schlagen würde. Aber auch dieß geschahe nicht. Wie war es möglich, daß Fiekchen in einer solchen Welt, wo sie so viel glückliche Leute, so viel frohe Gesichter sahe, lange aushalten konnte!

Sie starb an der Schwindsucht, nach Aussage des Kirchenbuchs, in einem Alter von 22 Jahren, vier Monaten und fünf Tagen.

Mittel, Kindern Schadenfreude beizubringen.

Bringe sie nur erst so weit, daß sie sich über anderer Glück ärgern; so werden sie sich gewiß auch bald über ihr Unglück freuen.

Dieß ist ganz natürlich. Denn wenn jemand das Glück anderer ärgerlich ist; so wird er nothwendig auch wünschen, daß sie unglücklich werden möchten. Und welche Freude! wenn sein Wunsch erfüllt wird.

Wenigstens sahe man dießan dem neidischen Fiekchen. Das war noch ihre einzige Freude, die sie in ihrem betrübten Leben bisweilen aufheiterte, daß doch hier und da noch Leute theils durch ihre eigene Schuld, theils durch Unglücksfälle in betrübte Umstände geriethen.

Als ihre Muhme, die Hofräthinn, von deren Hochzeit ihre Mutter beinahe den Tod hatte, Wittwe wurde; so heiterte sich ihr ganzes Gesicht auf. Ists möglich? sagte sie zu der Frau, die ihr davon die erste Nachricht gab, ists möglich? Da hast du es, Frau Hofräthinn! Ich gönne niemand etwas Böses, aber — der Frau geschieht schon recht. Das war ja nicht zum Ausstehen, was die Frau groß that. Ich denke aber, nun wird es sich schon legen — die gute Einnahme fällt nun weg — an Staat und gute Bisschen ist sie gewöhnt — ich will gar nicht hinsehen, was da herauskommen wird. Auf dem Misthaufen kann sie noch sterben, die große Hofräthinn die.

Und bei diesen Gedanken klopfte ihr Herz so freudig, wie

wie das Herz einer Braut, wenn sie den Bräutigam umarmet. So wenig sie auch sonst von Gesellschaft hielt; so ließ sie doch die Frau, die ihr diese freudige Bothschaft gebracht hatte, dießmal nicht von sich. Sie musste zu Tische bleiben, und den ganzen Abend bei ihr zubringen. Das war ein herrlicher Abend! Da mussten die meisten Häuser die Musterung aushalen. Da wurden Neuigkeiten erzählt, die andern Leuten ganz unbekannt waren. Von den meisten Häusern hieß es: mit diesen Leuten hat es nicht lange Bestand; ich will es wohl noch erleben, daß sie aus der Stadt gehen müssen. Denk sie an mich, Frau Ursel!

Als davon gemurmelt wurde, daß Jungfer Rebeckchen zu Falle gekommen wäre; kam Fiekchen den ganzen Tag nicht nach Hause. Sie durchzog die Straßen, theils um diese erfreuliche Begebenheit, wo möglich, denselbigen Tag noch durch die ganze Stadt auszubreiten, theils um selbst davon eine recht umständliche Nachricht einzuziehen.

So gewiss ist es, daß man seinen Kindern erst den Neid lehren müsse, wenn sie einmal zur Freude über ihres Nebenmenschen Unglück aufgelegt sein sollen.

Mittel, Kindern Abscheu gegen gewisse Thiere einzuflößen.

I.

Suche dein Kind zu bereden, daß dergleichen Thiere giftig wären.

Wilhelms Vater hatte in seinem Zimmer Mäuse verspürt, und stellte desswegen eine Falle auf, um sie

zu

zu fangen. Wilhelm kam dazu und fragte: Vater was machst du da?

Eine Falle stelle ich auf, um die Mäuse zu fangen, die in meine Stube gekommen sind.

Ach, die armen Thierchen haben dir ja nichts gethan!

Sie haben mir wohl noch nichts gethan, aber sie könnten mir leicht etwas thun. Wenn sie mir in die Kleider oder Wäsche kämen; so könnten sie Löcher hinein fressen.

Ja so. Das habe ich nicht gewusst. Aber wie machen es die Mäuse, daß sie sich fangen?

Sieh, da hänge ich Speck an ein Häkchen! Das riechen die Mäuse, laufen herbei, und wollen davon fressen. Wenn sie dann daran ziehen — pautz! da fällt die Falle zu, und da stecken die Mäuse drin.

Das merkte sich Wilhelm. Des Morgens bald frühe sprang er aus dem Bette, um zu sehen, ob sich eine Maus gefangen hätte — da war wirklich eine in der Falle! Das war eine Freude! Er holte sie heraus, strich sie, bewunderte die Ohren, die artigen Pfoten, die scharfen Zähne, das weiche Fell, und nun ging er die Treppe hinauf, um der Mutter das allerliebste Thier zu zeigen. Aber sobald er in die Stube trat, erhob die Mutter ein so entsetzliches Geschrei, daß es der Vater im Garten hörte. Hu! hu! hu! eine Maus! eine Maus! wirf sie hin! sie ist ja giftig. Du Schurke! hast du mir nicht ein Schrecken zugefügt! Wer wird denn die Mäuse angreifen? sie haben ja Gift im Schwanze.

Da stand der arme Wilhelm wie versteinert. Er war blass wie eine Leiche, und sahe die Maus mit eben solchem Entsetzen, wie einen Scorpion, an.

Sein

Sein Vater, der auf das Geschrei herbeigelaufen kam, gab sich alle Mühe, ihn zu bereden, daß er die Maus wieder aufheben, und auf die Gasse werfen sollte. Das war alles umsonst. Er versprach ihm ein Nösel Nüsse, wenn er ihm folgen würde, und dieß bewog ihn, wirklich die Hand nach ihr auszustrecken. Aber das ging ganz langsam, ganz langsam, und kaum war er mit den Fingern nahe an die Maus gekommen; so zog er sie wieder mit Entsetzen zurück und sagte: hu! hu! hu! ich kann das garstige Ding, ach, ich kann es nicht angreifen, es ist ja giftig!

Diese Furcht vor Mäusen hat ihn auch in seinen männlichen Jahren nicht verlassen. Er springt zehn Schritte zurück, wenn er eine Maus erblicket, und wenn ihm eine über den Leib springt; so wird er ohnmächtig.

Seine Freunde versichern, dieser Abscheu gegen die Mäuse wäre ein Erbstückchen. — —

Mittel, Kindern Abneigung gegen fremde Religionsverwandte einzuflößen.

I.

Berede sie, Gott hasse alle diejenigen, die nicht ihres Glaubens sind.

Frau Elisabeth war dem lutherischen Glaubensbekenntnisse sehr eifrig zugethan, und wünschte daher, daß dieser Religionseifer auch auf ihre Kinder forterben möchte. Sie glaubte diese Absicht nicht besser erreichen zu können, als wenn sie den lieben Gott immer als einen

Eigen=

Eigensinnigen vorstellete, der unter allen Menschen niemand leiden könnte, als die Lutheraner.

Wann sie daher ihren Kindern Religionsunterricht ertheilte; so fand sie es nicht für gut, nach dem Beispiele Jesu, Gott als einen Vater aller Menschen ihnen bekannt zu machen, sondern suchte sie zu bereden, er wäre nur ein Vater der Lutheraner, und übergäbe alle, die das lutherische Glaubensbekenntniß nicht annähmen, dem Teufel zur ewigen Qual.

Anfänglich bemerkte sie bei ihren Kindern, zu ihrer großen Betrübniß, viel Herzenshärtigkeit. Wilhelmine, ihre älteste Tochter, machte ihr einmal die Einwendung: sie kennte so viele gute Menschen unter den Reformirten, Katholiken, Juden, Mennoniten und Herrnhutern, die um sie herum wohnten; wie es denn also möglich wäre, daß diese rechtschaffnen Leute, die doch nichts Böses gethan hätten, von Gott könnten verdammt werden? Die Mutter wußte es ihr aber aus verschiednen Sprüchen der Bibel zu beweisen, daß der lutherische Glaube allein der wahre wäre, daß alle Menschen, wenn sie nur wollten, lutherisch werden könnten, und daß sie daher nicht Ursache hätten, sich zu beschweren, daß sie Gott deßwegen verdammte, wenn sie von dieser Freiheit keinen Gebrauch machten.

Ihr Sohn Fritz war einmal gar so frech, ihr unter die Augen zu sagen, daß der heilige Petrus selbst gesagt hätte: „In allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm," und daß daher Jesus am Tage des Weltgerichts nicht fragen würde, ob jemand lutherisch, reformirt, katholisch, jüdisch und dergl. gewesen

wesen wäre, sondern ob er Liebe und Barmherzigkeit gegen seinen Nebenmenschen bewiesen hätte?

Für diese Naseweisheit bekam er aber auch eine recht derbe Maulschelle, die die Wirkung that, daß er ihr mit dergleichen Einwendungen nicht mehr beschwerlich fiel.

Um ihr Gewissen noch besser zu verwahren, bemühte sie sich, einen Informator zu bekommen. Anfänglich wurde ihr ein sehr liebreicher, geschickter Mann vorgeschlagen, der schon zwei Jahr lang in einem Hause die Kinder auf das beste erzogen, und in ihren Kenntnissen sehr weit gebracht hatte. Wirklich war sie schon geneigt, ihm ihre Kinder anzuvertrauen, als sie zu ihrem großen Glücke erfuhr, was an dem Zeisige wäre, daß er nehmlich — die reformirte Kirche besuchte. Sie dankte dem lieben Gott recht herzlich in ihrem Abendgebethe, daß er das große Unglück abgewendet, das über ihrer armen Kinder Häuptern geschwebt hätte.

Den folgenden Tag stellte sie sogleich den Herrn Markolphus ihren Kindern zum Erzieher und Lehrer vor. In seinen Sitten ist er zwar etwas roh, in seinem Anstande plump, verstehn thut er auch nicht viel — was schadet dieß aber alles? er ist doch echt lutherisch, und ihr Gewissen ist doch des Seelenheils ihrer Kinder wegen beruhigt. Einige Neulinge haben sie zwar bereden wollen, das Seelenheil bestände in einem guten Verstande und Rechtschaffenheit des Herzens; sie hat aber sich durch dergleichen Grübeleien nicht irre machen lassen, und bleibt dabei, das Seelenheil bestehe eigentlich im lutherischen Glauben.

Sie hat die große Glaubensfreude, ihre Bemühungen

gen gesegnet zu sehen. Ihre Kinder hassen alles, was nicht echt lutherisch ist, und als im vorigen Jahre die Reformirten bei dem Magistrate sich die Erlaubniß auszuwirken suchten, in einer lutherischen Kirche das Abendmahl halten zu dürfen; so war ihr Sohn derjenige, der es vorzüglich hintertrieb. Dafür segnete sie ihn auch auf ihrem Sterbebette, und freute sich auf den seligen Augenblick, wenn sie alle ihre nicht lutherischen Nachbarn im Pfuhle erblicken würde, der mit Feuer und Schwefel brennt.

II.

Gehe deinen Kindern mit gutem Beispiele vor.

Herr von Gutberg ging von der Erde, und ließ viel Geld, aber keine Kinder zurück. Damit nun dieses Geld recht gut angewendet werden möchte; so machte er allerlei Verordnungen. Unter andern verordnete er, daß die jährlichen Zinsen von 30,000 Rthlr. zur Unterstützung solcher Personen, die ohne ihre Schuld arm wären, verwendet werden sollten, beging aber dabei den Fehler, daß er nicht bestimmte, welche Religionsverwandten eigentlich auf diese Unterstützung Anspruch machen durften. Ein Glück war es, daß die Vertheilung dieser Wohlthaten Herrn Kritzkopf anvertraut wurde, der sehr wachsam war, daß sie niemand, als echt Reformirten zu Theil wurden. Oft kamen Weiber zu ihm, die ihre Männer verloren, und von ihnen nichts, als Kinder geerbt hatten; Vormünder von vater- und mutterlosen Waisen; Hausväter, die durch Unglücksfälle ihr ganzes Vermögen eingebüßt hatten, und wurden, weil

sie

sie nicht reformirt waren, mit dem Vorwande zurückgewiesen, es wäre jetzt kein Geld vorhanden. Bat hingegen ein liederliches Weibsbild, ein Hauswirth, der seine Güter verschwendet hatte, um Unterstützung, so erhielten sie dieselbe ohne Weigerung, wenn sie sich nur zur reformirten Kirche bekannten. Dieß geschahe nun immer in seiner Kinder Gegenwart, denen er auch gemeiniglich die Gründe anzuführen pflegte, warum man niemand, als Reformirte, lieben müßte.

Dieses schöne Beispiel hatte die erwünschtesten Folgen. Die Kinder beurtheilten den Werth des Menschen nicht nach seinem Fleiße, Verstande, und seiner Rechtschaffenheit, sondern — nach seiner Anhänglichkeit an die reformirte Kirche.

Luischen, seine älteste Tochter, hatte einen Liebhaber, der durchgängig als der gesundeste, schönste, verständigste, thätigste, rechtschaffenste Mann bekannt war. Sie liebte ihn; ihr Herz wünschte keinen andern Gatten, als Herrn Brav. Als sie aber erfuhr, daß er lutherisch wäre, erschrak sie nicht wenig. Ihre Liebe war zu groß, als daß sie sogleich hätte erkalten können: allein es mischte sich Mißmuth ein, welcher zum Mißtrauen, und am Ende zur Erbitterung führte, als Brav sich nicht bekehren lassen, und seinem Glaubensbekenntnisse nicht entsagen wollte. Die Folge davon war, daß diese Verbindung sich zerschlug, und Luise, nicht aus Herzensneigung, sondern nur im Wahne, keinen andern, als einen Glaubensgenossen lieben zu dürfen, einem Reformirten ihre Hand gab, mit dem sie bald in unglücklicher Ehe lebte. Verdruß und Gram zehrten ihr Leben in wenig Jahren auf. Allein so traurig auch die Folgen

gen ihrer Wahl waren; so bereuete sie es doch nie, ihren ersten Geliebten aufgegeben zu haben, und rechnete es sich zum Verdienste an, daß sie Stärke des Geistes genug gehabt hätte, das Andenken an ihn aus ihrem Herzen zu vertilgen.

Mittel, die Kinder gegen die Schönheiten der Natur unempfindlich zu machen.

I.

Verweise es ihnen, wenn sie die Natur beobachten wollen, und suche sie durch allerlei Versprechungen davon abzubringen.

Der kleine Matthias bekam in der Stadt von der schönen Natur weiter nichts zu sehen, als ein Stückchen Himmel, so breit als seine Gasse: denn sein Vater, der ein Handwerksmann war, wohnte in einer engen Straße, in einem kleinen Hause, an dem nicht einmal ein Gärtchen war. Wenn ihn denn der Vater einmal mit auf das Feld nahm, da war dieß für ihn eine unaussprechliche Freude: weil ihm alles neu war. Da fand er bald eine Blume, bald einen Wurm, bald einen Vogel, die seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Da hüpfte er dann dem Vater nach, und rief: Vater! Vater! sieh einmal da das allerliebste Blümchen! das artige Vögelchen! Aber der Vater antwortete allemal unwillig: mit deinen Possen da! Hast du denn noch keine Blume, noch keinen Vogel gesehen?

Einmal fand er eine große Raupe, hob sie voll Erstaunen

staunen auf, und brachte sie dem Vater. Sieh einmal, sagte er, das große Thier, das ich da gefunden habe! Aber der Vater sagte: pfui! das garstige Ding da! wirf es hin! tritt es todt! Es könnte dich beschmeissen.

Da sich Matthias bei allem, was er sahe, aufhielt und es bewunderte; so konnte es nicht anders kommen, als daß er oft zurück blieb, und sein Vater warten musste, bis er herbeikam.

Dieses machte nun den Vater verdrießlich. Er verwies ihm diese Verzögerung, und sagte oft: geh doch fort, du heilloser Junge! wenn du nicht geschwinder gehst — gieb Achtung! so musst du gewiss ein andermal zu Hause bleiben.

Da lief Matthias wieder ein Streckchen mit; aber die Begierde, alles, was um ihn war, zu betrachten, war viel zu groß, als daß er sie sogleich hätte überwinden können. Kaum war der Vater wieder etliche Schritte gegangen; so sahe Matthias einen Frosch hüpfen, oder hörte eine Heuschrecke zirpen — da stand er wieder still.

Der Vater bekam am Ende das Ding überdrüssig, nahm ihn bei der Hand, und schleppte ihn mit sich fort. Wenn der Knabe dessen ungeachtet bald da, bald dorthin sahe; so suchte ihn der Vater auf andere Art zum raschen Fortschreiten willig zu machen.

Geh zu! Matthias! sagte er, geh zu! Wenn du brav darauf los schreitest; so kommen wir bald nach dem Dorfe dort. Da soll dir es wohl besser gefallen, als auf dem leeren Felde da. Da will ich lassen einen Kaffee machen, und Milch dazu geben, und Eier hinein schlagen, das die Milch kaum fließt.

Und

Und da krieg ich auch was?

Das versteht sich! Da kriegst du zwei Schalen. Geh nur zu! immer zu! lauf! Da lass ich ein paar Bratwürste braten, und lasse Bier herbeibringen, da soll es dir eine rechte Lust werden. Durch diesen Kunstgriff gelang es ihm endlich, die heftige Begierde des Matthias, die schöne Natur zu bewundern, und aus derselben den guten, weisen und mächtigen Schöpfer zu erkennen, gänzlich zu ersticken. In der Folge schritt er brav drauf los, dachte an den Kaffee, und ließ Natur Natur sein, zum großen Vergnügen des Vaters.

Jetzt ist er ein Mann, und die Spuren der Erziehung, die er genossen hat, sind noch immer an ihm sichtbar. Er läuft auf seinen Spaziergängen durch Wiesen, Wälder, Saatfelder, ohne da etwas Merkwürdiges zu sehen. Vor ihm fliegt die Lerche auf, bei seinem Eintritte in den Wald begrüßt ihn die Nachtigall — er bemerkt es nicht: denn seine Gedanken sind schon in dem Bierkruge.

Wenn man ihn bei seiner Zurückkunft fragt, was er Merkwürdiges gesehen habe? so weiß er nichts zu sagen, als: es war heute viel warm; es war Mordsweg; das Bier war vortrefflich. Es müßte denn sein, daß er die Karte gespielt hätte; — dann kann er Stunden lang erzählen.

Ein einziges Mal hatte doch die Natur so viel Gewalt über ihn, daß sie seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Vollmond ging auf. Da rief er seinem Kameraden zu: alle Hader! der schöne Mond! Wie er da hangt! wie eine Kuchschüssel.

II.*

Arbeite dahin, daß deine Kinder nur recht genußsüchtig werden.

Frau Fabian hatte den Spruch: „unser Leben währet siebzig Jahr" u. s. w. so zu Herzen genommen, daß sie auf nichts mehr dachte, als wie sie ihre Kinder für die siebzig oder achtzig Jahr Mühe und Arbeit, die ihnen bevorstånden, in der Kindheit wenigstens einigermaßen entschådigen könnte. Kaum hatte sie im Wochenblatte gelesen, daß bei Herrn Kilian frischer Laberdan, oder neuer Salzhecht, Caviar, Nürnberger Mandelkuchen u. s. w. angekommen wåren; so griff sie auch schon nach dem Geldbeutel, um die Magd schnell zu Herrn Kilian zu schicken, damit ihre armen Kinder wo möglich in der ganzen Stadt zuerst von den ausgebothenen Leckerbissen genießen möchten. In's Schauspiel zogen sie, so viel ihrer über sechs Jahr alt waren, wöchentlich vier Mal. Gab es einen Ball in der Stadt, oder ein Concert, oder waren Seiltånzer, englische Bereiter, Marionettenspiele und dergl. zu sehen; so durfte von der Frau Fabian Kinderchen keins unter den Theilnehmern und Zuschauern fehlen. Der Tanzmeister bekam daher die jungen Herren und Damen schon mit dem fünften Jahre unter die Hånde; und den Schneider und die Putzmacherinn sahe man fast tåglich mit Kinderputz in Herrn Fabians Haus wandern.

Durch ihre mütterliche Bemühung brachte es denn Frau Fabian wirklich dahin, daß ihre lieben Sprößlinge die Liste der ausgesuchtesten Leckerbissen, welche der Norden und Süden uns Deutschen liefern, vollkommen im

Kopfe

Kopfe hatten; daß sie es augenblicklich bemerkten, wenn ein anderes Kind ein Kleidungsstück an hatte, das seit vierzehn Tagen schon aus der Mode war; daß sie von allerhand Liebeshändeln zu erzählen wußten, die in den Schauspielen dargestellt worden waren; daß sie recht nach der Mode sich zu verneigen, in Gegenwart fremder Personen vornehmes Wesen anzunehmen, und über andre Kinder, die nicht so gekleidet gingen, und ihr Benehmen so abzirkelten, wie sie, die Nase zu rümpfen wußten.

Von einem benachbarten Landprediger, der mit Hrn. Fabian studirt hatte, wurde die Familie einmal zum Besuch eingeladen. Der Prediger glaubte den Stadtleuten einen recht seltenen Genuß dadurch zu verschaffen, daß er sie Mittags auf einer Wiese in dem zum Pfarrgute gehörigen Hölzchen bewirthete. Jauchzend zogen des Predigers Kinder von dannen, als man den Weg dahin antrat: Herrn Fabians Pflänzchen hingegen fragten, als sie von jenen aufgefordert wurden, den Erwachsenen etwas voranzueilen, ängstlich, ob es denn weit sei bis zu dem Hölzchen? und da sie hörten, daß man etwa eine halbe Stunde zu gehen habe, flüsterten sie der Mutter in's Ohr, ob sie nicht den Kutscher wollte anspannen lassen, damit sie nach dem Speiseplatze fahren könnten. Ein verneinender Wink der Mutter verstimmte sie schon gewaltig.

Auf dem Wege gaben sich die Kinder des Pfarrers alle Mühe, ihre Gäste aus der Stadt zu unterhalten. Sie zeigten ihnen, da der Weg durch den hinter dem Hause liegenden Garten ging, ihre Beete; machten sie im Freien auf jede schöne Aussicht aufmerksam, die sich

den

den Augen darbot; brachten ihnen verschiedene Pflanzen, die in der Gegend ziemlich selten waren, auch ein paar Schmetterlinge, die sie gefangen hatten, u. s. w.; allein das Alles machte auf die genussüchtigen Kinder wenig oder keinen Eindruck. Im Garten erkundigte sich der zwölfjährige Alwin Fabian nur danach, ob sie denn auch Ananas im Gewächshause hätten? Bei jeder schönen Aussicht zog den vierzehnjährigen Ottocar nichts mehr an, als daß man das Hölzchen immer deutlicher sehen konnte, in welchem seine Einbildungskraft ihm eine wohlbesetzte Tafel zeigte; und bei den Pflanzen erkundigte sich die zehnjährige Elvire nur, ob sie wohl in ihren Potpourri zu gebrauchen wären?

Endlich war die Wiese erreicht. Ottocar fragte, als er die langersehnte Nachricht davon erhielt, sogleich nach dem Pavillon, in dem man speisen würde, und sämmtlichen Fabianschen Kindern verging die Eßlust, als sie sahen, daß das Tischtuch auf den Rasen gebreitet, und im Schatten einer großen Linde auf Rasenbänken von der Gesellschaft Platz genommen wurde.

Als sie Abends wieder in dem Wagen waren, um nach der Stadt zurückzufahren, brachen alle drei in ein „Gott Lob und Dank!“ aus, und legten ihren Kummer über die bäuerische Belustigung an diesem unglücklichsten Tage ihres Lebens in das mitleidige Herz der Frau Mutter nieder, die sie damit tröstete, daß sie das Gespräch auf den Ball lenkte, der auf nächsten Dienstag wieder angesagt wäre, und auf die Leckerbissen, die in diesen Tagen bei Herrn Kilian ankommen müßten.

Aus diesen Kindern, so viel ihrer am Leben blieben, wurden endlich Männer und Frauen; zu wahrer Zufrie-

denheit gelangte aber auf dieser Erde keins von ihnen. Ihr genußsüchtiges Wesen hatte, noch ehe sie das vier- und zwanzigste Jahr erreichten, schon alle Fähigkeit für reinen Freudengenuß in ihnen erstickt; Empfänglichkeit für Naturfreuden fehlte ihnen gänzlich. Ihre Vermögensumstände waren, bei dem genußsüchtigen Leben, das sie bis dahin geführt hatten, zerrüttet, und Geschicklichkeit und Lust zur Arbeit war auch nur wenig bei ihnen zu finden. Lebensmüde erreichten sie alle schon vor dem vierzigsten Jahre das Ziel ihres irdischen Daseins.

III.

Schöpfe die erste Nahrung für den Geist deiner Kinder aus Dingen, die der Fassungskraft derselben recht unangemessen sind.

Herr Professor Pankratius hatte die Freude, daß seine Gattinn ihm ein Söhnlein gebar. Er war eben damit beschäftigt, eine dunkle Stelle des alten lateinischen Schriftstellers Suetonius zu erklären, die ihm bereits einige Tage Mühe gemacht, und einige Nächte den Schlaf geraubt hatte, als er diese erfreuliche Nachricht erhielt. Wie groß seine Freude darüber war, kann man daraus sehen, daß er wirklich sogleich den Suetonius liegen ließ, und sich zu seiner Frau und ihrem Söhnlein verfügte.

Er sahe sogleich nach der Nase, und da er in derselben einige Aehnlichkeit mit der Nase des alten berühmten Römers, Cicero, zu finden glaubte; so wurde seine Freude noch ein Mal so groß. Seine erste Sorge war nun diese, daß das Kind zur heiligen Taufe gebracht wurde, dann überließ er die weitere Verpflegung desselben

ben der Mutter und der Wartfrau; weil er es für unschicklich hielt, daß ein so gelehrter Mann, wie er war, um solche Kleinigkeiten, wie das Einwickeln, die Reinigung, die Nahrungsmittel eines kleinen Kindes sind, sich bekümmern sollte.

Nachdem er seit dieser Zeit ungefähr vier Jahre auf seiner Studierstube verlebt hatte, fiel es ihm ein, daß nun die Zeit wohl da sein möchte, für die Erziehung seines kleinen Tullius (so pflegte er ihn im Scherz zu nennen, weil Cicero eben diesen Namen geführt hatte) zu sorgen. Er machte den Anfang damit, daß er ihm sagte, wie der Tisch auf lateinisch hieße. Darauf lehrte er ihn täglich erst fünf, dann zehn Sachen lateinisch benennen. Hierauf musste der Kleine täglich eine halbe Seite Wörter lernen, z. B. alumen der Alaun, aluta sämisch Leder ic. Anfänglich fragte der Kleine den Herrn Vater, was ist denn das: Alaun? sämisch Leder? Da aber der gelehrte Mann niemals Zeit gehabt hatte, sich um solche Kleinigkeiten zu bekümmern, und sie also selbst nicht kannte; so verwies er dem kleinen Tullius diesen Vorwitz, und brachte es damit bald so weit, daß diese Fragen unterblieben, und daß der liebe Kleine eine ganze Seite lateinische Wörter täglich lernte, ohne die Sachen zu kennen, die dadurch sollten angezeigt werden.

Bald darauf wurde das Kind angeführt, alte lateinische Schriftsteller zu lesen. Da diese nun schwer zu verstehen waren; so musste es fast seine ganze Jugendzeit damit zubringen, daß es sich auf das Lesen derselben vorbereitete, und sie wiederholte.

Vorige Woche hatte ich das Glück, mit dem jungen Herrn Magister Pankratius und seinem gelehrten Herrn

Vater spazieren zu gehen. Ich erstaunte, wie weit der Vater den Sohn gebracht hatte. Dieser wusste von allen Straßen und merkwürdigen Häusern Roms zu sprechen, wie ein geborner Berliner von Berlins Merkwürdigkeiten: welches der Herr Vater mit einem gefälligen Lächeln anhörte. Mit allem aber, was die Natur hervorbringt, war er völlig unbekannt. Als ich meine Verwunderung über einen Acker bezeugte, der vorzüglich viel Roggen trug; so fragte er mich, was ist denn das? Und als ich ihm sagte: Roggen! so fragte er weiter; was macht man denn mit dem Roggen? Da wir einige Schritte weiter gegangen waren, bemerkte ich einen Raupenbalg, auf dem die Maden einer Schlupfwespe ausgekrochen waren, und sich in Larven verwandelt hatten. Ich zeigte mit dem Finger darauf, und sagte: sehen Sie da! O rief er! stören Sie doch die arme Raupe nicht, daß sie nicht von den Eiern läuft.

Mittel, wie man Kinder kann lehren, Gespenster zu sehen.

Erzähle deinen Kindern recht viel von Gespenstern.

Wenn Meister Martin Feierabend gemacht hatte; so versammelten sich seine Kinder um ihn, und baten, daß er ihnen etwas erzählen möchte. Da stopfte er sich dann sein Pfeifchen, setzte sich an den Ofen, seine Kinder drängten sich um ihn, und er fing an zu erzählen, fast von nichts, als von — Gespenstern; theils weil er nichts

anderes

anderes wußte, theils weil er bemerkte, daß seine Kinder nichts lieber hörten.

Er wußte ihnen vier und zwanzig Orte in seiner eignen Gegend zu nennen, wo es nicht geheuer war. Auf dem einen sollte ein Kloster gestanden haben, wo sich noch bis jetzt, im Advent und in der Fasten, eine Nonne sehen ließe.

Im Riethe, unweit der großen Pappel, die gleich unter der Mühle steht, sollte sich ein Mann ersäuft haben, der noch immer umgehe. Wunderbar wäre es auch, daß allemal punkt elf auf dem Gottesacker sich ein schwarzer Hund mit feurigen Augen, so groß wie ein Kochlöffel, zeigte, und glock zwölf wieder auf dem Grabe eines alten schwedischen Hauptmanns verschwände. Bei dem Klosterthurme in der Vorstadt wäre ihm einmal etwas auf den Rücken geplumpt, wie ein Mehlsack, das hätte er bis vor seine Hausthür tragen müssen. In seinem Leben wollte er des Nachts vor diesem Thurme nicht wieder vorbei gehen. Unter dem großen Steine am Markte rechter Hand, wenn man nach der Schule zugeht, sollte ein großer Schatz liegen, der mit einem schwarzen Bocke versetzt wäre. Seine Großmutter habe von ihm erzählt, sie hätte von ihrer Großmutter gehört, daß sich einmal ein paar Wagehälse dran gewagt hätten, hätten auch wirklich das Geld schon funkeln sehen; weil aber der eine gerufen hätte: da ist der Schatz! so wäre er gleich wieder versunken. In dem alten Schlosse oben auf dem Berg sollte ein verwünschtes Fräulein wohnen, das sich alle hundert Jahre in Gestalt einer Eidechse sehen ließe, und nicht eher erlöset werden könnte, bis ihr ein reiner Junggeselle den Kopf abhiebe, u. s. w.

Wenn

Wenn er auf den Kiffhäuser Berg, auf den Brokken, auf Rübezalen, oder Dr. Fausten zu reden kam, so war er unerschöpflich.

Die alte Marie, die er bei sich hatte, war freilich eine Magd, mit der nicht viel anzufangen war: weil sie aber den Kindern so hübsch zu erzählen wusste, und er selbst von ihr noch manches Gespenstergeschichtchen, das ihm noch unbekannt war, lernen konnte, so behielt er sie doch.

Durch diese Art des Unterrichts brachte Meister Martin seine Kinder in kurzer Zeit sehr weit. Sie behielten alles wohl, und bekamen den Kopf so voll Gespenster, daß, wenn die Nacht einbrach, sie Erscheinungen erwarteten. Hierdurch wurden sie so vorsichtig gemacht, daß sie in der Dunkelheit sich nicht trauten einen Schritt vor die Thür zu thun. Trieb sie ja die Natur, so musste allemal die alte Marie mitgehen, und so lange neben ihnen stehen, bis sie ihren Leib erleichtert hatten. Gingen sie zu Bette; so musste ebenfalls Marie bei dem Bette sitzen, bis sie eingeschlafen waren.

Mussten sie ja, als sie größer wurden, in der Dunkelheit durch das Feld gehen; so sahen sie jeden Baum für einen schwarzen Mann, jede Sternschnuppe für einen fliegenden Drachen, und jeden Hamster, der ihnen begegnete, für ein Ding an, mit dem der Böse sein Spiel hätte.

Peter, der älteste Sohn, brachte es in der Kunst, Geister zu sehen, vorzüglich weit. Schon in seinem achtzehnten Jahre wusste er von sieben und siebenzig Gespenstern zu erzählen, die er mit seinen eigenen Augen gesehen hatte. Sein Vater meinte, es käme dies daher,

weil

weil er ein Sonntagskind wäre, und glaubte, daß dem Burschen noch ein großes Glück bevorstände.

Wer weiß auch, was nicht noch mit der Zeit geschieht. Er ist freilich schon durch böse, muthwillige Leute in großen Schaden gekommen! — Er ging, zum Beispiel, einmal des Abends von einer Dorfkirmse nach Hause, sahe auf dem Wege eine Pfanne voll glühender Kohlen stehen, hörte aus einem Busche kläglich rufen: erlöse mich! erlöse mich! und in der gewissen Meinung, daß diese Kohlen ein Schatz wären, warf er seine neue Pudelmütze darauf, die sogleich lichterloh brannte, weil ein loser Vogel aus der Gesellschaft, in der er gewesen war, wirkliche Kohlen hingesetzt hatte. Seine Magd nimmt auch allerhand Spukereien vor, und bestiehlt seine Speisekammer. Bei alle dem kann man nicht wissen, was sich zwischen hier und Michaelis zuträgt.

Er weiß ja von sicherer Hand, daß in einem gewissen Kreuzwege ein großer Schatz steht, der dem zufallen soll, der ein pechschwarzes Kaninchen, das aber, wohl zu merken, in der Walpurgisnacht ist gestohlen worden, unter gewissen Gebräuchen, hinter die er nun auch gekommen ist, mit einem dreikreuzigen Messer auf diesem Kreuzwege abschlachtet. Er hat auch wirklich bei einem Mitmeister schwarze Kaninchen gesehen, und ist fest entschlossen, in nächster Walpurgisnacht eins zu stehlen. Da wird man nun sehen, wie das Ding ablaufen wird.

Mittel, Kindern Furcht vor Gewittern beizubringen.

Stelle dich selbst, sobald ein Gewitter aufsteigt, sein ängstlich an; so werden sich deine Kinder bald nach dir bilden!

Herr Siegfried hatte die besondere Gewohnheit an sich, daß er seine Kinder auf alle merkwürdige Begebenheiten in der Natur aufmerksam machte, und sie dabei immer an die Güte und Weisheit Gottes erinnerte. Dieß ging so weit, daß er sogar mit ihnen in das freie Feld ging, so oft ein Gewitter aufstieg, und demselben so lange zusahe, bis ihn der Regen nöthigte, in sein Haus zurückzukehren.

Gemeiniglich pflegte er dann folgendermaaßen zu seinen Kindern zu reden: „sehet Kinder! wie lieb uns Gott hat! Heute war der Tag so heiß, so schwül, daß, wenn diese Hitze noch einige Zeit gedauert hätte, unsere Gewächse verdorret, und wir selbst zu aller Arbeit untüchtig geworden wären. Da hat aber der liebe Gott die Einrichtung gemacht, daß auf große Hitze ein Gewitter erfolgen muß. Dieß kühlet die Luft ab — fühlt ihr es nicht, wie kühl sie schon wird? Bald wird ein fruchtbarer Regen folgen, der alle unsere schmachtenden Gewächse erquickt."

Dadurch wurden die Kinder bald so weit gebracht, daß sie kein Gewitter mehr fürchteten. Wenn ein Wetterstral durch die Luft fuhr, so riefen sie: sieh einmal, Vater, das war ein prächtiger Blitz! Erfolgte ein Donnerschlag;

nerschlag; so sagten sie: der Schlag lässt sich hören! Und wenn es gar zu regnen anfing; so sangen sie gemeiniglich:

Du tränkst das Land,
Führst uns auf grüne Weiden,
Und Tag und Nacht
Und Korn und Wein und Freuden,
Empfangen wir aus deiner Hand.

Was wohl aus diesen Kindern würde geworden sein, wenn sie auf diesem Fuß wären groß gezogen worden! Alle Nachbarn ärgerten sich daran, murmelten darüber, und sagten einander in das Ohr: Herr Siegfried wäre ein Naturalist, der alle Gottesfurcht aus den Herzen seiner Kinder vertriebe.

Zum großen Glück für sie starb Herr Siegfried bald, und sein Bruder rettete wenigstens den jüngsten Sohn Adolph.

Er nahm ihn zu sich, und ließ es sich sehr angelegen sein, alles, was der Vater bei ihm, wie er zu sagen pflegte, verdorben hatte, wieder gut zu machen. Von den mancherlei Mitteln, die er anwandte, um zu seinem Zweck zu kommen, will ich jetzt nichts anführen, als sein Verhalten bei Gewittern.

So oft sich eins in der Ferne zeigte, rang und wand er die Hände, und sagte: Gott erbarme dich unser! Herr sei uns gnädig! erzählte dabei, wie viel Dörfer zeither durch den Wetterstral wären angezündet, und wie manche Menschen davon wären getödtet worden. Anfänglich wollte Adolph allerlei Einwendungen dagegen machen, er wurde aber sehr bald zum Schweigen gebracht. Ließ sich nun der Donner hören; so stimmte Adolphs Vetter nebst seiner Familie ein gewöhn-

liches

liches Bußlied an. Sobald aber ein starker Donnerschlag geschahe; so ertönte ein Lied im höhern Chor. Gemeiniglich war es das Lied:

Straf mich nicht in deinem Zorn!
Großer Gott verschone!
Ach lass mich nicht sein verlorn,
Nach Verdienst nicht lohne!
Hat die Sünd
Dich entzünd't,
Lösch ab in dem Lamme
Deines Grimmes Flamme!

Diese Behandlung that nun bei Adolphen sehr gute Wirkung. Wenn die Worte kamen: lösch ab in dem Lamme deines Grimmes Flamme; so zitterten ihm alle Glieder, weil er an solche Ausdrücke gar nicht gewöhnt war, und Gott immer als einen Gott der Liebe hatte kennen lernen.

In kurzem kam es mit ihm so weit, daß er nicht mehr in den Blitz sehen konnte, und Todesangst ausstand, sobald ein Gewitter sich näherte. Darüber freute sich sein Herr Vetter gar höchlich, und erzählte es gegen jedermann, daß er den kleinen Adolph zur Gottesfurcht zurückgebracht hätte.

Mittel, den Kindern Todesfurcht einzuflößen.

Beschreibe ihnen den Tod als das schrecklichste Uebel.

Meister Heinrich hatte zwei Röcke, einen Werktagsrock und einen Sonntagsrock. Den einen legte er an,

wenn

wenn er in die Kirche ging, den andern bei seinen Geschäften und im täglichen Umgange. Uebereinstimmend damit war sein Glaube, daß man auch zwei Religionen haben müßte, eine für die Kirche, die andere für das tägliche Leben.

Um dieses zu erläutern, will ich nur ein Beispiel anführen. In der Kirche, die er besuchte, predigte der Herr Magister Rudolph, der den Tod gewöhnlich als einen Uebergang von der Erde in einen andern Zustand vorstellte, welcher für alle, die auf der Erde gut gelebt hätten, eine wahre Wohlthat wäre, und also von dem Christen nicht dürfte gefürchtet werden. Dieß hörte Meister Heinrich gern, und glaubte es auch — so lange er in der Kirche war. Und dieß war ein Theil seiner Religion für die Kirche.

In seiner Religion für das tägliche Leben wurde aber der Tod ganz anders — als das schrecklichste Uebel, das dem Menschen begegnen könnte, vorgestellt. Wenn er Nachrichten erhielt, daß einer seiner Bekannten die Erde verlassen hatte; so schlug er allemal in die Hände und sagte: daß Gott erbarme! ist der auch todt? und war so ein feiner, hübscher Mann! Stieß ihm eine kleine Unpäßlichkeit zu, so verlor er seine ganze Fassung, und sagte oft: ach du lieber Gott! ich will gern alles dulden! wenn ich nur nicht sterbe! Als ihm der Tod seine Frau raubte, führte er seine Kinder zu dem Leichnam der Verstorbenen, und sprach: „sehet, da liegt eure arme Mutter; für sie sind nun alle Freuden dahin; — bald wird sie in die kalte Erde gesenkt, wo sie die Maden verzehren, hu, hu, hu! —

Dadurch

Dadurch brachte er es denn so weit, daß seine Kinder, vorzüglich sein Sohn Bernhard, wirkliche Todesfurcht bekamen. Es gab ihm allemal einen Stich in das Herz, wenn er die Todtenglocke läuten hörte, und wenn er eine Leiche erblickte; so lief es ihm eiskalt über die Haut.

Bernhard bekam die Masern, die er leicht hätte überwinden können, weil er eine ziemlich feste Natur hatte. Als aber ein etwas bedenklicher Umstand eintrat, lief der Vater ängstlich in der Stube umher, wimmerte und sagte: Herr Jesu, erbarm dich, er stirbt! mein Bernhard stirbt! das Unglück! Bernhardchen! stirb nicht! ach du herzenslieber Bernhard stirb nicht! Der Junge erschrak, bekam Verzuckungen und — starb wirklich.

Mittel, den Kindern die Religion verhasst, oder doch gleichgiltig zu machen.

I.

Mache ihnen Gott verhasst, so werden sie auch die Religion hassen.

Horch! wie der liebe Gott schmält! sagte eine Mutter zu ihrem Kinde, so oft es donnerte. Gieb Achtung, der liebe Gott straft! sagte sie, wenn es nicht gleich folgen wollte. Oft wenn es die unschuldigsten Ergötzlichkeiten sich erlaubte, drohete sie ihm mit der heißen Hölle, und wenn sie etwas erzählte; so war es gemeiniglich von der Hölle, in welche der liebe Gott die bö-

sen

sen Kinder würfe, und ewig von dem Teufel martern ließe.

Fiekchen konnte nicht anders, als ihrer Mutter glauben. Sie stellte sich folglich den lieben Gott als einen bösen Mann vor, der sein Vergnügen darin fände, wenn er durch sein Poltern Menschen ängstigen könnte, der den armen Kindern keine Freude gönnte, sondern gleich wüthend zuschlüge, wenn sie ein wenig herumsprängen, und etwa ein Loch in die Schürze rissen, und so grausam wäre, daß er sie gleich dem Teufel übergäbe, wenn sie etwa eine Tasse zerbrächen, oder ein Bierglas umstießen.

Nothwendig musste Fiekchen dem lieben Gott gram werden.

Anstatt daß sie bei Gewittern an das Fenster hätte treten, und die Majestät ihres himmlischen Vaters bewundern, ihn anbeten und für den Segen preisen sollen, den er auf ihren Garten goß; so verkroch sie sich in einen Winkel, und zitterte.

Sie betete zwar täglich ihren Morgen- und Abendsegen, aber niemals aus Liebe und Dankbarkeit, sondern aus Furcht, der liebe Gott möchte böse werden und sie strafen, wenn sie das Gebeth unterließe.

Nothwendig musste sie auch eine Abneigung gegen sein Wort bekommen. Sie sahe die Religion als einen Zwang an, der ihr die Freuden des Lebens verwehrte, und den der Mensch, leider! ertragen müßte, um nicht in die Hölle zu kommen.

Sie hörte, als sie groß war, immer predigen, daß Gottes Wort eine große Wohlthat sei; sie konnte es aber niemals glauben, denn sie hatte nie fühlen lernen, welche

Wirkun-

Wirkungen die Liebe zu Gott und das Wohlgefallen am Guten auf das kindliche Gemüth des Menschen äußern.

II.

Bringe ihnen die Religion auf eine verhasste Art bei, so werden sie bald gegen dieselbe Abneigung bekommen!

1.

Caspar wurde von seinem Vater angehalten, täglich ein großes Stück aus den Psalmen und dem Katechismus auswendig zu lernen. Stockte er, oder hatte er es gar nicht gelernt; so setzte es tüchtige Schläge.

„Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der wird dich versorgen, und wird den Gerechten nicht ewig in Unruhe lassen.“ Flegel! kannst du das nicht merken?

So sagte er einst zu ihm, als er diesen schönen Vers nicht gelernt hatte, und zauste ihn dazu bei den Haaren.

Caspar musste nothwendig dem Buche gram werden, um dessentwillen er so viele Schläge bekommen hatte. Kaum war er aus der Schule; so warf er es weg, und bekam niemals Lust, es wieder anzusehen.

2.

Ein gewisser Vater meinte es wirklich mit der Religion gut, und wünschte, daß sie bald bei seinen Kindern Wurzel schlagen möchte. Allein er that es auf eine so unbedachtsame Art, daß er, ohne seinen Willen, ihnen Abneigung gegen dieselbe beibrachte.

Schon

Schon vom vierten Jahre an mussten seine Kinder dem öffentlichen Gottesdienste beiwohnen, und bei demselben vom Anfange bis zu Ende aushalten. Ob sie gleich noch nicht lesen konnten, mussten sie doch Gesangbücher mitnehmen, und den Gesang der Gemeine mit anhören, und ob sie gleich von einer Predigt noch gar nichts verstanden, wurden sie doch gezwungen, auf dieselbe zu merken.

Da nun Kinder eine freie Bewegung lieben, stets beschäftigt sein wollen, und ungern an einem Orte Stunden lang still sitzen; so musste ihnen nothwendig der christliche Gottesdienst, bei dem sie gar keine Unterhaltung fanden, die ihrem kindischen Verstande angemessen gewesen wäre, zuwider werden.

Diese Abneigung wurde noch größer, weil sie auch im Winter, bei der strengsten Witterung, in der Kirche aushalten mussten.

Du lieber Gott! schon wieder Sonntag! sagten sie, wenn sie durch die Glocken das Zeichen zum Gottesdienste geben hörten, und suchten oft mit Thränen die Kleider zusammen, die sie anziehen sollten.

Dieser Widerwille wurzelte bei ihnen so tief, daß sie ihn auch bei zunehmenden Jahren nicht ablegten. Sie ergriffen begierig jede Gelegenheit, die Kirche zu versäumen, und wenn sie dieselbe auch besuchten; so fruchtete doch Predigt und Gesang wenig bei ihnen, weil sie von Kindheit an gewohnt waren, beides mit Unwillen zu hören.

III.

Auch kannst du diese Absicht erreichen, wenn du ihnen diejenigen verhasst und verächtlich machest, die ihnen die Religion lehren.

1.

Nachbar Thomas hatte nebst vielen andern Fehlern, auch diesen an sich, daß er immer von andern Leuten Uebles redete. Vorzüglich ließ er anzügliche Reden fahren, wenn das Gespräch auf den Pfarrer oder Schulmeister kam.

Hatte der Pfarrer eine Predigt gehalten, die von der Gemeine mit Beifall aufgenommen wurde, so sagte Thomas: das sind keine Künste; wenn ich auch, wie der Pfarrer, zwölf Malter Zehnten einzunehmen hätte, und könnte zu Hause hinter dem Kachelofen sitzen; so wollte ich es eben so gut machen. Sahe er etwa einen Amtsbruder in das Pfarrhaus gehen, da hieß es: ja, ja, das Pfaffengeniste, das thut nichts, als schmausen und faullenzen, und unser eins muss den ganzen Tag arbeiten.

Rügte der Geistliche einen Fehler, den Nachbar Thomas an sich hatte; so glaubte dieser, der Pfarrer hätte auf ihn gestichelt, und dann ging es bei Tische über den guten Mann unbarmherzig her. Wenn doch der Pfaffe, sagte er gemeiniglich, sich nur um sich bekümmerte, und lernte, wie viel Psalmen wären. (Der Geistliche hatte sich nehmlich einmal versprochen, und, statt des siebenzigsten den hundert und siebenzigsten Psalm genannt.) Was will so ein Kerl reden. Und nun wurde alles, sein Gang, seine Haartracht, seine Haushaltung und sein Ackerbau lächerlich gemacht.

Dem

Dem Schulmeister ging es eben nicht besser. Da, Junge! da ist das Holzgeld für den Schulmeister. Trag es dem Hungerleider hin, ehe er dich mahnt. Geh hin, und sage dem Schulmeister, er soll diesen Abend zum Schlachtessen kommen, daß er auch einmal weiß, wie es däuchtet, wenn man sich satt essen kann.

So schlecht sprach der Mann von Kirchen- und Schuldienern.

Nun hatte der junge Thomas auf der ganzen Welt niemand, von dem er die Religion hätte lernen können, als den Pfarrer und den Schulmeister, die ihm der Vater so verächtlich gemacht hatte; kein Wunder, wenn er die guten Lehren, die sie vortrugen, wie ihre Ermahnungen und Verweise verachtete.

Hum, dachte er bei sich selbst, wenn er im Pfarr- oder Schulhause eine gute Lehre bekam, was will der Pfaffe, was will der Hungerleider mir lehren können!

2.

Nicht besser machte es Meister Simson. Dieser schickte sein Söhnchen in eine Schule, an welcher drei Lehrer arbeiteten, die alle drei ihre Fehler hatten, denn sie waren Menschen. Der eine war etwas jähzornig, und hatte daher oft mit seinen Nachbarn allerhand Streitigkeiten. Der andere liebte den Putz, und da sein Einkommen sehr gering war; so ging es fast ganz für Kleidung auf. Wenn nun Fleisch, Bier oder andere nothwendige Dinge zu kaufen waren; so fehlte es oft an Geld; er musste hier und da borgen, und wurde von seinen Gläubigern bisweilen ziemlich unhöflich gemahnt. Der dritte war lustig, und erlaubte sich in Ge-

sellschaften, in denen es ihm gefiel, gern ein Gläschen Wein mehr zu trinken, als ihm zuträglich war, und plauderte dann oft Dinge, die freilich einem Manne, der seiner Schüler Vorbild sein soll, nicht gar wohl anstanden.

Wenn nun einer von diesen Leuten einmal ein Böckchen geschossen hatte; so merkte es Meister Simson sehr genau, und redete davon oft in Gegenwart des jungen Simsönchens.

„Ja das sind Schulkollegen, daß Gott erbarm! der eine zankt sich alle Tage, der andere ist ein Bankerutör, der dritte ein Vollzapfen. Wenn die Schuldiener sich so aufführen, was sollen denn die Kinder thun!“

Dergleichen Reden waren bei ihm sehr gewöhnlich.

Niemals sprach er aber schlechter von ihnen, als wenn sie Simsönchen einen Verweis oder eine Züchtigung gegeben hatten.

„Was will der Narr haben? sagte er dann gemeiniglich. Er kann ja sich nur um sich bekümmern. Er kann ja nur erst vor seiner Thür kehren.“

Simsönchen, der eben sonst nicht den besten Kopf hatte, merkte doch dieses sehr gut. Wenn ihm hernach einer von diesen Männern den Katechismus erklärte, und zeigte, was ein Christ thun und lassen müsste; so lachte er in seinem Herzen, und dachte: der Narr kann sich ja nur um sich bekümmern, er kann ja nur erst vor seiner Thür kehren.

Als Simson aus der Schule kam, wurde er ein sehr wilder Knabe, der weder auf die Vorstellungen des Vaters, noch des Pfarrers etwas gab. Er fing so viele Händel an, daß er nach und nach sein ganzes Vermö-

gen

gen auf das Rathhaus zahlen, und am Ende die größte Noth leiden musste; wie noch jedermann weiß, der ihn gekannt hat.

Wer hat nun wohl das arme Simsönchen ins Unglück gestürzt?

Mittel, die Kinder eigensinnig zu machen.

Thue alles, was sie verlangen!

Herr Kurt hatte mit seiner lieben Frau bereits zehen Jahr eine unfruchtbare Ehe geführt. Endlich kam, zu seiner und der Frau Kurtinn großen Freude, der kleine Heinrich zur Welt. Seine Aeltern glaubten nun verbunden zu sein, alles, was in ihrem Vermögen wäre, anzuwenden, um dieß liebe, einzige Kind recht sorgfältig zu pflegen. Sie verzärtelten es aber nicht nur, wie gewöhnlich, sondern sie nahmen sich auch beiderseits vor, ihm in allem zu Willen zu sein; damit das gute Kind nicht etwa geärgert würde.

Wenn es nach etwas langte; so musste dasselbe hergetragen werden. Man brachte ihm Hund und Katze; man gab ihm alles zu kosten; man reichte ihm sogar Messer und Gabel, nachdem man sie in die Scheide gesteckt hatte, so bald es das Händchen darnach ausstreckte. War ihm etwas zuwider; so musste es augenblicklich entfernt werden, und drei Mägde wurden fortgejaget, weil man glaubte, daß das Kind sie nicht leiden könnte.

Der kleine Heinrich fing nun an zu laufen — aber nicht dahin, wohin die Mutter oder die Magd ihn füh-

ren wollten, sondern wohin es ihm selbst gefiel. Hu! hu! hu! schrie er immer, zog die Hand seiner Führerinn nach einem bestimmten Orte zu, und diese musste ihm folgen. So wandelte er in einer Stunde von der Stube durch Haus, Hof und Garten, und von da wieder alle Treppen hinauf bis auf den obersten Boden. Einmal stand der Keller offen; gleich wollte Heinrich hinein, und als es ihm die Magd verwehrte, fing er ein schreckliches Gebrülle an. Stille! stille! sagte die Magd, im Keller ist's dunkel. Komm, wir wollen zu den Hühnchen gehen. Sieh einmal, Heinrich! die artigen Hühnerchen! put! put! kommt ihr Hühnerchen zu Heinrichen! Das half aber nichts, Heinrich bog sich rückwärts, schrie, stampfte — da kam die besorgte Mutter herbeigesprungen. Was giebts? was giebts? hieß es. Was wird doch das dumme Mensch einmal gemacht haben!

Gar nichts! Frau Kurtinn! Der kleine Heinrich will in den Keller, und da kann ich doch wirklich — sehen Sie nur, wie er sich gebehrdet. Ich kann ihn wahrhaftig nicht mehr halten.

Gebt her das Kind! Brennt ein Licht an! Stille! stille Heinrich! In den Keller willst du? Ja! ja!

Und nun ging es den Keller hinunter. Die Magd musste vorhergehen und leuchten. Auf der Mitte der Treppe fiel es Heinrichen ein, umzukehren. Er schwenkte sich — Mutter und Magd schwenkten sich mit, und nun ging es wieder die Treppe hinauf in die Putzstube.

Heinrich lernte nun sprechen. Und jedes Wort wurde als ein Befehl angesehen, den das ganze Haus befolgen musste.

Wenn

Wenn ihm bei Tische vorgelegt wurde; so hieß es gemeiniglich:

Das will ich nicht.

Und was denn, gutes Kind?

Ich will von dem Stückchen da haben.

Da, Heinrich! da hast du es.

Es schmeckt auch nicht.

Nicht? wornach hast du denn Appetit?

Ich will Gebackenes.

Gebackenes? Das ist nicht da.

Ich will aber Gebackenes!

Gieb dich zufrieden. Morgen da will ich dir ein recht gut Küchelchen backen.

Ich will aber Gebackenes!

Was werden wir nur mit dem Kinde anfangen? Kathrine, da habt ihr einen Groschen, holt doch dem Kinde etwas Gebackenes! — Da klein Aeffchen! ist etwas Gebackenes. Ists denn so recht?

Ja. Mich durstet.

Das arme Kind! Willst du Bier oder Wein?

Ich will Kaffee.

Und der ist noch nicht fertig. Geschwinde macht Feuer an zum Kaffee. Stille! stille!

Komm denn der Kaffee bald?

Bald, bald!

Ich will keinen Kaffee. Ich will Bier, Bier! Mutter Bier!

Da! da ist Bier.

Das ist mein Glas nicht. Ich will mein Glas haben.

Seht einmal, was das Kind so klug ist. Denk! gleich

gleich weiß es, daß das sein Glas nicht ist. Da Heinrich! da ist dein Glas.

So wie es bei Tische ging, so ging es immer; Kleidung, Schlafzimmer, Gesinde, Gesellschaft, alles musste nach seinem Sinne gewählt werden.

Nun ist er erwachsen, und hat durchgängig den Namen: der eigensinnige Kurt. Drei Mal hat er schon seine Wohnung verändert. Alle Jahre müssen die Zimmer anders tapeziret und die Öfen umgesetzt werden. Eine Frau hat er schon zu Tode gepeiniget, und die andere — nun die wird auch nicht lange mehr leben. Mägde hat er gemeiniglich jährlich vier bis sechs, und er selbst, wenn ich richtig schließe, hat kaum noch zwei Jahr zu leben. Die ganze Welt steht ihm nicht recht — und dieß ist freilich zum Todtärgern.

Mittel, Kindern das Lügen zu lehren.

Halte sie fein frühzeitig zum Lügen an!

Hierin hatte Meister Stephan eine ganz vorzügliche Geschicklichkeit. Er ließ fast keinen Tag vorübergehen, ohne den kleinen Stephen angehalten zu haben, wenigstens eine Lüge zu sagen.

Merkte er, daß jemand ihn besuchen würde, der ihm nicht gelegen war; so stellte er den kleinen Stephen in die Thür, und sagte: du! wenn der oder der kommt, und fragt, ob dein Vater zu Hause wäre? so sprich: Vater ist nicht zu Hause; Vater ist über Feld gegangen.

Kam etwa eine arme Frau oder ein armes Kind,

die etwas Brot verlangten; so sagte Meister Stephen zu seinem Söhnchen: geh hin! sprich, wir hätten heute selbst kein Brot, wir säuerten diesen Abend erst.

Das Söhnchen ging nicht gern in die Schule, und versäumte sie daher oft unter allerlei nichtigem Vorwande. Kam nun der andere Tag; so fürchtete es sich noch mehr, die Schule zu besuchen. Ich gehe nicht in die Schule, hieß es, ach! ich gehe nicht in die Schule, ich kriege Schläge, weil ich gestern nicht darin gewesen bin. Aber Meister Stephan wusste bald Rath zu schaffen. Närrchen! sagte er, du kannst ja nur sprechen, du hättest gestern eine Purganz eingenommen gehabt, oder hättest für mich ein paar Wege gehen müssen. Die Schuldiener müssen es ja wohl glauben.

Die Frau Stephan war etwas genau, und wendete einen Pfennig zehen Mal um, ehe sie ihn ausgab. Wenn nun das Söhnchen sie bat: Mutter! gieb mir einen Pfennig, ich will mir eine Semmel kaufen; oder wenn es sie um einen Dreier zu Kirschen oder Erdbeeren ansprach; so bekam es gemeiniglich die Abfertigung: Peperlepep! ob so ein Junge, wie du bist, von allen Narrentäppchen hat oder nicht. Dessenungeachtet aß aber doch Stephen alle Tage Kirschen oder Erdbeeren, oder was sonst die Jahreszeit mit sich brachte. Sein Vater steckte ihm einen Dreier nach dem andern zu, gab ihm aber allemal die väterliche wohlmeinende Erinnerung: da hast du einen Dreier! Geh hin! kaufe dir etwas! Lass es aber deine Mutter nicht sehen! Und wenn sie es sieht; so sprich: dein Pathe hätte dir das Geld gegeben.

Der junge Stephen machte in kurzer Zeit im Lügen

ungemeine Fortschritte. Er war im Stande ganze Geschichten, von denen kein Wort wahr war, zu erzählen, ohne roth zu werden. Da lachte nun der Alte, daß ihm der Bauch schütterte, und sagte: das ist ein durchtriebener Vogel; der hat den Kopf auf dem rechten Flecke.

Aber freilich machte er, als er größer wurde, auch manches Stückchen, das seinem Vater nicht gefiel.

Des Sonntags frühe ging er gemeiniglich in ein Branntweinhaus, und sagte bei seiner Zurückkunft, er wäre in der Kirche gewesen. Fragte ihn sein Vater, was er aus der Predigt gemerkt hätte! so wusste er ihm so viel zu erzählen, daß es dem Vater gar nicht einfiel, in ihn ein Misstrauen zu setzen.

Die Woche hindurch lief er halbe Tage lang von der Arbeit, unter dem Vorwande, er sollte zum Pathen, zur Base oder zur Großmutter kommen, und ging in die liederlichsten Häuser, wo er einen Gulden nach dem andern sitzen ließ.

Der Vater vermisste nach und nach Geld, Wäsche und Handwerkszeug. Es ging ihm im Kopfe herum. Ich muss, sagte er einmal bei Tische, einen Spitzbuben im Hause haben, das kann nicht anders sein. Den muss ich herauskriegen, es koste, was es wolle. Der junge Stephen ward weder blass noch roth. Er zog den Vater auf die Seite, und zischelte ihm in das Ohr: wollt ihr wissen, wer euer Dieb ist? das ist der Geselle. Der lässt in allen Wirthshäusern so viel aufgehen, daß die ganze Stadt davon spricht. Nicht wahr, es ist euch ein Rösschensgulden weggekommen? Wirklich? Nun

seht,

seht, den hat er am verwichenen Sonntage im Gasthofe auf das Spiel gesetzt.

Natürlich musste dieß Meister Stephan ärgern. Er lief auf den Gesellen los, schalt ihn einen Dieb, einen Spitzbuben —

Den höre ich, sagte der Geselle. Der Spitzbube soll euch theuer zu stehen kommen.

Er lief auf das Rathhaus, verklagte seinen Meister, und brachte es dahin, daß ihm dieser Abbitte und Ehrenerklärung thun, und noch überdieß etliche Gulden Strafe erlegen musste.

Wie es nun zu gehen pflegt. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht. Meister Stephan kam nach und nach hinter alle Schelmereien seines Sohnes. Er schmälte, er prügelte, er drohte mit dem Zuchthause, das half aber alles nichts. Meister Stephan wurde nach und nach zum armen Manne. Es kam mit ihm endlich so weit, daß er selbst als Geselle arbeiten musste, da er zuvor etlichen Meistern Arbeit gegeben hatte. Da soll er nun oft gegen seine Mitarbeiter geklagt haben: ich armer Mann! In alle das Unglück hat mich mein Junge, der Galgenstrick, gestürzt. Kein wahres Wort geht aus seinem Munde. Er lügt, wie ein Vogel in der Luft fliegt. Wenn ich nur wissen sollte, wo er das verdammte Lügen gelernt hätte!

II.

Belache und belohne die Lügen!

Krieg ich auch Wein? fragte Lottchen bei Tische ihre Mutter.

Nein, Lottchen, der Wein ist Kindern nicht gesund.

Aber ich bin ja krank, und habe einen schwachen Magen. Du sagtest ja einmal, daß der Wein für einen schwachen Magen gesund wäre.

Da lachte die ganze Tischgesellschaft über das drollige Mädchen. Die Mutter griff sogleich nach der Flasche, schenkte ihr ein, und sagte: da hast du nur ein Gläschen, du kleine Lose! Ist nun der Magen wieder gesund?

Ja, Mutter! recht gesund. Es thut mir nichts mehr wehe.

Dieser Einfall wurde abermal mit Lachen aufgenommen.

Lottchen merkte es sich, und suchte mehrmal durch solche Einfälle das Lob ihrer Mutter zu verdienen. Und da, wie bekannt, die Hunde an kleinen Riemen Leder kauen lernen; so gewöhnte sich auch Lottchen durch dergleichen Späßchen das Lügen so an, daß sie in der Folge beständig unter dem Namen Lügenlotte in der Stadt bekannt war.

III.

Glaube alles, was dir deine Kinder sagen!

Die Frau Simpel erkundigte sich allemal, wann sie von Besuchen zurückkam, wie sich ihre Kinder in ihrer Abwesenheit aufgeführt hätten? und zwar bei den Kindern selbst, weil sie glaubte, daß diese ihr von ihrem Betragen die zuverlässigste Nachricht geben könnten.

Nu Kinder! seid ihr auch recht artig gewesen?

Recht artig, liebe Mutter!

Ihr habt doch nicht getobt?

Nein wirklich nicht.

Ihr seid doch nicht auf der Gasse umhergelaufen?

Wir sind nicht aus der Stube gekommen. Ich habe gestrickt, und meine Schwester hat in der Bilderbibel geblättert.

Nun das ist fein. Da bringe ich euch auch ein Stückchen Kuchen mit, weil ihr so artige Kinder gewesen seid.

Gingen die Kinder spazieren; so fragte sie die Mutter alle Mal, wo sie gewesen wären? Und da nannten sie ihr immer einen Ort, mit dem sie wohl zufrieden war. Und das glaubte sie alles, ohne weitere Nachfrage anzustellen, ob die Kinder auch die Wahrheit geredet hätten.

Anfänglich nun redeten sie immer die Wahrheit. In der Folge versahen sie aber doch da und dort etwas, das sie für gut hielten, der Mutter zu verbergen. Sie liefen z. B. einmal in der Mutter Abwesenheit mit wilden Kindern auf der Gasse umher, wurden darüber bänglich, und konnten sich anfänglich nicht entschließen, die Mutter zu belügen. Endlich sagte aber die ältere Schwester: wir dürfen es doch nicht sagen, daß wir herumgelaufen sind, sonst kriegen wir keinen Kuchen. Dieß bewog nun die andern Kinder, daß sie mit der ältern Schwester eins wurden, der Mutter, wie sie sagten, eine Nase vorzuschwätzen.

Als nun die Mutter fragte: seid ihr fein zu Hause geblieben? so erschraken sie; keines traute zu antworten, bis die ältere Schwester losbrach, und sagte: ja, liebe Mutter! wir sind nicht vor die Thür gekommen. Da stimmten denn die kleinern Kinder auch mit ein.

Die

Die Mutter lobte sie ihrer Eingezogenheit halben. Die Kinder dachten aber: geht es so, daß die Mutter alles glaubt; so können wir ja mehrmals solche Späßchen machen.

Nun begingen sie die größten Ausschweifungen, wenn die Mutter nicht zu Hause war, und versicherten alle Mal bei ihrer Zurückkunft, daß sie recht fleißig und artig gewesen wären. Sie besuchten auf ihren Spaziergängen die Spielplätze, wo es am wildesten herging, und nannten hernach allezeit einen Ort, wo sie gewesen wären, von dem sie wussten, daß er der Mutter angenehm wäre.

Sie wurden von Jahr zu Jahr in ihren Lügen dreister und frecher, und es kam am Ende so weit, daß die Frau Simpel ihrer Kinder — Spott wurde.

IV.

Strafe deine Kinder, wenn sie die Wahrheit sagen!

Fritz wollte einmal eine Fliege fangen; als er mit der Hand nach ihr fuhr, schlug er an des Vaters Glaskrug, daß dieser auf die Erde fiel, und in viel Stücke zerbrach. Der arme Junge hätte vor Angst vergehen mögen. Unterdessen, dachte er, ist doch wohl das Beste, daß du sogleich zum Vater gehst, und ihm selbst gestehst, was du angerichtet hast. Wehmüthig suchte er ihn, und traf ihn endlich im Garten an. Ach Vater! Vater! sagte er, sei ja nicht böse, ich wollte eine Fliege fangen, und stieß an deinen Glaskrug. — Was? an den Glaskrug? und hast ihn zerbrochen?

Ja, ich habe ihn zerbrochen, lieber Vater! aber ich habe es wirklich nicht gern gethan.

J du gottloser Junge! wart ich will dir den Glaskrug anstreichen, daß du an mich denken sollst.

Ach Vater! was willst du machen? lieber, lieber Vater! ich glaube, du willst eine Weide abschneiden, und mich schlagen? Ach ich — ich bitte, ich bitte — in meinem Leben —

Du gottheilloser Junge —

Ach Vater du schlägst —

Du wirst doch —

Mich todt — du schlägst mich todt —

In deinem Leben nicht klug werden.

Ach mein Arm! mein Arm! Ach hör auf Vater! ich will es in meinem Leben nicht wieder —

Da merk's! ich will dich lehren den Glaskrug zerbrechen.

Ach daß Gott, mein Arm! mein Arm!

Ein anderes Mal blätterte Fritz in einem Bilderbuche. Ehe er es sich versahe, glitt das Buch ab; er wollte es auffangen, ergriff ein Blatt, und — retz — da riß das Blatt mitten von einander. Wem war banger als Fritzen! Er machte das Buch zu, und stellte es stillschweigend wieder an den Ort, wo er es weggenommen hatte.

Nach ein paar Tagen wollte der Vater etwas in dem Buche suchen, und fand das zerrissene Blatt. Da fragte er sogleich Fritzen, ob er nicht wüßte, wer das Blatt zerrissen hätte? Fritze gestand es, beschrieb aber auch zugleich, wie es damit zugegangen wäre, und bat, daß ihn der Vater doch ja deßhalb nicht schlagen möchte.

Das half aber alles nichts. Fritz bekam seine Hiebe so gut wie damals, als er den Glaskrug zerbrochen hatte.

hatte. Da er nun sahe, daß sein Vater durchaus die Wahrheit nicht hören wollte, so fing er nach und nach an, sie sich abzugewöhnen.

Wenn er hernach wieder etwas angerichtet hatte; so gestand er es niemals. Bald läugnete er es gar, bald schob er die Schuld auf einen andern.

Er zerbrach, weil er sehr flüchtig war, bald Gläser, bald Tassen, aber er wußte sich allemal so herauszuwickeln, daß die Schuld nicht auf ihn kam. Bald sollte der Wind die Fenster aufgerissen, und die Gläser heruntergeworfen, bald die Katze auf den Tisch gesprungen sein, und die Tassen zerbrochen haben.

Einmal hatte er einen Teller voll Bratenbrühe auf sein Kleid gegossen. Anstatt daß er es dem Vater hätte gestehen sollen, hing er ganz stillschweigend das Kleid an seinen Ort. Als er es den folgenden Tag anziehen sollte, kam er mit großem Geheule zu dem Vater gelaufen. Vater! Vater! schrie er, sieh' einmal mein Kleid an! Da hat jemand Fett darauf gegossen, da ist ein großer Fleck geworden — das schöne Kleid!

Du hast es, sagte der Vater, doch wohl nicht selbst gethan?

Ich! antwortete er, ich werde ja mein Kleid nicht verderben. Nein wirklich, das habe ich nicht gethan.

Da kam nun Fritz alle Mal gut durch. Log er, so gingen alle seine leichtsinnigen Streiche ungeahndet hin. Redete er die Wahrheit; so bekam er Schläge. War es ihm zu verdenken, wenn er sich auf das Lügen legte?

V.

Gieb ihnen in deinen Gesprächen Veranlassung zum Lügen!

1.

Traugott kam ganz munter aus seinem Bette, nur war er etwas röther, als sonst, vermuthlich, weil er zu tief unter dem Deckbette gesteckt hatte.

Mein Herzchen, fragte die erschrockene Mutter, was fehlt dir? du glühst ja im ganzen Gesichte.

Mir fehlt nichts.

Zeig einmal deinen Puls! Ei, wirklich, wie der schlägt! Du bist doch nicht krank? der Kopf thut dir doch nicht wehe?

Ein wenig.

Da haben wir es. Wo thut es dir weh?

Ich weiß es selber nicht.

Nicht wahr, hier vor der Stirn?

Ja, da thut es gar arg wehe.

Und im Leibe, da wird es dich schneiden?

Ja.

Du lieber Gott! hat man doch nichts als Sorge und Kummer von seinen Kindern. Mann! Mann! das Unglück! unser Traugottchen ist krank. Es klaget über Kopf- und Leibschmerzen. Wir können ihn wirklich nicht lassen in die Schule gehen.

So betrug sich Traugottchens Mutter sehr oft. Sie fragte etliche Mal des Tages, ob er Hitze? ob er Frost hätte? ob ihm nicht etwa sein Leib wehe thäte? Sie that um ihn äußerst bekümmert, wenn er diese Frage bejahte. Ein so krankes Kind konnte ja unmöglich in die

die Schule gehen. Einem so kränklichen Kinde durfte nichts versaget werden — es musste ihm alles zu Gebothe stehen, damit es sich nicht etwa ärgerte. An Leckerbisschen durfte es auch nicht fehlen, damit doch der kleine Kranke etwas sich zu laben hätte.

Gut! dachte Traugottchen, geht es so, da willst du künftig dir schon helfen. So oft er keine Lust zur Schule oder Begier nach Leckerbisschen hatte, kam er zur Mutter, und klagte: ach Mutter! mein Kopf! mein Kopf! mein Bauch! es thut mir alles wehe — bind mir ein Schnupftuch um meinen Kopf!

2.

Wenn Julchen bei Carolinen, ihrer kleinen Freundinn, gewesen war, forschte ihre Mutter alle Mal sehr neugierig aus ihr, was in Carolinens Hause vorgegangen wäre? Julchen, die sich um nichts, als ihr Spiel bekümmert hatte, wusste auf die wenigsten Fragen zu antworten, und gleichwohl sollte sie doch antworten. Es wurde ihr mit Fragen so lange zugesetzt, bis sie eine Antwort gab. Nothwendig musste sie dieselbe erdichten.

Bist du in der Ober- oder Unterstube gewesen?

In der Oberstube.

Da hast du ja wohl Carolinchens Mutter gesehen?

Ja, sie war da.

Wie war sie denn angezogen?

J! ich habe nicht Achtung gegeben.

Nu! du wirst doch wohl gesehen haben. Hatte sie denn Cattun oder leinen Zeug an.

Ich denke Cattun.

Was für ein albernes Mädchen das ist! „Ich denke Cattun!“ Weißt du es denn nicht gewiss?

Ja, nun besinne ich mich, es war Cattun.

Hatte der Cattun dunkeln Boden?

Ja, recht dunkeln Boden.

War er großblümig oder kleinblümig?

Kleinblümig.

Hast du nicht gerochen, was sie in der Küche zubereiteten?

Es roch mir wie Hasenbraten.

Da werden sie wohl Zuspruch bekommen. Hat dir Carolinchen nicht gesagt, wer diesen Abend zu ihnen kommen wird?

Nein. Ich habe sie nicht gefragt.

Du bist doch eine rechte Gans. Denk! wenn ich sollte Braten riechen, und sollte nicht fragen, was für Besuch man erwartete!

Sagte denn Carolinchen nichts von ihrem Herrn Pathen?

Ja, es ist mir so.

Der wird wohl diesen Abend hinkommen.

Ja, nun fällt es mir ein, der kommt diesen Abend hin.

Von alle diesem war nun gar nichts wahr. Julchen schien nicht die geringste Anlage zur Lügenhaftigkeit zu haben, aber die witzige Mutter wusste sie doch durch dergleichen Fragen so herumzuholen, daß sie lügen musste.

Sie brachte es auch hierin zur großen Freude der Mutter sehr weit. In der Folge ließ sie sich gar nicht lange mehr fragen, sondern erzählte, so oft sie in einem

 fremden

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

fremden Hause gewesen war, wie sie den Mann und die Frau angetroffen, wie es in der Putzstube und in der Küche ausgesehen hätte, was gekocht und gebraten worden, was für Personen daselbst ein- und ausgegangen wären. Von ihren Erzählungen war oft nicht ein Wort wahr. Der Mutter aber war es so recht.

Mittel, Kinder fein frühzeitig zur Verleumdung zu gewöhnen.

Muntere deine Kinder auf, andern recht viel Böses nachzureden.

Meister Jörge war im höchsten Grade neugierig. Er hätte gar zu gern wissen mögen, was täglich in allen Häusern seiner Nachbarn vorging. Da er nun nicht wusste, wie er es erfahren sollte; so fiel er endlich darauf, seinen Sohn zum Kundschafter zu gebrauchen.

Caspar, so hieß Meister Jörgens Sohn, bekam alle Mal, so oft Meister Jörge hörte, daß einer seiner Nachbarn verreist war, den Auftrag, vor dem Hause desselben auf- und abzugehen, und zu beobachten, wer in des Mannes Abwesenheit aus- und einginge. Erfuhr er, daß in einem Hause die Magd stark auf- und ablief, oder daß die Lichter hell brannten, oder die Vorhänge zugezogen waren, oder stark geredet wurde; so wurde Caspar abgeschickt, um zu erforschen, was da vorginge. War es am Tage; so musste er gemeiniglich etwas aus dem Hause borgen, oder sich nach etwas erkundigen; war es

aber

aber Abend, so musste er unter dem Fenster horchen, oder, wenn es möglich war, wohl gar hineinlauschen.

Anfänglich erzählte Caspar alles treulich wieder, was er gesehen und gehört hatte.

Da er aber in der Folge merkte, daß sein Vater vorzüglich neugierig war, daß er zehen Mal fragte: wie? wer? wirklich? — daß sein ganzes Gesicht sich aufheiterte, wenn er von den Leuten recht viel Uebles hörte; so ließ es sich Caspar sehr angelegen sein, sich in seinen Erzählungen nach des lieben Vaters Geschmacke zu richten.

Sagte er, daß eine Frau in ihres Mannes Abwesenheit Besuch von einer andern Frau gehabt hätte; so erfolgte nichts, als ein trockenes — so so! Erzählte er aber, daß eine Mannsperson zu ihr gegangen wäre, daß sie mit ihm gelacht und gescherzt hätte, da spitzte er die Ohren, und wollte immer mehr wissen.

Nichts hörte er lieber, als wenn sich ein Paar Eheleute entzweit hatten, oder sonst eine Unordnung bei ihnen vorgefallen war.

Kinder haben insgemein eine Begierde, andern gefällig zu werden. Caspar hatte sie auch, und, da er sahe, daß er sich durch nichts bei seinem Vater beliebter machen konnte, als dadurch, daß er andern Uebles nachredete; so brachte er es in dieser Kunst in kurzem sehr weit. Sein Vater bekam aus allen Häusern durch ihn die schlimmsten Nachrichten; kein Nachbar und keine Nachbarinn behielten vor diesem Buben ihren ehrlichen Namen.

Das Verleumden ist ihm nach und nach so geläufig geworden, daß er es noch jetzt nicht lassen kann. Von

niemand spricht er Gutes, von allen will er etwas Böses gesehen oder gehört haben. Es vergeht so leicht keine Woche, in der er nicht ein paar Nachbarn, Freunde oder Eheleute durch seine Verleumdungen zusammen hetzt. Bisweilen wird nun freilich seine Tücke entdeckt. Er hat schon einige Mal Strafe erlegen müssen, hat auch ein paar Mal von seinen Kameraden Schläge bekommen; aber jung gewohnt, alt gethan. Er ist und bleibt noch immer in seinem zwanzigsten Jahre der Verleumder, der er in seinem zehnten war.

Von niemand spricht er mehr Böses, als von seinem eigenen Vater. Der ist, nach seiner Aussage, ein Erzknauser, ein Erbsenzähler, ein dummer, einfältiger Mann.

Meister Jörge soll unter der Hand etwas davon erfahren, und ihm deßhalb den Kopf tüchtig gewaschen haben. Ist das der Lohn, soll er unter andern gesagt haben, für die Erziehung, die ich dir gegeben habe? mich alten Mann so in Schimpf und Schande zu bringen? Du Ranke! wart — wart — in deinem Leben kann es dir nicht wohl gehen, du Lästermaul! Hast du nicht im Sirach gelesen: ein Dieb ist ein schändlich Ding, aber ein Verleumder ist noch viel schändlicher!

Mittel, Kinder verdrießlich und mit ihrem Zustande missvergnügt zu machen.

I.

Zeige ihnen alle Dinge von der schlimmen Seite!

Wenn Amalia speisete, zog sie insgemein den Mund, als ob sie Pillen kaute, und fand an dem besten Essen

etwas

etwas zu tadeln. Bei jedem Gerichte Rindfleisch erinnerte sie, daß es unausstehlich wäre, daß keine polnischen Ochsen mehr ins Land gebracht würden; das Gemüße hatte, ihrer Meinung nach, den Geschmack gar nicht, wie das, welches sie zu ihrer seligen Mutter Zeit gegessen hätte. Da war es, wie sie sagte, ganz andere Zeit; — da war das Kraut so mürbe, daß es auf der Zunge zerging; aber jetzt fand sie weder Geschmack noch Geruch daran. Das Fischwerk schmeckte ihr doch immer faulig, und die Brühen machte ihr die Köchinn niemals recht. Sie legte vor Verdruss oft Messer und Gabel hin, und trat an das Fenster.

Wenn sie sich anzog, um Besuch zu geben oder anzunehmen, so war ihr, kurz gesagt, alles nicht recht. In dem seidenen Zeuge, in dem Bande, das sie anlegte, war nicht für einen Pfennig Geschmack, und ihre Kleider schienen ihr so dumm zugeschnitten zu sein, als ob sie für die plumpste Bauerfrau wären gemacht worden.

Sie kam alle Mal missvergnügt aus der Gesellschaft, und beklagte sich über Mangel an Lebensart, den sie bei dieser und jener Person bemerkt haben wollte, und wünschte tausend Mal, daß sie mit solchen Leuten gar keinen Umgang haben dürfte.

Bis jetzt hat ihr der liebe Gott selbst noch gar nichts recht gemacht. Regnet es ein paar Tage, so heißt es: o, über das unausstehliche Wetter! melancholisch möchte man werden! Ist es heiß; so möchte sie von Sinnen kommen, und ist es kalt; so seufzet sie: der böse Winter! er wird doch einmal ein Ende nehmen! Wenn wir nur erst Ostern erlebt hätten!

Kurz,

Kurz, auch da, wo alles vergnügt ist, findet Amalie Ursache sich zu beklagen.

Und nirgends beklagt sie sich lieber, als in Gegenwart ihrer Kinder.

Daher hat sie auch lauter Kinder, die ihrem Bilde ähnlich sind. Wenn sie des Morgens aufstehen, so weinen sie. Dem fehlt ein Strumpfband, dem andern eine Schnalle, dem dritten ist das Wasser zu kalt, in dem es sich waschen soll. Auf diese Art ist in diesem Hause immer eine solche Wehklage, daß oft die Vorübergehenden geglaubt haben, es wäre jemand im Hause krank geworden, oder gar gestorben.

Wird die Chocolade aufgetragen; so geht das Pimpeln von neuem an. Wer es nicht weiß, sollte meinen, sie müßten alle Rhabarber einnehmen. Dem einen ist sie nicht süß genug, dem andern ist sie zu heiß, das dritte beklaget sich, daß ihm die Tasse zu voll wäre geschenkt worden.

So geht es bei Tische, so geht es den ganzen Tag über. Das Winseln hört nicht eher auf, bis sie eingeschlafen sind.

Vor etlichen Wochen konnte es Amalie nicht mehr ausstehen. Sie trat mit der Ruthe unter sie, und sagte: ihr gottlosen Kinder! wird denn das Heulen niemals alle? Ihr habt euer warmes Bett, eure Kleidung, eure Chocolade, euern guten Tisch — und doch winselt ihr, als ob es euch an allem fehlte? Wenn es doch arme Kinder so gut, wie ihr, hätten! Gregorius! gleich sei vergnügt, oder ich will mit der Ruthe über dich kommen.

men. Und du Herrmann! du Caroline! merkt es auch, oder es setzt gewiss derbe Schläge.

Und doch wurden die Kinder nie vergnügt. Wie das wohl zugehen mochte?

II.

Stelle ihnen Dinge, die sie nicht haben können, recht süß vor.

Meister Stephan verdiente durch seinen Fleiß so viel, daß in seinem Hause nie Mangel war. Täglich stand eine große Schüssel voll Gemüße zu Mittag auf dem Tische, des Abends war alle Mal Butter und Käse da. Seine Kinder waren gesund, und da die Mutter sehr arbeitsam war; so hatten sie jederzeit reine Wäsche und ganze Kleider. Auch bescheerte der liebe Gott immer so viel, daß sie sich bisweilen eine Veränderung machen, und auf den benachbarten Dörfern einen Teller voll Schinken und einen Krug Bier genießen konnten.

Man wird denken, was für vergnügte Leute das gewesen sein müssen!

Nichts weniger, als dieses. Meister Stephan wusste seine Kinder immer so zu unterhalten, daß sie glaubten, sie wären die unglücklichsten Leute auf dem Erdboden. Er bemühte sich immer, ihre Aufmerksamkeit von dem abzuziehen, was sie genossen, und ihnen alles als süß vorzumahlen, was sie entbehren mussten.

Wenn sie sich an einem Teller voll Sauerkraut labten, so sagte er gemeiniglich, heute wird es in jenem Hause hoch hergehen. Da wird es Wildpret, Fisch und Wein

geben.

geben. Ach! so etwas kommt freilich an unser einen nicht, da muss man das Maul wischen! Sogleich wollte den Kindern das Sauerkraut nicht mehr schmekken. Ging ein schön gekleidetes Kind vorbei, so rief er seine Kinder, zeigte auf dasselbe, und sagte: seht ihr, wie das Kind geputzt ist? wie ein Engel. Ihr armen Kinder — wenn ich eure Lümpchen dagegen halte. — Wenn mich doch nur einmal der liebe Gott in bessere Umstände versetzte; so wüsste ich wohl, was ich thun wollte. Und die Kinder sahen nun auf ein Mal ein, daß sie sich ihrer Kleider schämen müssten.

Ging er spazieren, und es rollte eine Kutsche vorbei; so hieß es: ja! ja! die können fahren. Wir armen Leute müssen gehen.

Wollte seinen Kindern auf dem Dorfe bisweilen ein Vergnügen anwandeln, wenn sie guten Schinken und gutes Bier genossen, so zeigte er nach der Gesellschaft, die neben ihm speiste, und sagte: wer es doch auch so gut hätte! wer doch auch ein Gläschen Wein trinken könnte! Und die Kinder verzogen den Mund, so oft sie das Glas ansetzten.

Ohne Zweifel hatte Meister Stephan zur Absicht, durch dergleichen Gespräche den Kindern die Welt recht zuwider zu machen, und diese Absicht erreichte er. Sie sind alle wohl versorgt, und doch alle äußerst missvergnügt. Sie freuen sich nie über das Gute, das sie genießen, aber immer betrüben sie sich über das, was sie nicht haben können.

Mittel,

*

Mittel, die Kinder zum Schmollen zu bringen.

Schmolle selbst recht lange mit ihnen, auch wenn sich deine Kinder besserten.

Die Ruthe gebrauchte Frau Regine nicht als Züchtigungsmittel bei ihren Kindern; sie konnte es nicht über das Herz bringen, ihnen körperlich wehe zu thun. Desto mehr that sie ihnen geistig wehe. Sie schmollte lange Zeit mit ihnen. Hatte Philippinchen das Kleid beschmutzt; so sahe sie das Kind eine Woche lang mit keinem freundlichen Blicke an, antwortete auf alle seine Fragen einsylbig, reichte bei Tische ihm seinen Theil, ohne ein Wörtchen dabei zu verlieren, und wendete oft ihr Gesicht weg, wenn das Kind wehmüthig sich ihr nahete, um zu bitten, daß sie doch nun wieder mit ihm freundlich sein möchte, da es ja sein Kleidchen nun schon drei Tage wieder reinlich gehalten hätte.

Anfangs hatte das Verdrießlichsein der Mutter allerdings die gute Wirkung, daß das Kind auf sein Vergehn aufmerksam gemacht wurde. Da aber alle Besserung und alle Bitten in dem Betragen der Mutter keine Aenderung hervorbrachten; so wurde Philippine erst mißmuthig, dann erbittert, und kam endlich dahin, dem Schmollen der Mutter Verdrießlichsein von ihrer Seite entgegen zu setzen, oder dasselbe als etwas ganz gleichgiltiges aufzunehmen. Philippinchen stellte sich daher oft, als wäre gar nichts vorgefallen, und trieb ganz

unbe-

unbefangen ihr Wesen fort, ohne sich an die finstere Miene der Mutter zu kehren, oder sie zeigte sich auch beleidigt, zog ein finsteres Gesicht, gab ganz kurze Antworten, und sprach oft den ganzen Tag kein Wort von selbst. Dadurch hat es Philippine im Schmollen so weit gebracht, daß sie acht Tage lang mit jemand, der ihr Misfallen erregt hat, kein Wort sprechen, und ihn nicht ansehen kann.

Mittel, Kinder zum Trotze zu gewöhnen.

Achte nicht auf ihr Bitten! Sei aber willfährig, ihren Willen zu thun, sobald sie etwas mit Heftigkeit fordern!

Wer Isabellen beschuldigt hätte, daß sie ihre Zeit mit Müßiggange zubrächte, der hätte ihr das größte Unrecht gethan. Vom frühen Morgen an, bis in die späte Nacht, war sie ja unaufhörlich beschäftigt. Hatte sie die Geschäfte, die zur Haushaltung gehören, geendiget, so spann oder strickte sie, um damit ein paar Groschen zu verdienen, und nach und nach ein Kapitälchen zusammen zu bringen, das sie nach ihrem Tode ihren Kindern hinterlassen könnte.

Bei dieser Lebensart blieb ihr nun freilich keine Zeit übrig, auf ihre Kinder so zu sehen, wie sie hätte thun sollen. Wenn die Arbeit anging, so setzte sie den kleinen Jacob, der noch nicht laufen konnte, neben sich. Wenn dann Jacobchen ein Viertelstündchen gesessen hatte; so bekam er das Sitzen überdrüssig, streckte die Händchen

chen nach der Mutter aus, liebkoste und rief zärtlich: Memmen! Memmen!

Wenn sonst das Lämmchen blöket, so antwortet allemal die Mutter, lässt das Gras stehen, das ihr so gut schmeckt, und läuft besorgt nach dem blökenden Kinde.

Isabelle war aber auch kein Schaf. Sie blieb daher bei den Liebkosungen des Säuglings ganz unempfindlich. Wenn dann Jacöbchen mit Bitten nichts ausrichten konnte, so fing er an zu winseln. Aber auch dieses half nichts. Die Mutter ließ sich in ihrer Arbeit nicht irre machen. Dann riss ihm die Geduld, er fing ein solches Geschrei an, daß der Mutter alle Glieder zitterten. Sie musste endlich nachgeben, warf die Arbeit hin, nahm ihn auf den Schooß, reichte ihm die Brust, und sagte: du kleiner Cujon du! kann man doch bei dir gar nichts mehr thun.

Dieses Betragen der Mutter war nun eben so viel, als wenn sie gesagt hätte: sieh, Jacöbchen! mit Bitten richtest du bei mir gar nichts aus. Wenn du aber recht heftig und unbändig bist, so kannst du bei mir alles erlangen.

Obgleich nun Jacöbchen noch nicht völlig ein Jahr alt war, so verstand er doch diese Erinnerung sehr wohl. Er verlernte das Bitten ganz, und schrie nur, wenn er etwas verlangte. Konnte er es damit nicht allemal erzwingen; so legte er sich auf die Erde, wälzte sich, stampfte mit den Füßen, und zerkratzte sich das Gesicht. Und dann ging es ganz gewiss. Die erschrockene Mutter schlug in die Hände, sagte: das Unglück! das Kind könnte sich ja einen Bruch schreien, es könnte das böse Wesen kriegen. Still Jacöbchen! Still! Da hast du,

was

was du haben willst! Kucke! Da ist Kaffeechen, da sind Zuckerplätzchen! Sieh! nicht wahr, so ist es recht?

Auf diese Art wurde Jacobchen groß gezogen, und wurde Jacob. Und Jacob machte es noch eben so, wie Jacobchen. Wenn er etwas von seinen Aeltern verlangte; so fing er an zu brummen, ging im Hause auf und ab, warf die Sachen mit Ungestüm hin und her, schlug die Thüren zu, daß sie hätten zerspringen mögen, kam nicht zu Tische, und setzte sich mit einem Stück trockenem Brote in eine Ecke, bis endlich die Aeltern nachgeben, und durch Gewährung seines Verlangens ihn zufrieden stellen mußten.

Darüber klagte nun der Vater sehr oft, und erzählte seinem Nachbar, daß er beständig mit dem Jacob sein Unglück hätte. Er wäre ein Erzstarrkopf, und wollte alles mit Gewalt erzwingen.

Sein Nachbar gab ihm den Rath, er sollte ihm durchaus nicht nachgeben. Es gäbe ja noch Prügel genug, mit denen man so einen ungezogenen Buben bändigen könnte, und wenn er über ihn nicht Herr werden könnte; so sollte er nur an die Wand pochen, so wollte er ihm schon zu Hilfe kommen.

Der Vater befolgte den Rath. Als Jacob einmal durchaus verlangte, daß ihm ein neuer Rock sollte geschafft werden, und, weil man ihm nicht gleich zu Willen war, nach seiner gewöhnlichen Mode wieder zu brummen und zu lärmen anfing; so pochte der Vater dem Nachbar. Und beide prügelten den Burschen gemeinschaftlich durch.

Aber das war nun zu spät. Jacob wurde ganz wüthend. Er zog sich an, nahm seinen Stock und Hut,

pelferte:

polterte: 's ist schon gut Vater! ihr sollt schon sehn, was ihr gemacht habt! Brauch ich doch von eurem Brote nicht zu essen. Und mit diesen Worten ging er fort, und schlug die Thür heftig zu.

Der Vater wollte nachspringen, und wieder gute Worte geben, aber der Nachbar hielt ihn zurück und sagte: lasst ihn nur gehen! wenn er Hunger in dem Magen fühlt, wird er schon wieder kommen.

Jacob kam aber nicht wieder: der war unter die Soldaten gegangen.

Dachte ich es doch wohl, sagte der Vater zum Nachbar, daß es so kommen würde. So geht es, wenn man seine Kinder zu scharf hält. Ich weiß es euch mit den Kukuck Dank, daß ihr mir diesen Rath gegeben habt. Wenn ich doch Jacoben nur wieder hätte, ich wollte ja gerne thun, was ich ihm an den Augen ansähe. Er sollte ja den Rock haben, und wenn ich das Geld dazu bei den Juden borgen sollte.

Mittel, die Kinder für die Welt unbrauchbar, und ihr Leben freudenlos zu machen.

Zwinge sie zu einem Berufe, zu dem sie weder Lust noch Geschicklichkeit haben!

In Sandleben wohnte vor Zeiten ein Bauer, den noch viel alte Leute gekannt haben, der Nachbar Rehbock hieß. Dieser Rehbock war der Meinung, ein jeder Mensch hätte seine Freiheit, man müsste daher jedem

Kinde auch seinen Willen lassen, und nur immer darauf sehen, daß es nichts Böses thäte, und keine albernen Streiche machte.

Nun hatte er zwei Söhne, davon hieß einer Friede, der andere Balzer. Mit diesen ging er einmal des Sonntags spazieren, setzte sich unter eine Linde, und sagte: hört Kinder, ihr wachset heran, und es ist Zeit, daß ich wissen muss, was aus euch werden soll.

Sagt mir einmal, wozu habt ihr Lust? was wollt ihr werden?

Ich werde ein Pfarrer, sagte Friede. Und ich bleibe bei dem Ackerbaue, sagte Balzer.

Gut, antwortete der Vater, du, Balzer kannst ohne Widerrede deinen Willen haben, sei nur auch fein fleißig, und nimm dich der Arbeit und der Haushaltung an. Es gehört gar viel dazu, wenn man bei dem Ackerbaue sein ehrliches Auskommen finden will. Dir, Friede, will ich auch nicht hinderlich sein. Hast du aber auch den Kopf dazu? Ich habe gehört, wer ein Pfarrer werden will, der muss sieben Sprachen verstehen! Getraust du dir wohl, die zu lernen?

Und wenn es ihrer 24 wären, sagte Friede; so wollte ich mich nicht davor fürchten.

Der Vater traute aber dem Landfrieden nicht, sondern ging mit Frieden zum Herrn Pfarrer, und bat, er möchte ihm doch ein wenig auf den Zahn fühlen, und versuchen, ob sein Friede wohl wirklich den Kopf dazu hätte, ein Pfarrer zu werden.

Der Herr Pfarrer ließ Frieden eine ganze Woche lang zu sich kommen, sprach mit ihm, ließ ihn in Büchern lesen, hernach kam er zum Vater, und sagte:

Nachbar

Nachbar Rehbock! euer Sohn hat einen trefflichen Kopf und ungemeine Lust, recht viel zu lernen. Lasst ihn in Gottes Namen studiren.

So blieb Balzer bei dem Ackerbaue, und erwarb sich so viel, daß er das Gut in Sandleben pachten konnte, wo er sich sehr gut stand, und durch seinen Fleiß und seine gute Haushaltung ein ziemliches Vermögen erwarb. Friede hingegen bezog erst die Schule, hernach die Universität, und wurde immer seines unermüdeten Fleißes wegen gelobt. Als er von der Universität zurückkam, starb bald darauf der Herr Pfarrer in Sandleben, und der Herr Magister Friedrich Rehbock wurde an seine Statt zum Pfarrer erwählt. Er verwaltete sein Amt gut, predigte und erklärte die Bibel so, daß ihn alle Nachbarn in Sandleben gern hörten, und viele durch seine Predigten klüger, besser und glücklicher wurden.

Das war es aber eigentlich nicht, was ich sagen wollte.

Der Pachter Balzer Rehbock, und der Herr Magister Friedrich Rehbock nahmen beide Weiber, und wurden beide in den ersten Jahren ihres Ehestandes mit einem gesunden Kinde erfreuet. Beide Kinder waren Söhne, und wuchsen zur Freude der Aeltern heran.

Als beide das zehnte Jahr erreicht hatten; bemühete sich jeder Vater sein Kind zu dem Berufe anzuführen, bei dem er sich selbst so wohl befunden hatte. Der Pachter Balzer hielt seinen Sohn Gottlieb an, den Garten zu jäten und zu begießen, und der Herr Magister fing an mit seinem Sohne, Polykarpus, Gedikens lateini-

nisches Lesebuch durchzugehen. Beide hatten aber an ihren Kindern gar wenig Freude.

Wenn Gottlieb jäten sollte, so blätterte er in einem Buche, und dem Polykarpus wollte das Latein nicht in den Kopf. Er war immer bei den Pferden, und wenn der Knecht auf den Acker zog, musste dieser ihn gemeiniglich auf dem Pferde reiten lassen.

Darüber betrübten sich beide Väter sehr, und als einmal der alte Rehbock seinen Geburtstag feierte, und alle seine Kinder und Enkel dazu hatte einladen lassen, klagten sie ihm ihre Noth.

Wenn's weiter keine Noth ist, sagte der Alte, so kann der Sache leicht abgeholfen werden. Ich dächte, du Friede, ließest deinen Sohn bei dem Ackerbau, und du Balzer, ließest deinen Gottlieb studiren.

Damit waren aber beide nicht zufrieden, und glaubten, daß ihr Vater als ein einfältiger Bauer darüber nicht urtheilen könnte.

Jeder zwang seinen Sohn, sich dem Geschäfte seines Vaters zu widmen. Gottlieb bekam Schläge, wenn er in Büchern gelesen, und nicht ordentlich gejätet — und Polykarpus bekam Maulschellen, wenn er sich in Gedikens Lesebuche nicht vorbereitet hatte.

Beide Väter hatten das Vergnügen, durch diese Behandlungsart ihre Absicht erreicht zu sehen. Gottlieb bauete den Acker, und Polykarpus studirte. Jener wurde ein Pachter, dieser aber ein Pfarrer. Darüber freuten sich die Väter gar sehr.

Kurz darauf wurde aber beider Freude in Traurigkeit verwandelt. Wenn die Bestellzeit anging, die Heu- und Getreideärnte besorgt werden sollte, so las Gottlieb

in

in Büchern, überließ die Besorgung der Wirthschaft den Knechten und Mägden, die, weil sie ohne Aufsicht waren, ihre Geschäfte sehr nachlässig und liederlich trieben, ihren Herrn bevortheilten, und ihn in wenig Jahren dahin brachten, daß ihn die Schuldner vom Hause und Hofe jagten. Herr Magister Polykarpus hingegen stand alle Mal Todesangst aus, so oft er eine Predigt halten musste. Bei dem Gebethe zitterte er am ganzen Leibe, und wenn er den Text verlesen hatte, troff er von Angstschweiße. Dabei hatte er den kränkenden Verdruss, daß ihn seine Gemeine nicht gern hörte, sich des Sonntags in die benachbarten Dörfer verlief, und seine Kirche leer stehen ließ. Einmal kamen Gottlieb und Polykarpus zusammen, wurden bei einem Glase Bier offenherzig, klagten einander ihre Noth, und jeder sagte: ich habe mein Leben so satt, daß ich lieber heute, als morgen sterben möchte.

Mittel, Kinder naschhaftig zu machen.

I.

Versage ihrer Lüsternheit nichts!

Friederikchen musste von allem, was auf den Tisch kam, zuerst haben. Das war in ihrem Hause nun einmal so hergebracht. Wenn die Mutter einen Teller voll Kuchen in die Stube trug; so schrie sie ihr nach: Mutter, ich will auch Kuchen! gieb mir Kuchen. Und die zärtliche Mutter sagte: ja, Friederikchen, gleich sollst du Kuchen haben! Wart nur eine Minute, ich will erst

ein Messer holen! Aber Friederikchen hielt nicht viel vom Warten. Sie forderte mit Ungestüm: ich will jetzt Kuchen haben. Da riss ihr denn die Mutter einstweilen ein Stück mit den Händen ab.

Kam die Mahlzeit auf den Tisch; so rückte Friederike gleich den Stuhl herbei, schob den Teller an die Schüssel, und die Mutter legte ihr vor, ohne das Tischgebeth abzuwarten. Der Gatte wollte dieser zwar bisweilen versichern, daß dieß höchst unschicklich wäre; Kindern müsste zuletzt vorgelegt werden, damit sie ihre Begierde mäßigen lerneten; sie wies ihn aber allemal mit der Antwort zurück: es ist ja nur ein Kind! Wenn es erst zu Verstande kommt; so wird es sich von selbst geben.

Bekamen die Aeltern Besuch; so verstand es sich von selbst, daß der Tochter die erste Tasse eingeschenkt wurde, und die Gäste so lange warten mussten, bis Friederikchens Forderungen befriedigt worden waren. Dann hing sie sich an die Mutter, und fragte ein Mal über das andere: bringst du bald Konfect? So bald dieses hereingebracht wurde, musste Friederikchen ihr Stück haben. Dieß war nun bald verzehrt. Dann zupfte sie an der Mutter Schürze, wies nach dem Teller, sagte auch wohl, wenn es die Mutter nicht verstehen wollte: ich will Konfect! Konfect will ich haben! Und die gütige Mutter reichte ihr ein Stückchen nach dem andern hinter den Stuhl.

Nach und nach hörte Friederikchen auf, ein Kind zu sein, und wurde eine Mamsell. Es gab sich aber mit der Lüsternheit doch nicht so von selbst, wie die Mutter geglaubt hatte. So oft sie etwas Leckerhaftes sahe; so lief ihr der Mund voll Wasser, und sie sann auf Ränke,

desselben habhaft zu werden. Die Mutter musste alles vor ihr verschließen: denn wenn sie den Rücken wendete; so war Mamsell Friederikchen darüber her, und benaschte es. Sie hatte z. B. einmal einen Napfkuchen gebacken, um damit eine Gesellschaft zu bewirthen. Mamsell Friederikchen konnte die Zeit nicht erwarten, bis er aufgeschnitten wurde, sie schlich sich in die Speisekammer, riss das Braune herunter, und schloss eine Katze hinein, die alsdann den Zorn der aufgebrachten Mutter erfahren musste.

Dergleichen Stückchen vollführte nun Mamsell Friederikchen viel, die nach und nach alle der Mutter bekannt wurden. Diese grübelte darüber nach, woher doch die unbändige Naschhaftigkeit des Mädchens kommen möchte; aber den wahren Grund fand sie nicht: denn sehr viel Menschen sind nur zu geneigt, die Schuld außer sich zu suchen. Zu solchen gehörte Friederikens Mutter.

II.

Gieb ihnen Geld unter die Hände, ohne dich zu erkundigen, wie sie es angewendet haben.

Herr Anton hatte gehört, daß es in vornehmen Häusern Mode wäre, Kindern Taschengeld zu geben. Da er nun auch gern zu den Vornehmen gerechnet sein wollte; so gab er seinen Kindern ebenfalls am Sonntage ihr Taschengeld, und wenn der Sonntag wieder herbei kam, so zahlte er die bewilligte Summe wieder aus, ohne sich nur mit einem Worte danach zu erkundigen, wie sie das vorige angewendet hätten.

Dieses wendeten sie nun zu lauter Leckerbißchen an.

Rosinen, Mandeln, Morsellen, und andre dergleichen Waare führten sie beständig bei sich.

In den ersten Wochen war ihr Taschengeld hinlänglich, diesen Aufwand zu bestreiten. Weil aber ihre Lüsternheit immer mehr gereizt wurde, und sie in der Folge immer theureres Naschwerk kennen lernten; so war es insgemein schon des Montags verzehrt.

Nun sollten die guten Kinder die ganze Woche durch leben, ohne etwas aus der Tasche knaupern zu können. Dieß ging doch unmöglich an. Sie mussten also auf Mittel sinnen, diesem Mangel abzuhelfen. Anfänglich borgten sie, und bezahlten von dem Gelde, das für die künftige Woche bestimmt war. Das konnte aber nicht lange Bestand haben. Es kam bald so weit, daß sie ihr Taschengeld schon auf ein Vierteljahr voraus verzehrt hatten.

Was war also zu thun? Sie legten sich auf das Stehlen, und wussten ihre Rolle dabei recht gut zu spielen. Weil ihr Vater eine starke Einnahme hatte, und selbst nicht wusste, wie viel er Geld in Casse habe; so konnten sie ihm unter der Hand einen Gulden nach dem andern entwenden, ohne daß er es merkte.

Der liederliche Student, der alle seine Sachen versetzt hatte, und vor etlichen Wochen Schulden halber in das Gefängniss gesetzt wurde, ist ein junger Anton. Und die Frau, die desshalb so berüchtigt ist, daß sie Wäsche und Kleider versetzt, um sich heimlich allerlei gutes Backwerk machen zu können, ist das Julchen, von dem ich jetzt geredet habe.

Der gute alte Anton grämet sich darüber fast zu Tode, und will nun durchaus wissen, wer seine Kinder

verführt

verführt habe. An ihm, sagte er, läge die Schuld nicht, er hätte sie zu allem Guten erzogen.

III.

Mahle ihnen die Leckerbissen recht süß vor!

Meister Hiob hatte eine starke Verwandtschaft, in der es immer etwas zu schmausen gab. Bald wurde er zu einer Hochzeit, bald zu einer Kindtaufe, bald zu einem andern Gastmahle eingeladen, wovon gemeiniglich den andern Tag etwas Konfect und Gebackenes für die Kinder nachgeschickt wurde. Dieß theilte nun Meister Hiob unter sie mit so einer wichtigen Miene aus, als ob er ihnen Sachen von unschätzbarem Werthe zu geben hätte. Wenn er dem kleinen Ferdinand ein Stück Torte geben wollte; hielt er es erst eine halbe Viertelstunde in die Höhe, und sagte: kucke Ferdinandchen, was ich dir mitgebracht habe! Das ist etwas Delicates! das wird schmecken! Tausend, wirst du das Mäulchen nicht lekken, wenn du so etwas Süßes bekommst! Du willst es doch wohl nehmen?

Da wurde denn Ferdinands Begierde recht heiß. Er streckte die Hände aus, und sagte: ach ja! ja! lieber Vater! Gieb es mir nur! Wenn dann Ferdinandchen so eine Zeitlang geschmachtet hatte; so bekam es endlich die Torte. Und nun kam es an die übrigen Kinder, mit denen es der Vater eben so machte.

Niemals machte er es aber so, wenn er ihnen Erbsen oder Wasserbrei vorsetzte.

Kam etwas Leckerhaftes auf seinen Tisch; so gebehrdete er sich auch wunderbar. Ah! pflegte er zu sagen,

gen, das ist ja etwas vortreffliches, heute wollen wir uns auch etwas Rechtes zu gute thun.

Auf diese Art wurden die Kinder belehrt, daß es kein größeres Glück für den Menschen gäbe, als wenn er etwas Leckerhaftes genießen könnte, und daß Backwerk und gekünstelte Speisen einem einfachen Gemüße weit vorzuziehen wären.

Da nun jeder Mensch ein Verlangen nach Glückseligkeit hat; so musste nothwendig bei Meister Hiobs Kindern eine heiße Sehnsucht nach Leckerbissen entstehen, die sie verleitete, jede Gelegenheit zu ihrer Befriedigung aufzusuchen. Auf diese Art wurden sie naschhaftig.

Mittel, Kinder gefräßig zu machen.

Siehe darauf, daß ihnen die Magen recht voll gepfropft werden.

Madame Kunigunde glaubte zu vornehm zu sein, als daß sie sich mit ihren Kindern abgeben dürfte. Dazu, meinte sie, wäre das gemeine Volk da. Sie übergab also gleich nach ihrer Entbindung ihren kleinen Adolph einem alten Mütterchen, Namens Sibylle, und sagte: hier habt ihr das Söhnchen! ich binde es euch auf die Seele. Wartet es, pflegt es, als ob es euer Kind wäre! Ich werde es doch wohl wieder gleich zu machen wissen.

Und Frau Sibylle, ein gutes ehrliches Weib, wartete wirklich den kleinen Adolph, als ob es ihr eigenes Kind gewesen wäre.

Sie

Sie hatte von ihrer Großmutter gehört, kleine Kinder könnten noch nicht sagen, was ihnen fehlte, man könnte also auch nicht wissen, wann sie satt wären, und müsste ihnen deßwegen so lange einstreichen, bis sie die Speise von sich gäben. Daher futterte Frau Sibylle den kleinen Adolph allemal so lange, bis die Speise wieder vordrang, und um recht sicher zu gehen, strich sie ihm das Vorgedrungene auch wieder ein paar Mal ein, bis sie ganz gewiss wusste, daß nichts mehr hinunter wollte.

Auf diese Art bekam Adolph stets drei Mal mehr, als sein kleiner Magen verlangte, wodurch dieser damals schon ziemlich weit wurde.

Als er zu sprechen anfing, war alle Morgen das erste Wort: Semmel! und Frau Sibylle eilte, sie ihm zu verschaffen. Sobald sie verzehrt war, ging er nach dem Zimmer des Vaters, der nun seinen Kaffee verzehrte, gab ihm einen Kuss, und bekam dafür ein paar Tassen Kaffee und ein paar Pfennige zu einem Weckchen.

Indessen war die Mutter aufgestanden; zu dieser schlich sich Adolph, küsste ihr die Hände, und — nothwendig musste er mit ihr Chocolade trinken, und etliche Stück Zwieback verzehren.

Wenn dieses hinunter war, machte er bei seinen Anverwandten einige Morgenbesuche, wo ihm allenthalben etwas vorgesetzt wurde, das er ebenfalls genoss.

Unterdessen kam der Mittag herbei, da er denn wieder einen guten Theil zu sich nahm. Der Nachmittag wurde wie der Vormittag zugebracht, und beim Schlafengehen pflegte er insgemein noch etwas Obst oder ein paar Brezeln zu verzehren.

Auf

Auf diese Art gingen die ersten Lebensjahre des kleinen Adolph mit Essen und Verdauen hin, wodurch er in diesem Geschäfte eine bewundernswürdige Fertigkeit erlangte.

Mittel, die Kinder zum Guten verdrossen zu machen.

Bemerke nicht das Bestreben deiner Kinder, gut zu sein, so werden sie es bald überdrüssig!

Heute, dachte Karolinchen, will ich anfangen recht gut zu sein, daß der liebe Vater, der so viel Mühe mit mir hat, seine Freude an mir sehen soll. Kaum war sie also aus dem Bette aufgestanden; so setzte sie sich hinter ihren Nährahmen, und arbeitete so fleißig, als man es von ihren Jahren erwarten konnte. Wie wird, sprach sie bei sich selbst, der Vater lächeln, wenn er in die Stube tritt, und deinen Fleiß sieht!

Der Vater trat in die Stube und lächelte nicht. Er nahm den Kalender in die Hand, und sahe nach, ob der Mond bald voll wäre. Er trat noch ein Mal hinein, und Karolinchen schielte so liebreich nach ihm, daß man hätte meinen sollen, er müsste sie bemerken. Aber er bemerkte sie nicht. Er ging vielmehr auf seinen Mops zu, und machte ihm einige Liebkosungen.

Nach Tische ging er in Gesellschaft.

Karolinchen ging gleich in seine Stube, kehrte sie aus, setzte die Stühle in Ordnung, wischte die Tische ab, und räumte alles weg, was ihrer Meinung nach nicht

nicht am rechten Orte war. Darauf setzte sie sich hin, und schrieb ihm einen allerliebsten Brief, in dem sie ihm theuer versicherte, daß sie von nun an eine recht folgsame und gute Tochter sein wollte.

Nun kam der Vater, und ging in seine Stube. Karolinchen schlich sich nach, um eine Zeuginn seines Wohlgefallens an ihrem guten Betragen zu sein.

Aber der Vater bemerkte nichts von aller der Ordnung, die in seiner Abwesenheit war gemacht worden.

Wo ist, fragte er heftig, meine Schreibtafel?

Karolinchen, die sich nicht gleich besinnen konnte, wo sie dieselbe hingelegt hatte, lief erschrocken umher, suchte und sagte, ich habe — ich habe —

Ists nicht wahr, du hast sie weggelegt?

Ja! ich wollte — ich wollte —

Wenn sich doch ein so einfältiges Ding, wie du bist, nicht in meine Sachen mischte!

Dieß schlug das arme Kind so nieder, daß es wirklich im Begriff war, seinen Brief zu zerreißen.

Endlich wagte sie es doch, ihn zu übergeben.

Geh, sagte der Vater, mit deinem Wische. Ich habe jetzt keine Zeit, mich damit abzugeben.

Dieß unanständige Betragen hatte die Wirkung, daß es Karolinchen nicht wieder in die Gedanken kam, sich ihm gefällig zu machen.

Mittel, die Kinder dumm zu machen.

Gieb ihnen derbe Maulschellen, wenn sie etwas versehen.

In einem gewissen Hause war die gewöhnliche Strafe, die für jedes Versehen der Kinder bestimmt war, ein paar tüchtige Maulschellen. Wenn Kaspar oder Görge etwas nicht nach der Aeltern Willen machten; so war die gewöhnliche Drohung: wart, ich will dir ein paar in das Gefräße geben, daß dir Hören und Sehen vergehen soll.

Und bei dieser Drohung blieb es nicht, sie wurde täglich, wenigstens einige Mal, so nachdrücklich in Erfüllung gesetzt, daß die Kinder oft etliche Minuten wie betäubt da standen, besonders wenn der Vater über sie kam. Denn da dieser nervige Arme und kraftvolle Hände hatte; so schlug er damit die Kinder so stark auf die Köpfe, daß sie oft vor ihm umhertaumelten.

Durch diese heftige Erschütterung wurde nach und nach das ganze Gehirn in Unordnung gebracht. Kaspar und Görge wurden die größten Dummköpfe. Die Augen starrten gerade weg, und der Mund stand ihnen fast immer offen. Von muthwilligen Leuten wurden sie beständig gemißhandelt, die sich um die Wette bemühten, ihnen die ungereimtesten Erzählungen glaubhaft zu machen, und sich alsdann daran belustigten, wenn diese auf das zuversichtlichste nacherzählten, daß der Türke Konstantinopel weggenommen, oder Meister Friedrich einen Kobold im Springeisen gefangen hätte.

Wer nun seinen Gefallen an Dummköpfen hat, der beliebe seine Kinder auf diese Art zu erziehen; er wird davon gute Wirkung spüren. Probatum est.

II.

Mache deine Kinder vor der Zeit klug, so werden sie bald dumm!

Der Herr Professor Orostus zeugte ein liebenswürdiges Mädchen. Schon in den ersten Wochen ihres Lebens gab Minchen sehr deutliche Merkmahle eines muntern, aufgeweckten Kopfs von sich, worüber sich die Aeltern gar höchlich freuten. Ihr Herz hing so an dem guten Kinde, daß sie sich den größten Theil des Tages mit ihm beschäftigten, und ihm scherzend und spielend mancherlei Begriffe beibrachten. Wenn dann das zweijährige Minchen einen Einfall hatte, der für ihre Jahre zu früh schien; so wurden dadurch die Aeltern bis zum Entzücken belustigt.

Um nun diese Lust noch mehr zu vergrößern und zu vervielfältigen, ersannen sie alle mögliche Mittel, Minchen zum Lernen anzuspornen. So oft sie etwas begriffen hatte, so suchten sie Gelegenheit, daß sie es in einer öffentlichen Gesellschaft wieder anbrächte. Da konnte man nun des Lobens und des Bewunderns nicht satt werden, und streichelte und küßte das allerliebste Kind, gab ihm Konfekt und wohl auch bisweilen ein Gläschen Wein. Wenn dann die Gesellschaft fort war, hielt ihr die Mutter noch eine mütterliche Ermahnung, und sagte: siehst du Minchen, wie hübsch es ist, wenn man etwas lernt? da wird man von allen Leuten gelobt,

lobt, und es giebt hier und da ein Gläschen Wein oder ein Stückchen Konfekt.

Dadurch wurde Minchen gereizt, über ihr Vermögen ihre Kräfte anzuspannen. Wenn andere Kinder scherzten und spielten, saß sie und lernte, und lernte so viel, daß alle Menschen sich darüber verwunderten.

Ehe sie noch das vierte Jahr zurückgelegt hatte, konnte sie fertig lesen. Nun erhielt sie Unterricht im Französischen und in der Geographie, im sechsten Jahre wurde Geschichte getrieben, und wurden Dichter gelesen.

Diese väterliche und mütterliche Treue war so sichtbarlich gesegnet, daß Minchen im zwölften Jahre so klug war, daß selbst Fremde des Herrn Professor Orosius Haus besuchten, um das Wunderkind zu sehen. Es sprach von dem alten Rom und Griechenland, als ob es selbst da gewesen wäre, urtheilte von Gedichten und Schauspielen wie ein Kunstrichter, und als der siebenjährige Krieg anfing, sagte es ganz zuversichtlich voraus, was für einen Ausgang er nehmen würde.

Was für eine Frau das würde geworden sein, wenn die Klugheit immer so fortgewachsen wäre! Leider ging es aber im dreizehnten Jahre damit rückwärts. Minchen beklagte sich, daß sie von dem, was sie läse, gar nichts behalten könnte, ihre Urtheile wurden nach und nach alltäglich, und am Ende äußerten sich Merkmahle von großer Einfalt.

Einmal bekam sie von ihrem Mühmchen Fiekchen Besuch, das vor dem sechsten Jahre nicht Lesen gelernt hatte, und im zehnten erst zum Lernen war angespornt worden, und der Herr Professor bemerkte zu seiner großen Betrübniß, daß Fiekchen ein munteres, witziges,

verstän-

verständiges Mädchen, und sein Minchen von dem allen das Gegentheil war.

Da setzte er sich traurig auf das Kanapee, legte den Kopf in die Hand und seufzte. In diesem Zustande traf ihn sein Bruder, der Pachter Herrmann Orosius, an. Nu? sagte er, was fehlt dir denn? ich glaube du fängst gar Grillen?

Ach, antwortete der Professor, ich habe ein gar großes Leiden. Meine Tochter! meine Tochter!

Pacht. Und was ist denn mit der Tochter? ist sie etwa krank?

Pr. Ich weiß selbst nicht, ob ich es Krankheit nennen soll. Genug, sie wird alle Tage einfältiger. Sie ist jetzt so schwach am Verstande, daß sie die gemeinsten Dinge nicht begreifen kann.

Pacht. Minchen?

Pr. Minchen. Und du weißt selbst, was für Mühe ich mir mit dem Mädchen gegeben habe! was sie vor einem Jahre alles wusste!

Pacht. Nimm es mir nicht übel, Bruder! es kommt mir mit den Kindern fast vor, wie mit den Pferden. Wenn man diese zu früh einspannt, so sind's Knürpse und bleiben Knürpse. Und wenn man die Kinder zu früh zum Lernen antreibt, so wird auch nichts aus ihnen. Das habe ich schon längst gedacht, habe dir aber nichts davon sagen wollen, denn du bist Professor, und ich bin nur Pachter.

Mittel, die Kinder ungeschickt zu machen.

Siehe darauf, daß sie gut bedient werden!

Herr Hieronymus und seine liebe Gattinn waren gegen ihre Kinder so zärtlich gesinnt, daß sie fast nichts thaten, als ihnen aufwarteten, und ihre Aufwartung besorgten.

Der ganze Vormittag ging damit hin, daß sie ihre Kinder anzogen, kämmten, ihnen Zöpfe flochten, und Kaffee einschenkten. Bei Tische konnten die guten Leute nicht einen Bissen in Ruhe genießen: denn da rief ein Kind: ich will Brot! das andere: ich habe kein Messer! das dritte: mich dürstet! Und so oft eins rief, sprang entweder Herr Hieronymus oder seine Frau auf, um sein Verlangen zu befriedigen.

Gingen sie spazieren, so waren sie äußerst vorsichtig, daß ja die Kinder nicht etwa über einen Graben, oder ein breites Fahrgeleis springen, oder einen Berg hinauf klettern, oder herunterlaufen möchten. Sie sprangen bei dergleichen Vorfällen ängstlich hinzu, riefen den Kindern zu, daß sie stille stehen sollten, hoben sie über die Graben, und führten sie den Berg hinauf und wieder hinunter.

Diese Dienstfertigkeit wurde aber doch am Ende den guten Leuten sehr lästig. Die Kinder wurden so tölpisch, daß sie nicht im Stande waren, sich allein anzuziehen, ihre Kleidung auszubessern, oder die gemeinsten Geschäfte zu verrichten. Fast für jedes Kind musste Frau Hieronymus eine Magd halten, wodurch ihr Aufwand

wand jährlich um ein merkliches vergrößert wurde. Und doch waren die vielen Mägde nicht hinlänglich, genug aufzuwarten. Frau Hieronymus musste den ganzen Tag für ihre vier Töchter und zwei Söhne waschen, flicken und kochen, und Herr Hieronymus wurde immer herbeigerufen, um mit beizutragen, und bei dem Anziehen behilflich zu sein. Bei Tische saßen die Kinder ganz bequemlich, und die Aeltern warteten auf. Keine Zerstreuung konnten diese recht genießen. Machten sie einmal in ihrer Kinder Gesellschaft einen Spaziergang; so ließen ihnen die ungestümen Forderungen derselben nicht so viel Zeit, daß sie frei athmen konnten. Da erscholl der Befehl: Mutter bind mir meine Schürze zu! dort: Vater! meine Schnalle ist aufgegangen! Hilf mir über das Gräbchen! Führe mich, führe mich, daß ich nicht falle! Eh! Eh! ich bin gefallen, hilf mir auf.

Einmal bekam Frau Hieronymus einen Besuch von ihrer Schwester. Als diese nun fragte, wie sie sich befände; so brach sie in Thränen aus, und sagte: ach liebe Schwester! ich werde dir meines Lebens nicht froh. Die Arbeit reißt bei mir nicht ab, keinen guten Tag kann ich mir machen. Den ganzen Tag geht es Trepp auf, Trepp nieder. Komme ich des Abends ins Bett; so ist es, als ob mir die Glieder zerschlagen wären. Du glaubst nicht, wie schlimm es mir geht.

Ich weiß auch gar nicht, antwortete die Schwester, was du haben willst. Du hast ja Dienstbothen genug.

Ja, ich habe drei Mägde, das ist wahr; nimm aber einmal an! sechs Kinder, die wollen ja schon Aufwartung haben.

Deine Kinder Aufwartung? Sie können ja laufen.

Ich

Ich glaubte, jedes könnte die Stelle einer Magd oder eines Bedienten vertreten.

Du sprichst, wie ein Kind. Ueberlege nur, wie viel Arbeit nöthig ist, für so ein Haus voll Leute zu kochen! Wie viel sechs Kinder zerreißen!

Nu! hast du denn nicht drei große Mädchen? Ich dächte, wenn diese ihre Finger gebrauchten; so könnten sie so viel arbeiten, daß du keine Hand aufzuschlagen brauchtest.

Wie? Da möchte ich doch sehen, wie sie sich anstellen würden, wenn sie ein Loch zustechen, oder eine Suppe kochen sollten u. s. w.

Mittel, Kindern die Unordnung zu lehren.

Steure bei Zeiten ihrer Liebe zur Ordnung!

Philippinchen war in den ersten Jahren ihres Lebens ein Muster guter Ordnung. Sie wollte ihre Wäsche und Kleidung gern immer reinlich haben, welches auch gar wohl möglich war, so lange die alte Katharine, die, wie bekannt, beständig auf Reinlichkeit hielt, bei ihren Aeltern diente. Philippinchen hielt darauf, daß von allen ihren Sachen ein jedes seinen bestimmten Platz hatte, wohin sie es nach gemachtem Gebrauche legen oder stellen konnte. Ein Loch im Strumpfe oder in einem andern Kleidungsstücke konnte sie durchaus nicht leiden.

Damit war nun die liebe Mutter gar nicht zufrieden. Wenn das Ding so hätte fortgehen sollen, so hätte sie immer thätig sein, Philippinen guten Rath geben, und

und sie bei ihrer Ordnung schützen müssen. Da müsste sie aber, wie sie zu sagen pflegte, viel zu thun haben, wenn sie sich um alle diese Kleinigkeiten bekümmern wollte.

Huldrich, Philippinchens Bruder, war ein sehr muthwilliger Junge. In seiner Schwester Abwesenheit durchsuchte er ihre Bücher und ihr Spielwerk, und warf es umher. Wenn nun Philippinchen zurück kam, und die Unordnung sahe; so lief sie mit nassen Augen zur Mutter, zeigte ihr den Schrank, und bat um Abstellung dieses Unfugs.

Aber die Mutter ertheilte ihr insgemein ganz kaltsinnig die Antwort: albernes Mädchen! musst du denn um solcher Lumpereien willen so einen Spektakel anfangen? Stelle die Sachen wieder hin, wo sie gestanden haben; so ist es gut!

Wenn Philippinchen ein Loch im Strumpfe oder in einem andern Kleidungsstücke hatte; so lief sie ängstlich zur Mutter, und sagte: kucke Mutter, das Loch da! gieb mir eine Nähnadel! ich will es zustechen.

Aber die Mutter wies sie zurück, und sagte: ach, ich habe jetzt keine Nadel. Ich habe keine Zeit dazu, daß ich dir immer aufwarten kann.

Philippinchen ging bisweilen in Gesellschaft. Wenn sie nun zurück kam, so bat sie die Mutter um den Schlüssel zur Kommode, daß sie ihre Sachen aufheben könnte. Aber die Mutter sagte oft, dazu ist ja morgen noch Zeit genug. Du kannst ja diesen Abend deine Sachen da auf die Bank oder auf das Bett werfen.

Und das gehorsame Philippinchen befolgte die Winke, die ihr die Mutter gab, auf das pünktlichste; sie be-

kümmerte sich nicht mehr um ihren Schrank; die Bücher und Spielsachen warf sie bald auf den Herd, bald auf die Treppe, bald in den Garten. Durch viele Selbstüberwindung brachte sie es so weit, daß sie mit durchlöcherten Strümpfen, schmutziger Wäsche und zerrissenen Kleidern ausgehen konnte, ohne roth zu werden. Und wo sie sich auszog, da ließ sie die Kleidung liegen.

Sie ist jetzt Frau, und ihr Haus ist ein Muster guter Unordnung. Die Windeln knüpft sie den Kindern anstatt der Servietten vor, in der Putzstube liegt die schwarze Wäsche, und der Nachtstuhl steht in der Speisekammer. Ihre Kinder klebten, wie man zu sagen pflegt, wenn man sie an die Wand würfe.

So viel können Aeltern durch anhaltenden Unterricht bei den Kindern ausrichten!

Mittel, Kinder eitel zu machen.

I.

Lehre sie frühzeitig den großen Werth des Putzes kennen!

Als Aemilie in den Ehestand trat, musste sie zu ihrem großen Verdrusse die Puppe, die zeither ihre liebste Gesellschafterinn gewesen war, zurück lassen.

Nach drei Vierteljahren kam Ernestinchen auf die Welt, und Aemilie fand in Ernestinchen den Verlust ihrer Puppe vollkommen ersetzt. Sie machte in dem Wochenbette große Entwürfe der künftigen Einrichtung ihres Putzes wegen, und führte sie mehrentheils glücklich aus.

aus. Schon im dritten Jahre machte sie es möglich, daß Ernestinchen lange Modenkleider tragen, und frisirt werden konnte.

Ernestinchen hatte verschiedene gute Eigenschaften an sich. Sie theilte oft mit armen Kindern ihr Morgenbrot, und erquickte sie aus ihrer Sparbüchse. Sie war lehrbegierig. Sie wollte von allen Dingen wissen, wo sie herkämen, und wozu sie gut wären. Oft brachte sie selbst das A B C Buch, und bat die Mutter, sie die Buchstaben kennen zu lehren. Dieß alles wurde nicht bemerkt.

Wenn hingegen die Frisur gut gerathen war, wenn sie ein neues Kleid, einen neuen Hut oder ein neues Band hatte; so konnte man des Bewunderns und Lobens nicht satt werden. Die Mutter umarmte sie brünstig, küsste sie, nannte sie ihren Engel, ihr Liebchen, führte sie vor den Spiegel, und bat sie mit mütterlicher Zärtlichkeit, daß sie sich ja vorsehen sollte, daß sie nicht etwa die Haarflechten verderbte, oder die Kleider beschmutzte.

Durch diese treue Erziehung wurde Ernestinchen vollkommen überzeugt, daß der Mensch dazu geschaffen wäre, um sich zu putzen, daß seine höchste Glückseligkeit im Putze bestände, und sein größter Vorzug vor den Thieren dieser wäre, daß er sich könnte frisiren lassen.

Sie wurde vollkommen eitel.

Sie beurtheilt jetzt den Werth des Menschen nach seiner Frisur. Ein Mann mit gepudertem Haare ist ihr ein Dummkopf, und einem Menschen, dessen Locken nicht nach der neuesten Mode gekrümmt sind, spricht sie gerade zu allen Geschmack ab. Auf ihre goldne Uhr

ist sie so stolz, wie andere Leute auf ihr gutes Gewissen, von ihrer Pariser Haube spricht sie mit so viel Feuer, wie ein anderes Frauenzimmer von der Rechtschaffenheit, und die größte Niederträchtigkeit verzeiht sie sich leichter, als eine Nachlässigkeit im Anzuge. Wie eine Suppe gekocht wird, wie viel Stück Garn zu einem Schocke Leinwand nöthig sind, das weiß sie nicht. Aber wie die wohlriechende Pomade verfertiget wird, wie viel Ellen Spitzen zum Besatz eines Kleides erfordert werden, das hat sie vollkommen inne. In trüben Stunden, wo andere Menschen ein gutes Buch lesen, nimmt sie ihre Zuflucht zum Kleiderschranke und zum Schmuckkästchen, durchzählt ihre Kleider, Bänder und Ringe — dieß ist ihres Herzens Trost und ihr Heil.

II.

Führe sie, sobald als möglich, in große Gesellschaften ein!

Lottchen, des Kaufmanns Herbert älteste Tochter, wurde in ihrem dreizehnten Jahre dem Herrn Prediger Julius zur Ausbildung ihres Charakters übergeben. Dieser Mann ließ es sich nun sehr angelegen sein, Lottchen mit dem Geiste des Christenthums bekannt zu machen. Ich hörte einmal zu, als er ihr den Spruch erklärte: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das andere alles zufallen. Damit, sagte er, will unser Heiland sagen, wir sollten vor allen Dingen darnach streben, recht gute Menschen zu werden, Gerechtigkeit und Tugend uns eigen zu machen: dann würde auch unser äußerlicher Zustand

stand sich immer mehr verbessern. Liebes Lottchen! wie wahr ist das! was hilfts, wenn alles um mich herum einen Werth hat, und ich selbst bin nichts werth? Denke dir ein Frauenzimmer, das um und um mit Bändern und Schmuck behängt, aber selbst unwissend, lieblos, zänkisch ist, und von seinen Lüsten beherrscht wird; ist die wohl etwas werth? Sag, wenn es auch eine Fürstinn wäre, wirst du sie nicht in deinem Herzen verachten? Ist dir die natürliche Röthe deines Gesichts nicht lieber, als die Röthe der Schminke? Hat also das, was aus uns selbst hervorgebracht wird, nicht mehr Werth, als alles, womit wir von außen her uns schmükken? Sind wir selbst erst recht gut, haben wir Verstand, Thätigkeit, edeln Sinn und Herrschaft über unsere Lüste, dann fällt uns alles andere zu. Gesundheit macht uns schön, die Menschen schenken uns ihre Liebe und Achtung, und unsere Einnahme vergrößert sich.

So sprach Herr Julius, und zeigte Lottchen, was sie besonders als Mädchen thun müßte, um nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit zu trachten.

Diese Unterredungen machten auf Lottchen tiefen Eindruck. Sie bekümmerte sich um keinen Flitterstaat, sondern ihre ganze Sorge ging dahin, um ein recht gutes, verständiges, fleißiges Mädchen zu werden.

Das war nun alles von dem lieben Herrn Julius recht gut gemeint, und, wenn Lottchen nur für sich, ihren künftigen Mann und ihre Kinder hätte erzogen werden sollen; so wäre an dieser Art, sie zu behandeln, gar nichts auszusetzen gewesen. Aber für die Welt taugte diese Erziehung schlechterdings nicht.

Madame Herbert sahe dieß bald ein, und fing deß-

wegen

wegen an, Lottchen in öffentliche Gesellschaften einzuführen, damit sie, wie die Mutter sich ausdruckte, mehr Welt bekäme. Lottchen erschien mit bescheidener Miene und ganz ungekünsteltem Anzuge, und die Frauenzimmer steckten die Köpfe zusammen, spöttelten, und die jungen Herren, die allen andern geputzten Mädchen die Hände küssten, und ihnen viel Angenehmes und Schmeichelhaftes sagten, sahen das gute Lottchen kaum über die Achsel an, oder, wie man zu sagen pflegt, sie sahen sie nicht für voll an.

Nothwendig musste dieß Lottchen sehr kränken, und sie wurde dadurch veranlasst, mit der Sorge für das Innere auch die Sorge für das Aeußere zu verbinden. Sie bat daher ihre Mutter, ihr doch zu erlauben, daß sie sich auch dürfte frisiren lassen, und schöne Spitzen, Blumen und andere solche Sächelchen tragen, dergleichen sie an andern Mädchen bemerkt hätte.

Die zärtliche Mutter freute sich über die gute Wirkung, die ihr Erziehungsmittel schon auf das erste Mal gethan hatte, und sorgte sogleich, daß alles, was ihre Tochter verlangt hatte, herbeigeschafft wurde. Die nächste Woche erschien Mamsell Lottchen schon in einer andern Gestalt. Durch eine Menge Locken und Flechten und einen hohen, mit Perlen besetzten Kamm zog ihr Kopfputz schon die Augen aller auf sich; ein zartes, feines, mit Stickerei reich versehenes Kleid musste Bewunderung erregen, und selbst die pariser Schuhe waren ganz geeignet, den Blick der andern auf die niedlichen Füße zu lenken.

Jetzt trat sie vor den Spiegel — wie ward sie entzückt! Inniger hatte sie die Würde des Menschen nie gefühlt, als jetzt.

Mit Gefühl ihrer Würde trat sie in eine öffentliche Gesellschaft, und wurde bemerkt. Die Frauenzimmer priesen sie der getroffenen Veränderung halben, musterten den ganzen Anzug, und fanden ihn, einige Kleinigkeiten ausgenommen, sehr gut. Die Männer richteten ihre Aufmerksamkeit auf sie, küßten ihre Hände, lobten ihren Geschmack in der Wahl ihres Anzugs, ja sie war sogar so glücklich, daß der Herr Doctorant Willreich, der sie nach Hause begleitete, bei dem Abschiede sie seine Göttinn nannte.

Das war denn nun freilich eine ganz andere Sprache, als diejenige, die Herr Julius führte, der sie zu weiter nichts, als zu einer guten Gattinn und Mutter zu bilden strebte.

Sie besuchte zwar seinen Unterricht noch eine Zeitlang, aber viel Theil konnte sie daran nicht mehr nehmen, weil ihr Geist sich jetzt mit wichtigeren Angelegenheiten beschäftigte.

Einst schilderte ihr Herr Julius recht lebhaft die Freude eines Menschen, der in sein voriges Leben zurücksehen könnte, ohne sich seiner Handlungen halben Vorwürfe machen zu dürfen, vielmehr viel Gutes erblickte, das durch ihn zu Stande gekommen wäre.

Am Ende dieser Schilderung fragte er: wünschest du dir dieß Glück nicht auch, liebes Lottchen?

Wie? was sagen Sie? fragte Lottchen ganz betreten.

Das gute Kind hatte auf den ganzen Vortrag nicht

gemerkt. Sie fühlte, daß sie zu etwas mehr, als zu häuslichen Freuden, die auch der Taglöhner genießt, daß sie für die Welt bestimmt wäre, und der Welt zu gefallen, war jetzt ihr einziger, heißester Wunsch. Daher hatte sie, während des Vortrags, den wichtigen Plan entworfen, einen Kopfputz zu bekommen, den sie im letzten Stücke des Journals des Luxus und der Moden abgebildet gesehen hatte.

Sobald sie von dem Unterrichte des Herrn Julius befreit war, betrat sie die große Laufbahn, für die sie glaubte geschaffen zu sein. Mit wahrer Selbstverläugnung vernachlässigte sie ihre eigne Ausbildung, und lebte bloß für die Welt. Allen, besonders jungen Männern zu gefallen, war ihr herzlicher, menschenfreundlicher Wunsch, den sie nicht nur mit vielem Aufwande, sondern sogar mit Aufopfernng ihrer Gemüthsruhe zu befriedigen suchte.

Herr Kammerrath Schmetterling war so glücklich, zum Besitz dieses Kleinods, um welches sich ein Vierteihundert junge Herrn beworben hatte, zu gelangen.

Er führte mit ihr sieben Tage lang eine Ehe, die als Muster von vergnügter Ehe verdient angepriesen zu werden. Lebenslang hätte er glücklich sein können, wenn seine Grillen ihm dieses erlaubt hätten.

Er verlangte aber, daß seine Gattinn sich nach seinem Geschmacke richten, und ihre Wirksamkeit auf die Verbesserung des Hauswesens einschränken sollte.

Welche pedantische unbillige Forderung, dachte Lottchen, ist dieses! Mein Mann, mein Haus sollten der enge Kreis sein, auf den ich mich einschränke? wie pöbelhaft wäre dieses! Die Welt ist es, nach deren Urtheil

theil ich mich richten will. Diesem weltbürgerlichen Grundsatze blieb sie bis zu ihrem letzten Athemzuge treu. Kleidung, Gesellschaft, Lebensart wählte sie, nicht nach dem Willen ihres Mannes, sondern nach dem Geschmacke derer, die ihre Anbeter waren.

Ists Heldenmuth, seinen Grundsätzen alles aufzuopfern; so ist Lottchen mit Recht unter die Heldinnen erster Größe zu zählen: die Liebe ihres Mannes verschmähte sie, ihrer Kinder Gesundheit und Tugend schlug sie in die Schanze, ihre eigne Gesundheit und Gemüthsruhe opferte sie auf, ihr ganzes Vermögen überließ sie den Gläubigern, und dieß alles in der Absicht — der Welt zu gefallen. Zwar starb sie im Elende, sie war in den letzten Tagen ihres Erdenlebens sogar von allen Menschen verachtet; aber doch hatte sie das beruhigende Bewusstsein, daß sie es auf ihrer Seite an nichts hätte fehlen lassen, um der Welt Beifall zu bekommen.

Mittel, Kindern Geschmack am Müßiggange beizubringen.

Stelle ihnen oft die Beschwerlichkeit der Arbeit und die Süßigkeit des Müßigganges vor!

Unter allen Künsten ist die Kunst des Müßigganges die schwerste. Der Trieb zur Arbeit ist durch die ganze Natur des Menschen, durch sein Blut, seine Nerven, sein Herz und seinen Magen verbreitet. Er regt sich schon im neugebornen Kinde, das mit Händen und Fü-

ßen

ßen sich sträubt, um der Bande los zu werden, und nach seiner Willkühr handeln zu können. Und wenn man auch die Bestimmung des Menschen bloß in der Verdauung suchte, und die Verdienste des Menschen nach der Zahl der Schüsseln und Flaschen bestimmte, die er ausgeleert hat; so fordert doch die Natur die Arbeit, wenigstens als ein Mittel, dieser großen Bestimmung gemäß zu leben: weil die Verdauung doch durch Arbeit mächtig befördert wird. Aber eben daraus sieht man, wie viel Anstrengung erfordert werde, um den Müßiggang zu erlernen, und den heftigen Trieb der Natur zur Arbeit zu zähmen.

Erziehung und Beispiel können auch hierin vieles thun, wie dieses aus Meister Pigers Geschichte zu ersehen ist.

Wenn Meister Piger eine Arbeit vor sich hatte, die nur einige Anstrengung erforderte; so sprach er schon davon ein paar Wochen zuvor. Er dehnte sich, gähnte, seufzte und sagte: künftige Woche, ja künftige Woche, da wird es mir unerträglich gehen, da werde ich arbeiten müssen! Wenn doch nur erst die verwünschte Arbeit vorbei wäre! Wenn die Arbeit kam, so ächzte er, wie ein Mann, der nicht verdauen kann. Alle Viertelstunden fiel er auf die Bank und seufzte: ach, du lieber Gott! die Arbeit! die Arbeit! man wird seines Lebens nicht froh.

Auf Sonn- und Festage hielt er sehr viel. Wenn der Sonnabend kam; so sagte er alle Mal: nun, Gott Lob und Dank! die Woche ist doch wieder hin; morgen ist es Sonntag, da will ich schlafen wie ein Ratz. Vor

neun

neun Uhr soll mich niemand aus dem Bette bringen. Und er hielt Wort.

Als in seinem Lande der dritte Feiertag abgeschafft wurde; so war er der eifrigste, der darüber ein allgemeines Murren zu erregen suchte.

Wenn er einen Kapitalisten gehen sahe; so zeigte er ihn seinen Kindern und sagte: wie es doch der Mann so gut hat! Keine Hand braucht er aufzuschlagen; er kann essen und trinken was er will, und schlafen, so lange er will.

Sein ältester Sohn Niklas fasste diese Lehren vorzüglich gut, und gab sich Mühe, sie zu befolgen. Die ersten dreizehn Jahre seines Lebens waren ein beständiger Müßiggang: so daß sein Lehrer es nur durch viele Schläge so weit bringen konnte, daß er lesen und schreiben lernte.

Meister Piger hätte nun gern gesehen, daß sein Sohn den Rest seines Lebens in Ruhe zugebracht hätte. Da er aber arm war, und also nicht die Möglichkeit einsahe, dem Sohne diejenige Einnahme zu verschaffen, die zu Führung eines ganz unthätigen Lebens schlechterdings nöthig ist; so musste er doch einmal die wichtige Frage an ihn thun: Niklas, was willst du werden? Und Niklas antwortete mit großer Entschlossenheit: ein Student, Vater! ein Student. Denn er glaubte, ein Student hätte nichts zu thun, als zu trinken und Tabak zu rauchen.

Und Meister Piger billigte die Entschließung des Sohns, und ließ ihn einen Studenten werden. Da er in viele vornehme Häuser zu arbeiten hatte; so gelang es ihm, Freitische und Stipendia für den hoffnungs-

vollen

vollen Sohn auszumachen, und im achtzehnten Jahre seines Alters hatte Niklas wirklich die Freude, daß er Student wurde. Und das ist er noch jetzt in seinem sechs und funfzigsten Lebensjahre.

In dem ersten Drittheile seiner akademischen Jahre lebte er von Stipendien; im andern vom Spiele, Lustigmachen und Prellen junger unerfahrner Ankömmlinge; im dritten geht es ihm freilich kümmerlich. Die Lustigkeit nimmt nach und nach ab, die Pfiffe, die er bei dem Spiele braucht, werden entdeckt, der Rock trägt sich ab, die Wäsche wird löcherig, das Ungeziefer nimmt überhand. Aber sein Bruder ist auf das Wasser gegangen! Wer weiß, ob der nicht funfzig oder hunderttausend Thaler erwirbt, ob er nicht ihm zu Gefallen stirbt, und er über lang oder kurz, durch einen Brief aus Holland, die Versicherung bekommt, daß er der Erbe seines sämmtlichen Vermögens sei.

In dieser angenehmen Erwartung duldet er gelassen das Nagen des Hungers und des Ungeziefers.

Mittel, Kindern den Geiz beizubringen.

Mache ihnen, so bald als möglich, hohe Vorstellungen von dem Werthe des Geldes!

Ob Herr Harpax, wie einige behaupten wollen, wirklich geizig gewesen sei? will ich nicht entscheiden. So viel ist gewiß, er hatte das Geld sehr lieb. Die seligsten Stunden seines Lebens waren die, in denen er Geld zählte, und diejenigen Tage glaubte er am nütz-

lichsten angewendet zu haben, an denen er das meiste erworben hatte. Glücklich und reich hielt er für gleichviel geltende Worte.

Diese Weisheit suchte er nun auch dem kleinen Gottfried einzuflößen. Wenn er in seiner Gegenwart vom Gelde sprach; so geschahe es allemal mit dem größten Entzücken, und wenn die Rede auf den vorigen Krieg elenkt wurde, in dem er mit dem Fruchthandel hundert Procent erworben hatte; so funkelten die Augen, die Wangen glühten, und über sein ganzes Gesicht ergoss sich eine Heiterkeit, wie sie der Menschenfreund empfindet, wenn er auf seinen Reisen an einen Ort kommt, an dem er vor etlichen Jahren eine edle That verrichtet hat. Hörte er von jemand, daß er eine reiche Frau bekommen, oder eine gute Erbschaft gethan hätte! so sagte er allemal: nun das ist wahr! Das lasse ich gelten! Das heiße ich glücklich sein.

Das war nun eben so viel, als wenn er gesagt hätte: o mein Gottfried! je mehr Geld du besitzest, desto glücklicher bist du. Was man von Rechtschaffenheit, Menschenliebe, den stillen Freuden der Tugend sagt, sind lauter Possen; ich habe, das glaube mir, lange gelebt, aber nie süßere Freuden empfunden, als die der Klang des Geldes verschafft. Deine Hauptabsicht bei allen deinen Handlungen muss also dahin gehen, Geld zu erwerben. Alles andere musst du als Nebenwerk betrachten.

Er eiferte gegen alles, was Aufwand erforderte. Jede Spazierreise, jedes Gastmahl, das seine Mitbürger anstellten, erklärte er für eine Todsünde, die zu seiner Zeit gewiss noch würde gestraft werden. Er wollte,

sagte er oft, es wohl noch erleben, daß dergleichen leichtfertige Leute ihr Brot vor den Thüren suchen müssten; er hätte schon mehrere dergleichen Zeisige gekannt, denen es am Ende eben so gegangen wäre. Die Almosen verwarf er nicht ganz, doch setzte er, wenn er davon sprach, allemal wohlbedächtig hinzu, die Liebe finge an sich selbst an, man dürfte nicht eher geben, bis man selbst etwas übrig hätte, und sich ja vorsehen, daß man nur denen Gutes thäte, die es verdienten. Da er aber niemals etwas übrig zu haben glaubte, auch an allen Armen, die in seiner Stadt wohnten, Fehler wusste, die sie des Genusses einer Gutthat, nach seiner Meinung, unwürdig machten; so bekam Gottfried niemals eine wirklich wohlthätige Handlung zu sehen.

Herr Harpax gab seinem Sohne schon im achten Jahre seines Alters Anleitung, diese guten Lehren in Ausübung zu bringen. Er gab ihm eine Sparbüchse, und wöchentlich einige Groschen Taschengeld. Am Ende der Woche musste er alle Mal Rechnung ablegen, und wenn er gar nichts ausgegeben hatte; so umarmte ihn der zärtliche Vater, lobte seine Sparsamkeit, und gab ihm auch wohl noch ein paar Kreutzer zur Belohnung. Oft baten ihn seine Schulkameraden, daß er mit ihnen einen Spaziergang machen, oder reitzten ihn, daß er mit ihnen von dem Obste etwas kaufen sollte, welches die Jahreszeit mit sich brachte. Aber sein Vater widerrieth es ihm alle Mal. Wenn nun der Sohn folgsam gewesen war; so lobte ihn der Vater den andern Tag, und sagte: sieh, wenn du gestern mit deinen Kameraden dich vergnügt oder genascht hättest; so wäre heute die Freude

hin.

hin. Da du aber mir gefolgt hast, hast du dein Geld noch, an dem du noch lange deine Freude haben kannst. Die Sparbüchse wurde oft durchzählt, und sobald die Scheidemünze zunahm; so wechselte sie der Vater gegen schöne, neugeprägte Viergroschenstücke oder halbe Gulden aus, damit Gottfrieden ja niemals die Lust anwandeln möchte, etwas davon auszugeben. So oft die Sparbüchse durchzählt wurde; so stellte ihm Herr Harpax vor, was für ein Glück das sein würde, wenn er erst funfzig Thaler gesammelt hätte; dann könnte er sie als ein Kapital ausleihen, und jährlich zum wenigsten zwei und einen halben Thaler Zinsen davon einstreichen.

Herr Harpax hatte das Vergnügen zu sehen, daß seine guten Lehren nicht umsonst waren gegeben worden. Gottfried sahe gar bald ein, daß Geld das einzige wahre Gut wäre, das ein vernünftiger Mensch erlangen könnte. Sein ganzes Bestreben ging dahin, dasselbe zu bekommen. Er versagte sich alle die Erquikkungen, welche die Natur mit jedem Monate darbot, und verkaufte auch wohl die guten Bissen, die ihm bisweilen seine Großmutter schenkte, an Schulfreunde. In seinem zehnten Jahre trieb er schon einen ziemlich einträglichen Handel, indem er durch allerhand List andern Kindern ihr Spielwerk abzulocken wusste, und es hernach wieder, bei Gelegenheit, zu Gelde zu machen suchte.

Hierdurch brachte er es nun wirklich so weit, daß er dem Vater im zwölften Jahre funfzig Thaler zum Ausleihen hinzählen konnte, und ihm dadurch eine solche Freude machte, daß der gute Mann Thränen vergoss.

Gottfried übertraf mit der Zeit seinen Vater. Seine

Achtung gegen das Geld wurde so groß, daß er ihr alles aufopferte, was andern Menschenkindern Vergnügen macht.

In seinem vier und zwanzigsten Jahre sahe er ein liebes schwarzäugiges Mädchen, bei deren Anblick ihm warm ums Herz wurde, und in ihm der Wunsch aufstieg, mit ihr näher verbunden zu sein. Als er aber erfuhr, daß ihr Vermögen sich nicht über zweihundert Thaler erstreckte; so sahe er gleich das Ungereimte seines Wunsches ein, bekämpfte den heftigen Trieb des Herzens, besiegte ihn glücklich, und schenkte seine Liebe einer reichen sechzigjährigen Witwe.

Sein Tisch war immer mit den wohlfeilsten Gerichten besetzt, und wenn er hörte, daß ein Käsehändler ein Faß voll Käse, oder ein Fleischhauer ein Faß voll Pökelfleisch, weil es anfing zu verderben, um einen niedrigen Preis losschlagen musste; so kaufte er allemal davon einen Vorrath auf etliche Wochen ein. Der Gedanke, daß er bei jeder solchen Mahlzeit etliche Pfennige gewönne, überwand allen Ekel, der dabei leicht hätte entstehen können.

Ueberhaupt hatte er den Grundsatz, jeder gute Hauswirth müsste erst das Fleisch riechend werden lassen, ehe er es auf den Tisch brächte, weil er aus Erfahrung gelernt hätte, daß das Gesinde von Nahrungsmitteln, die schon der Verwesung nahe wären, kaum halb so viel genösse, als von guten, schmackhaften Mahlzeiten.

Vor allen menschlichen Gesellschaften bezeigte er einen großen Abscheu — aber doch war er nicht ohne Gesellschaft. Die goldenen und silbernen Männerchen, die er in seinem Kasten verwahrte, verschafften ihm die angenehmste

nehmste Unterhaltung, und nichts erquickte ihn mehr, als der Gedanke, daß er täglich mit den größten Potentaten umgehen könnte, ohne daß ihm dieser Umgang einen Pfennig kostete.

Den Freuden, die aus der Religion entspringen, versagte er allen Zutritt zu seinem Herzen, weil er besorgte, er möchte dadurch in dem Genusse süßerer Freuden gestört werden. Die Zeit, die er in der Kirche zubringen musste, wandte er dazu an, daß er neue Entwürfe, Geld zu gewinnen, machte.

So ging Gottfried aus der Welt, als ein Herr von siebzig tausend Thalern. Er hatte zwar von alle dem, was andere Menschen labt, nichts geschmeckt; weder die Freuden der Natur, noch die Religion hatten in sein Herz dringen können — dafür war er aber auch ein Herr von siebzig tausend Thalern.

Mittel, Kinder gegen gute Lehren unempfindlich zu machen.

Predige ihnen ihre Pflichten unaufhörlich vor!

Wann Frau Ursula sich in Gesellschaft ihrer Kinder befand; so that sie nichts, als daß sie predigte. Viel, pflegte sie zu sagen, hilft viel, an guten Ermahnungen soll es meinen Kindern nicht fehlen. „Nun Cordelchen! sei heute fein artig! heule nicht, zanke nicht! Wenn dir deine Schwester oder dein Bruder etwas zu Leide thun; so kannst du es mir ja nur sagen. Wenn Fremde

in das Haus kommen; so musst du eine hübsche Verbeugung machen, und die Hand küssen. Und das sage ich dir, daß du mir nicht immer auf der Gasse herum läufst! Gieb Achtung! gieb Achtung! ich werde einmal über dich kommen, daß es dir nicht gefallen soll. Du weißt ja, daß ich dir keine Freude verwehre: du kannst ja auf die Gasse gehen, wenn es dir gefällt; nur musst du nicht immer auf der Gasse sein. Den Finger aus dem Maule! Fi! so machen es die Bauermädchen. Und bei Tische — daß du ja fein sittsam bist. Sieh! das artige Kleidchen, das ich dir angezogen habe, daß du es nur nicht schmutzig machst! Und pfropfe nicht zu viel in das Maul. Du kannst langsam essen, es entgeht dir ja nichts. Komme mir ja nicht noch einmal wie gestern, und sprich: Fleisch! Suppe! Du kannst ja sagen: lieber Vater! oder liebe Mutter! wenn Sie wollen so gütig sein, so geben Sie mir ein wenig Fleisch oder Suppe! So steht es fein, so machen es hübsche Kinder. Wenn dann Fremde kommen, und du bist so artig; so werden sie dich loben und sagen: das ist wahr, Cordelchen ist eine recht artige Mamsell. Wie stehst du denn da? kannst du denn nicht den Kopf gerade halten! So wie ich. Aber den dummen Anstand lernst du von der Magd. Daß du es weißt, du sollst nicht wieder auf ihre Stube gehen, nicht ein einziges Mal (hier schlug sie mit der Faust auf den Tisch), ich sage es dir! Du wirst doch noch eben so eine Käthe werden, wie das Mensch ist. Da mag sich die Mutter die Lunge aus dem Leibe reden, du bleibst immer, wie du bist. Nicht wahr, die schwarze Wäsche hast du noch nicht weggetragen? Da haben wir es, ich will noch Ordnung ma-

chen,

chen, ehe will ich nicht ruhen! (wieder ein Schlag auf den Tisch).

Dieß ist ein Stück aus einer Predigt, deren Frau Ursula täglich etliche an ihre Kinder zu halten pflegt.

Man hat angemerkt, daß der Mensch, wenn er die kräftige Arznei recht oft genießt, es nach und nach so weit bringen kann, daß sie gar keine Wirkung mehr thut.

So ging es dieser guten Frau mit ihren Predigten. Die Kinder wurden am Ende so an dieselben gewöhnt, daß diese bei ihnen eben so wenig Eindruck machten, als die Unterredungen, welche die Mutter bisweilen mit ihrem Löwenhündchen anstellte.

Noch ein paar Hauptmittel, den Kindern allerlei Untugenden beizubringen.

I.

Mache ihnen die Untugenden recht oft vor, die du ihnen beibringen willst!

1.

Herr Robert behielt einmal einige Fremde zu Tische, und erlaubte seinen Kindern, an der Gesellschaft Theil zu nehmen. Da betrugen sie sich nun so, daß die Gesellschaft mit ihnen äußerst unzufrieden war.

Sobald sie sich gesetzt hatten, fing Christoph an:

Das ist ja etwas recht dummes und albernes! da ist einmal mein Messer nicht da. Ists nicht wahr, Caspar! du hast es mir vertragen?

C. Halt den Rachen, du Thonkopf! was schiert mich denn dein Messer?

Ch. Freilich! du hast es doch genommen; du störst alle Drecker aus.

C. Mutter! Christoph spricht, ich hätte sein Messer genommen.

M. Still, still, Kinder! Da, Christoph, hast du ein anderes Messer.

Ch. Das ist auch ein rechtes Ding. Mit dem Schindermesser mag ich auch nicht fressen.

C. Nu? was soll denn das sein? Da hat der dumme Junge, der Christoph, mein Brot unter den Tisch geworfen!

M. Er wird es ja nicht gern gethan haben. Christoph! heb es wieder auf.

Ch. Da hat es der infame Racker, der Hund, schon in seinem Schinderrachen.

Die Gesellschaft sahe einander an, und gab einander durch Mienen ihren Unwillen ziemlich deutlich zu verstehen.

Herr Robert und Frau Robert, die sonst in der Aufführung ihrer Kinder nichts Ungebührliches bemerkt hatten, fühlten doch jetzt, daß ein solches Betragen nicht gar zu schicklich wäre. Sie wurden roth, schlugen die Augen nieder, gaben den Kindern bald gute Worte, bald droheten sie mit dem Finger. Das half aber alles nichts, es kam immer eine Grobheit nach der andern zum Vorscheine. Jeder ihrer Ausdrücke war so plump und roh, wie man ihn kaum vom niedrigsten Pöbel erwartet.

Herr Robert fing endlich mit einer weisen Miene

an: es ist äußerst betrübt, daß man seine Kinder nicht kann vor böser Gesellschaft verwahren. Sie hören und sehen in unserm Hause nichts Böses: wenn sie aber unter die wilden Gassenjungen kommen; so lernen sie eine Ungezogenheit nach der andern. Behüthe Gott! über die Ausdrücke! Solche Worte werden niemals in meinem Hause gehört.

Einer von den Fremden zuckte die Achseln, gab ihm Beifall, und sagte, dieß wäre freilich unangenehm.

Nach Tische aber setzte er sich in eine Ecke, nahm Christophen vor sich, und fragte: aber höre doch, Christoph! von wem hörst du denn die garstigen Worte?

Christoph steckte den Finger in den Mund, und antwortete nichts.

Nu? was schämst du dich denn? von wem hast du denn das Wort gehört, infamer Racker?

Von meinem Vater.

Aber von wem hast du denn das Wort gehört, Schindermesser?

Von meiner Mutter.

Hier kam Frau Robert gänzlich aus ihrer Fassung. Du Schinderknecht! sagte sie, von wem hättest du es gelernt? Von mir? Wart, lass nur die Herrn fort sein, ich will dir die Gosche zerklopfen! — Der Flegel da! denk, spricht, von seiner Mutter hätte er diese Ungezogenheiten gelernt. Hast du in deinem Leben so ein Wort von mir gehört?

2.

Wenn in Chloens Hause etwas nicht nach Wunsche ging; so suchte sie dem betrübten Herzen durch Thränen

Luft

Luft zu machen. Es mochte nun bei Zubereitung des Essens etwas sein versehen worden, oder der Mann ihr eine Erinnerung gegeben, oder die Magd ihr widersprochen haben; so fiel sie auf das Kanapee, und weinte sich herzlich satt. Einmal kam ihre Schwester zu ihr, und fand sie in Thränen fast ganz zerflossen.

Schwester! fragte sie erschrocken, was giebt es denn? das Unglück! was hast du denn vor?

Ach lass mich nur gehen.

Dein Mann ist doch nicht etwa krank?

Nein.

Deine Kinder sind doch wohl noch gesund?

O ja.

Du hast dich doch mit dem Manne nicht veruneinigt.

Warum nicht gar!

Du hast dir etwa, in deinen gegenwärtigen Umständen, einen Verdruss gethan? Nicht wahr, ich habe es getroffen?

Geh doch nur!

Nun Schwester! sag doch, was fehlt dir denn? vielleicht kann ich dir helfen.

Du kannst mir doch nicht helfen.

Das kann man ja nicht wissen. Rede doch frei heraus, ich bin ja deine Schwester.

Es geht mir heute alles zum Verdruss. Da habe ich den Rock, an dem ich nun über ein Vierteljahr genäht habe, der sollte heute fertig werden. Ja, da liegt er noch, wie er vor zwei Stunden gewesen ist.

Wenn dieß das Unglück alles ist, so hat es nun wohl nicht viel zu bedeuten. Und warum hast du ihn denn nicht fertig gebracht?

Wenn es unglücklich gehen soll, da muss sich alles schicken. Als ich am besten nähte, so fehlte es mir an rother Seide. Ich schicke die Magd fort, daß sie welche holen solle. Diese blieb erst ewig aus, und als sie wieder kommt, bringt sie — bringt sie — blaue Seide. —

Dergleichen Auftritte konnte man nun in Chloens Hause täglich sehen.

Ihre Kinder traten alsdann allemal um die betrübte Mutter, vermischten ihre Thränen mit den ihrigen, und gewöhnten sich dadurch an ein so weinerliches Wesen, daß sie den Widerwärtigkeiten dieses Lebens nichts anders entgegen zu stellen wussten, als — Thränen.

Chloens ältester Sohn ist jetzt Offizier, und noch immer sind die Eindrücke an ihm sichtbar, die das Beispiel der Mutter auf ihn gemacht hat. So oft ihm in Gesellschaften etwas Beleidigendes gesagt wird; so treten ihm die Thränen in die Augen. Er entfernt sich dann, und sucht einen Winkel, in dem er seinen Thränen freien Lauf lassen kann.

3.

Orbil war sehr scherzhaft, aber zu nichts mehr als einer Art von Scherzen aufgelegt, und dieses waren — Zoten. Er hatte eine Sammlung von wenigstens drei hundert unzüchtigen Anekdoten im Kopfe, mit denen er die Gesellschaften zu belustigen wusste, und ungeachtet daß die meisten davon so beschaffen waren, daß man hätte glauben sollen, wer davon Gebrauch machen wollte, müsste nothwendig ein Matrosenherz und eine Matrosenzunge haben, so besaß er doch Dreistigkeit genug, sie

bei

bei jeder Gelegenheit vorzubringen. Die Schmeicheleien, die er den Frauenzimmern sagte, waren allemal schmuzzig, und wenn er neben dem blassesten Frauenzimmer saß; so wusste er doch von allen Gerichten, die auf den Tisch kamen, ihm so etwas witziges zuzuflüstern, daß die Blässe sich in das höchste Roth verwandelte.

Und des Vaters Beispiel wirkte auf die Kinder mächtiglich. Der Junge wusste schon in seinem sechzehnten Jahre von sich selbst ein Dutzend, wie er sie nannte, Liebeshändel zu erzählen, und die Töchter waren so reich an zweideutigen Scherzen, daß selbst ein Postillion rühmte, von ihnen auf einer Lustreise noch gelernt zu haben.

4.

Meister Fahrauf hatte den Grundsatz, daß ein freundliches gefälliges Betragen etwas Weibisches wäre, hingegen ein finsteres Gesicht und hämisches Wesen einem Manne geziemte. Und er hatte nicht nur diesen Grundsatz, sondern er handelte auch danach.

Wenn er des Morgens durch das Haus ging; so hörte man ein so fürchterliches Brummen, daß man einen Bär hätte vermuthen sollen, wenn nicht das Auf- und Zuwerfen der Thüren hinlänglich bewiesen hätte, daß das Getöse von einem Menschen herrühren müsste.

Stieß eine seiner Töchter an ihn, oder trat sie ihn aus Versehen auf den Fuß, so gab er ihr mit der Faust einen so heftigen Stoß in die Seite, daß sie gegen die Wand taumelte; dabei sagte er: dummes Mensch! kannst du dich nicht vorsehen?

Die Erinnerungen, die er den Seinigen gab, waren lauter Fragen, die so bitter waren, daß sie

außer

außer seinen Hausgenossen, die schon daran gewöhnt waren, jedem andern durch Mark und Bein gehen mussten.

Was sollen die Schuhe da? Du willst gewiss damit aufputzen? du kannst sie ja lieber ein anderes Mal auf die Kommode setzen?

Wann wirst du denn fertig? Du willst gewiss einmal eine Edeldame werden, daß du so commode bist?

Was für ein Fraß ist denn das? Ist das auch Manier, einem ehrlichen Meister so ein Gesudel aufzutragen?

Dieß war der Ton, in welchem Meister Fahrauf seinen Hausgenossen Erinnerungen gab.

Die Befehle, die er ertheilte, waren eben so auffallend. Und wenn er sich mit ihnen besprach; so war es, als ob man einen Schiffer mit seinen Matrosen reden hörte.

Dafür hatte er auch die Freude, daß alle seine Kinder sich nach ihm bildeten. Niemals forderte eins von dem andern etwas in einem gelassenen Tone. Margrethe riss Kathrinen das Messer, die Nähnadel, die Schere, oder was sie sonst haben wollte, mit Gewalt aus den Händen, und diese hielt es fest, stampfte und schrie. Ihre Spiele dauerten nicht länger, als zwei Minuten, dann fuhren sie auf einander hinein, wie die Katzen, schnaubten, machten verzogene Gesichter, drohten mit den Fäusten, und fielen einander in die Haare. Bei Tische stießen sie einander mit den Füßen und Ellenbogen.

Ihre verzogenen Gesichter sind die Ursache ihres

ehelosen

ehelosen Standes, weil sie jede Mannsperson, die sich ihnen nähert, zurück scheuchen.

5.

Frau Gertrud ließ sich nie anders sehen, als mit dem Kinde auf dem Arme. Mit dem Kinde auf dem Arme spazierte sie Stunden lang vor ihrer Thür auf und ab; mit dem Kinde auf dem Arme saß sie etliche Stunden auf dem Stuhle, und mit dem Kinde im Arme verschlummerte sie den vierten Theil des Tages auf dem Bette.

Mit dem Kinde auf dem Arme trat sie aus dem Schlafzimmer, ohne es sich einfallen zu lassen, für die Aufschüttelung der Betten, und Wegschaffung der Auswürfe der Natur Sorge zu tragen. Mit dem Kinde auf dem Arme setzte sie sich zu Tische, stand von demselben in eben dieser Figur wieder auf, und ließ den Tisch gedeckt, bis es wieder Tischzeit war. Mit dem Kinde auf dem Arme ging sie in die Küche und auf den Hof, trat auf Löffel und Messer, stolperte über Gelten und Eimer, und niemals fiel es ihr ein, etwas wegzuräumen.

Und in ihrem ganzen Hause sahe es aus, wie in dem Hause einer Frau, die vom Morgen bis zum Abend das Kind auf dem Arme hat.

Ihr Mann war mit dieser Lebensart oft unzufrieden, glaubte Unordnung und Unreinigkeit zu bemerken, drang auf Abstellung des Unwesens, bekam aber allezeit zur Antwort: unverständiger Mann! wie kann ich mich denn um den Haushalt bekümmern, da ich den ganzen Tag das Kind nicht los werde?

Mathildis, die einzige Tochter, die sie groß gebracht hat, ist jetzt verheirathet, und sieht schon in dem ersten Vierteljahre ihres Ehestandes aus, wie eine Frau, die den ganzen Tag das Kind nicht los wird. Bis jetzt hat die natürliche Farbe ihrer Haut nicht entdeckt werden können, weil ein ewiger Schmutz ihre Wangen und Hände bedeckt. Ihren Anzug weiß sie gut zu wählen, indem die Farbe der Wäsche und der Kleidung mit der Farbe des Gesichts vollkommen übereinstimmt. Die Strümpfe sind durchlöchert, und die Schuhe krumm getreten.

Wie es in der Stube aussieht, kann ich nicht sagen, weil, außer ihrem Ehemanne, sich nicht leicht ein Sterblicher hinein zu wagen pflegt. Die Ausdünstung modernder Speisen, Kleidungen und Auswürfe der Natur schrecken jeden zurück, der an die Schwelle kommt.

6.

Ganz anders betrug sich Frau Hedwig. Diese that den ganzen Tag nichts anders, als aufräumen, in Ordnung stellen, putzen und waschen. Die Reinlichkeit in ihrem Hause erstreckte sich bis auf das heimliche Gemach.

So sehr liebte sie die Reinlichkeit im Hause, in der Wäsche und Kleidung, daß sie sich dabei selbst vergaß. An das Abschneiden der Nägel dachte sie nicht eher, bis sie einen abstieß. Der Fußboden ihres Zimmers war lieblicher anzusehen, als ihr Hals und Busen, und die Ausdünstungen ihres heimlichen Gemachs waren erträglicher, als der Odem ihres Mundes.

Und Mamsell Hedwig ist das lebendige Bild der Mutter. Die Reinlichkeit ihres Hauses und Anzugs

muß

muss man bewundern, sie selbst aber — sie scheint sich als ein Nebenwerk zu betrachten.

II.

Ueberlasse deine Kinder sich selbst und dem Gesinde!

1.

Herr Ulpian glaubte, ein Mann von Stande müsste sich, so wie in allen Stücken, also auch in der Wahl seiner Geschäfte von dem Pöbel auszeichnen, und alle unedlen Verrichtungen dem gemeinen Haufen überlassen. Zu diesen unedlen Verrichtungen pflegte er auch die Erziehung der Kinder zu rechnen, die er gänzlich einem vierzigjährigen Informator und dem Gesinde überließ.

Er hielt daher die Kinder von sich in einer beständigen Entfernung, und erlaubte ihnen nicht einmal an seinem Tische zu speisen. Alles was er that, war dieses, daß er sich bisweilen bei dem Informator nach ihrer Aufführung erkundigte. Da dieser ihnen nun immer ein gutes Lob gab; so beruhigte er sich dabei vollkommen.

Das ganze Haus war mit des Hrrrn Ulpians Grundsätzen sehr wohl zufrieden. Der Informator ging seinem Vergnügen nach, und kam oft nach Mitternacht nach Hause, ohne daß es Herr Ulpian bemerkte; und dem Gesinde und den Kindern war jeder Tag ein Freudenfest. Das Gesinde gab den Kindern Anschläge, ihrem Vater bald dieses, bald jenes zu entwenden: dafür bekamen sie aber auch die Erlaubniss, zu thun, was ihnen gut dünkte, und an allen Lustbarkeiten Theil zu nehmen,

welche

welche die Mägde und Bedienten von Zeit zu Zeit anstellten.

Die Kinder befanden sich dabei sehr wohl, schmausten täglich, machten im Kartenspiele bewunderenswürdige Fortschritte, und wurden mit Arbeit nie beschwert. Durch allerhand Spiele, besonders durch Pfänderspiele, fassten sie bald alle die sinnreichen Einfälle und witzigen Scherze, die in den Gesindestuben verborgen liegen.

Freilich geriethen sie in der Folge nicht so, wie es der Vater erwartet hatte; die Tochter ging mit dem Kutscher in die weite Welt, und die Söhne, die sich dem Kriegsdienste gewidmet hatten, haben schon zwei Mal ihren Abschied bekommen, und liegen seit zwei Jahren bei dem Vater im Quartiere; unterdessen versichert ihn doch sein Gewissen, daß er bei seiner Kinderzucht nichts vernachlässigt habe. Er habe ihnen ja, pflegt er zu sagen, einen Informator, einen Bedienten, zwei Mägde gehalten; könne man wohl von einem ehrlichen Manne mehr verlangen?

2.

Pankratius ließ seine Kinder alle Tage den Morgen- und Abendsegen aus ihrer Großmutter Gebethbuche lesen, und sie wurden doch nicht fromm. Er ließ sie die Bibel nach dem biblischen Kalenderchen durchlesen, und sie wurden immer nicht besser. Sie mussten die Psalmen, den Sirach und Katechismus auswendig lernen, und auch das half nichts. Er hielt sie zur Schule und Kirche, und sie blieben immer unartig. Er war täglich in Gesellschaft, und doch wollten sie nicht besser werden. Wie das wohl mag zugegangen sein?

Allgemeine Mittel, die Kinder um Gesundheit und Leben zu bringen.

I.

Verzärtele sie!

1.

Eine zärtliche Mutter stand in der Meinung, daß ihrem Kinde nichts zuträglicher wäre, als die Wärme. Viel, dachte sie, hilft viel. Desswegen ließ sie ihr Zimmer immer so unmäßig heizen, daß jeder, der aus der frischen Luft in dasselbe trat, hätte ersticken mögen. Das Heizen nahm gemeiniglich seinen Anfang in der Mitte des Septembers, und dauerte bis zu Anfang des Junius. In diesem Zimmer musste das Kind schlafen; es bekam auch wohl noch eine Wärmflasche, und wurde in Kissen so fest eingewickelt, daß es gemeiniglich vom Schweiße troff, wann es herausgenommen wurde. Dann sagte die Mutter gemeiniglich: das Kind muss doch recht gut gedeihen, weil es so gut schwitzt. Aber zu ihrem größten Missvergnügen bemerkte sie, daß es immer kraftloser wurde. Seine Farbe wurde citronengelb, die Arme hingen ohne Leben herab, der Kopf schlappte immer auf eine Seite; endlich als die Magd es einmal aus Versehen in die Zugluft getragen hatte, bekam es einen Stickfluss und — starb. Es war ein Pflänzchen, das in der Stube erzogen war, das verwelkt, sobald es in die freie Luft kommt.

2.

2.

Davor, dachte ihre Schwester, will ich mich hüthen. Meine Kinder sollen frühzeitig an die Kälte gewöhnt werden. Sie ließ daher ihr Söhnchen bei der strengsten Witterung austragen, und badete es bisweilen in eiskaltem Wasser. Im übrigen heizte sie ihr Zimmer eben so stark, wie ihre Schwester, und das Söhnchen hatte eben nicht leichtere Betten, als ihrer Schwester Kinder. Bei dieser Lebensart troff Fritzchen am ganzen Leibe oft so sehr vom Schweiße, daß nothwendig jede Erkältung ihm schädlich sein musste.

Als ihn daher einmal seine Mutter, nachdem sie ihm das vom Schweiße nasse Hemde ausgezogen hatte, in einen Kübel voll kalten Wassers hielt, verdrehte er die Augen, machte eine Verbeugung, und folgte seinem kleinen Vetter in die Ewigkeit nach.

II.

Entziehe ihnen die frische Luft!

Ehrwürdiger Herr! sagte einst eine Frau zu dem Geistlichen, der sie besuchte, der liebe Gott hat mir ein recht schweres Kreuz aufgelegt! Da sehen Sie nur die drei Würmer! sie haben weder Muth noch Blut! Wie die gebackenen Heiligen sehen sie aus! Dem sind die Augen zugeschworen, das hat geschwollene Beine, und das dritte hat Schmerzen in den Ohren. Es schreit oft, daß man es über vier Häuser weghört.

Ei, ei, meine Liebe! antwortete der Geistliche, das ist kein Kreuz, das ist eine Plage, die ihr euch selbst macht. Was soll diese Waschgelte in einer Kinderstube?

Das

Das muss ja die ganze Stube voll Feuchtigkeit machen. Sehet, wie nass die Wände sind! wie die Fenster triefen! Könnt ihr nicht begreifen, daß ihr eure armen Kinder dadurch um ihre Gesundheit bringt? Ich bin noch keine Viertelstunde bei euch, und schon fühle ich Kopfschmerzen. Ich dächte, ich müsste sterben, wenn ich acht Tage in dieser Waschstube wohnen sollte. Und was sollen diese Betten? Eure Kinder schlafen wirklich darin? Ach gute Frau! versündigt euch doch ja nicht an dem lieben Gott, und gebt ihm Schuld, daß er eure Kinder elend mache. Ihr seid die Mörderinn eurer Kinder: weil ihr ihnen die gesunde Luft, die Gott alle Thiere genießen lässt, nicht einzuathmen erlaubt, sondern sie mit eurer Waschgelte, und mit dem Trocknen eurer Wäsche vergiftet. Wenn ihr waschen wollt; so thut es im Hofe oder in der Küche! die Wäsche hängt in den Hof oder auf den Boden; lasset eure Kinder in einer Kammer schlafen, und öffnet täglich die Fenster, daß die Luft sie einige Stunden täglich durchstreichen kann! was gilts, ihr werdet gesunde Kinder bekommen! Nun Gott behüthe euch: ich kann unmöglich länger in dieser Waschstube aushalten!

2.

Eben diesem Geistlichen begegnete einmal eine Frau, die im Begriffe war, zu dem Scharfrichter zu gehen, um bei ihm, ihres kleinen Mädchens wegen, einen guten Rath zu holen, dem, wie sie sagte, böse Leute etwas angethan hätten, daß es nicht gedeihen könnte; sie hätte es schon etliche Mal auf einen Kreuzweg gelegt, und

mit Beruf, Widerruf und Aller-Mann-Harnisch geräuchert, es wollte aber alles nichts helfen.

Der Geistliche bezeugte hierüber seine Verwunderung, bat sie aber, den Gang zum Scharfrichter einstweilen auszusetzen. Ich will, sprach er, das Kind erst selbst sehen, und, wenn die Krankheit von bösen Leuten ist; so will ich sie euch gewiss nennen.

Die Frau kehrte mit ihm um. Als er in die Stube treten wollte, kam ihm ein so widriger, fauler, modernder Geruch entgegen, daß er hätte ersticken mögen. Er verbarg seinen Unwillen, und ging gerade auf das Kind los, das freilich sehr blass aussahe, im übrigen aber keine Merkmahle einer wirklichen Krankheit an sich hatte.

Durch welche Gasse seid ihr denn gegangen, fragte er, als ihr das letzte Mal das Kind austruget?

Ach, das weiß ich nicht mehr. Es ist wohl in einem Vierteljahre nicht vor die Thür gekommen.

Wann habt ihr denn das letzte Mal die Fenster geöffnet?

Wohl in einen Jahre nicht.

Nun habe ich genug. Wisst ihr wohl, wer die böse Frau ist, die eurem Kinde etwas angethan hat?

Nu, wer denn?

Das seid ihr selbst!

I, vor den Kuckuk, ich dächte, Sie schämten sich! Wenn mir das ein Andrer sagte, ich wüsste, was ich ihm thun wollte. Ich wohne nun so lange da, und kann mir kein Nachbar etwas Böses nachreden.

Wie gesagt, ihr selbst, und sonst niemand, macht euer Kind ungesund. Habt ihr sonst weiter keine Stube?

Ja droben! da haben wir aber unser Bißchen Geprassele. Man kann hier nichts haben, weil alles beschlägt und schimmelt.

So — wer ist euch aber lieber? euer Bißchen Geprassele oder das Kind?

Freilich das Kind.

Nun so bringt das Kind in die obere Stube. Diese liegt zu tief, und geht in eine enge Gasse, in welche weder Sonne noch Mond scheint. Es ist eine beständige Feuchtigkeit da, die eurem Kinde so schädlich, als eurem Geprassele ist. Macht ferner täglich die Fenster auf, daß frische Luft hineinkommen kann: denn in dieser Stube ist der Broden von alle den Erbsen, Klösen und Buttermilchsuppen, die ihr seit einem Jahre gegessen habt; alle die Ausdünstungen, die von euch, von eurem Manne und von eurem Kinde seit einem Jahre gegangen sind. Die sind alle nach und nach faul geworden. Wollet ihr eurem Kinde Mistpfütze zu trinken geben? Wirklich nicht? Nun so dürft ihr ihm auch diese Luft, die noch ein wenig schlimmer, als die ärgste Mistpfütze riecht, nicht einathmen lassen. Stinkende Luft ist dem Menschen so schädlich, als stinkendes Wasser.

Folgt mir, liebe Frau! Bringt euren kleinen Kranken in eine andere Stube! lasset täglich in derselben die Fenster öffnen! gewöhnet ihn nach und nach wieder an die frische Luft! Ich denke, es soll bald mit ihm besser werden.

Hilft es aber in vier Wochen nicht; so kommt wieder zu mir; so will ich euch, ehe ihr noch zu dem Scharfrichter geht, erst an einen braven Arzt weisen, der euch schon guten Rath geben wird.

Wie

Wie mir aber ist gesagt worden; so soll es sich mit dem Kinde täglich gebessert haben, sobald die Mutter diesen guten Rath befolgt hatte.

III.

Gewöhne die Kinder an weiche, leckerhafte Speisen!

Wenn jemals ein Mann gewesen ist, der seine Kinder lieb gehabt hat; so war es gewiss Herr Weichlich. Sie waren sein größter Reichthum, und wenn er bedachte, daß ihm über lang oder kurz eins sterben könnte, so war er untröstlich. Desswegen wählte er alle ihre Nahrungsmittel sehr sorgfältig, und weil er gehört hatte, daß manche Speisen und Getränke den Kindern schädlich wären; so hätte er ihnen lieber gar nichts zu essen und zu trinken gegeben, wenn er nicht besorgt hätte, sie möchten vor Hunger sterben.

Milch, pflegte er zu sagen, darf man den Kindern bei Leibe nicht geben, die schleimt. Ein paar Schälchen Kaffee des Morgens, das ist das Gesundeste, das befördert die Oeffnung und Ausdünstung. Obst — das führt zu viel Schärfe bei sich. Man hat Beispiele, daß Kinder, die Obst gegessen haben, an der Ruhr gestorben sind. Marie! daß ihr euch nicht etwa untersteht, und gebt den Kindern Obst zu essen! So etwas leide ich in meinem Hause nicht. Und mit den Butterschnitten ist's auch bedenklich. Die Butter ist doch ein öhliges Wesen, die könnte leicht den Magen verderben. Trockenes Brot macht dicke Leiber, und erzeugt Würmer. Ein Mandelherzchen oder Mandelringelchen ist wohl das beste

Frühstück für Kinder. Die Mandeln sind eine nahrhafte Sache, und das Gewürz erwärmet den Magen. Zur Abwechselung können sie auch etwas Buttergebackenes essen. Dieß ist unschädlich, die Butter ist doch darin gebraten. Bei Leibe dürfen die Kinder kein Gemüße genießen. Das bläbet, und verursacht Drücken im Magen. Ich lasse es gelten bei Bauerkindern, die haben die Magen dazu, aber mit Bürgerkindern ist es eine ganz andere Sache. Eine gut gewürzte Suppe, ein Stückchen Lamm- oder Kalbfleisch, ein Täubchen oder Hühnchen, oder sonst etwas Weiches, mit einer kräftigen Brühe, das schickt sich für Kinder am besten. Wasser schwächt den Magen, aber Wein und Bier geben Kräfte. Nur, glaube ich, muss man die Vorsicht gebrauchen, daß man das Getränke am Ofen oder an der Sonne etwas laulich werden lasse: weil kaltes Husten verursacht, und den Magen erkältet. Desswegen ist es auch gut, wenn man den Kindern allemal nach Tische ein paar Schälchen Thee machen lässt.

So pflegte Herr Weichlich zu sagen; so pflegte er auch wirklich seine Kinder aufzuziehen. Und doch hat er an ihnen wenig Freude erlebt. Es war bei ihnen kein Wachsthum. Im zwölften Jahre waren sie kaum so groß, als andere, wenn sie acht Jahr alt sind. Ihre Farbe war bleich, ihre Glieder waren kraftlos. Sie sahen die Kinder des Nachbars vor ihrer Thür herumspringen, und nur selten wandelte sie die Lust an, sich in ihre Spiele zu mischen. Wagten sie es ja bisweilen; so hielten sie es kaum eine Viertelstunde aus, dann fielen sie so matt auf das Kanapee, als wenn sie eine weite Reise gemacht hätten.

Das

Das eine starb von einem kalten Trunke, und das andere lebt noch, wenn anders das leben heißt, wenn man zu aller Arbeit untüchtig ist, von den meisten Nahrungsmitteln, an denen andere Menschen sich erquikken, nichts genießen darf, bald von Kopfschmerzen, bald von Magenkrämpfen geplagt wird, und vor einer Scheibe Schinken und einer sauern Gurke wie vor Gift sich fürchten muss.

IV.

Gieb deinem Kinde recht viel Arzneien!

Philipp war das einzige Kind, welches Herr Damon seiner lieben Frau hinterlassen hatte. Man kann also leicht erachten, daß sie es wie ihre eigne Seele liebte, und sehnlich wünschte, das einzige Denkmahl der zärtlichsten Ehe behalten zu können. Ihr Bruder, der wohl sahe, daß ihre ganze Zufriedenheit von dem Leben dieses Kindes abhinge, gab ihr deßwegen den Rath, daß sie es an ungekünstelte Nahrungsmittel gewöhnen, seine Glieder durch kaltes Wasser stärken, vorzüglich ihm eine reine gesunde Luft in seinem Wohn- und Schlafzimmer erhalten, es fein frühzeitig zur Thätigkeit gewöhnen, ihm täglich ein Spiel erlauben sollte, das mit Bewegung verknüpft wäre. Arzneien sollte sie ja nie gebrauchen, bis es die höchste Noth erforderte. Dieß, liebe Schwester! sagte er, sind die sichersten Mittel, Kindern einen festen und dauerhaften Körper zu verschaffen. Helfen diese nichts; so ist auch alle Künstelei umsonst.

Aber Frau Damon glaubte, diese Mittel wären viel zu einfältig, als daß sie helfen sollten. Sie kam

sogar

sogar auf den schrecklichen Argwohn, als wenn ihr Bruder es nicht redlich mit ihr meinte, und den Tod des Kindes wünschte, um einmal zu dem Besitze ihres Vermögens zu kommen.

Gewissens halber ging sie also zu einem Arzte, um guten Rath bei ihm zu holen. Philipp war zwar munter, wie ein junges Reh; sie glaubte aber doch, es wäre besser, in der Zeit für seine Gesundheit und sein Leben zu sorgen.

In ihrer Nachbarschaft wohnte ein geschickter Arzt, den sie zuerst bat, ihr Kind zu besuchen. Er kam, befühlte Philipps Puls, lächelte, und sagte: Ihr Kind ist gesund. Ich müßte Sie und Ihr Kind nicht lieb haben, wenn ich ihm nur einen Tropfen Arzenei geben wollte.

Aber, erwiederte Frau Damon, das Kind hat ja den Schnupfen, hier zeigt sich ja auch ein Ausschlag.

Das lassen Sie gehen, liebe Frau! versetzte der Arzt. Das sind Auswürfe der Natur, die zur Gesundheit dienen. Es wäre grausam, wenn man durch Arzeneien die Natur in ihren Wirkungen stören wollte.

Du magst mir, dachte Frau Damon, wohl der rechte sein!

Sie ging also zu einem andern, und kam gerade zu einem von den Männern, die darauf ausgehen, sich eine unumschränkte Herrschaft über das Vermögen, die Gesundheit und das Leben ihrer Mitbürger anzumaßen, die, wie Tyrannen, ihnen den Genuß der unschädlichsten Dinge untersagen, ihnen Abneigung gegen einfache Gesundheitsmittel und Liebe zum Gekünstelten einzuflößen suchen, welche die Gesunden krank machen, damit sie bei

ihnen

ihnen Hilfe suchen mögen, die Krankheiten verlängern, die Schwächlichen ihres Zustands wegen ängstlich machen, damit sie dieselben desto länger beschatzen können, kurz, die ihre Kunst nicht treiben, um ihren leidenden Nebenmenschen zu helfen, sondern von ihnen, nach ihrem Belieben, eine jährliche Schatzung heben zu können.

Zu diesem Manne, Herr Doctor Digestivus hieß er, ging Frau Damon, und er versprach, sie den folgenden Tag zu besuchen.

Und er besuchte sie wirklich. Er befühlte Philipps Puls, er besahe seinen Urin, er erkundigte sich, wie die Lust zum Essen, wie der Schlaf wäre? Und als er hörte, daß sich der Knabe in der letzten Nacht ein paar Mal unruhig umhergeworfen hätte, schüttelte er den Kopf, und machte eine bedenkliche Miene.

Um des Himmels willen, schrie Frau Damon, was giebts? was giebts? Herr Doctor! gehen sie mit der Sprache heraus.

Dr. Es ist halt eine bedenkliche Sache.

Fr. Und was denn?

Dr. Die ganze Natur des Kindes ist in Unordnung. Mit Gottes Hilfe denke ich es aber doch wieder herzustellen.

Fr. O thun Sie es doch ja, bester Mann! und wenn es hundert Thaler kosten sollte; so will ich es gern bezahlen.

Dr. Die Kinder, die am gesundesten aussehen, sind insgemein in den gefährlichsten Umständen. Die rothen Aepfel sind gemeiniglich wurmstichig. Tausendmal lieber ist mir ein schwächliches Kind. Seit wann haben Sie das Kind laxirt?

Ich glaube in einem Jahre nicht. Mein seliger Mann sagte immer, Kinder dürften nicht mit Arzeneien geplagt werden, so lange sie gesund wären.

Ja, Ihr seliger Mann mag wohl verstanden haben, wie man eine Rechnung machen muss, aber um die Arzneikunde hätte er sich unbekümmert lassen sollen. Ueberlegen Sie nur, wie viel ein Kind das Jahr lang zu sich nimmt! Das wird mehrentheils zu Schleim. In den meisten Speisen befindet sich eine schädliche Säure. Wenn nun dieß Zeug nicht abgeführt wird; so müssen ja daraus die schrecklichen Zufälle entspringen. Eine Zeit lang merkt man nichts. Aber hernach bricht es auf ein Mal aus. Da kommen Krebsschaden, Stickflüsse, Schlagflüsse — hernach, wenn das Messer an der Kehle steht, da kommen denn die Leute zu uns gelaufen, da sollen wir gleich helfen, aber insgemein ist es zu spät. Da haben wir ja das lebendige Beispiel an dem Friedrichschen Kinde, das sie die vorige Woche begraben haben. — Die Leute wollten auch nichts gebrauchen; nun haben sie das Unglück. Mir darf kein Patient sterben, wenn man meinen Rath bei Zeiten sucht und befolgt.

Ach gern, gern will ich folgen. Sagen Sie nur, wie dem Kinde zu helfen ist.

Sehen Sie, liebe Frau! das Kind hat eine zusammengesetzte Krankheit, die wir Aerzte morbum mixtum nennen. Es will Zeit haben, wenn sie aus dem Grunde soll gehoben werden. Der Fluss aus der Nase zeigt ganz deutlich von einer Verschleimung, die wir erst zu heben suchen müssen. Wir müssen erst etwas Abführendes gebrauchen, daß wir nur die Brust verwahren, sonst könnte uns ein Stickfluss den Kram verderben. Obser-

viren

viren Sie einmal die Excretion des Kindes, wenn es meine Latwerge eingenommeu hat! Sie werden Wunder sehen. Sind wir hiermit zu Stande, dann — sehen Sie hier diesen Ausschlag? ja! der wird mir auch noch ein Stück Arbeit machen. Die ganze Blutmasse ist verdorben. Ein paar Monathe können wir weiter nichts thun, als Palliativkuren gebrauchen. Wenn wir aber unsern Patienten erst bis zum Frühjahr haben, dann soll es frisch darauf los gehen. Da bekommen wir Kräutersäfte. Wollen sie noch etwas seben? da schauen Sie nur den Urin! was für ein Spektakel das ist! Sie sehen nichts! Ja, wenn Sie wüssten, was der Ringel bedeutete, Sie würden in die Hände schlagen. Das bedeutet Würmer. Wenn Sie in den Leib des Kindes sehen sollten, Sie würden erschrecken. Da muss Wurm an Wurm sitzen. Und zwar nicht die gewöhnlichen acari, sondern lumbrici. Ja, ich will nicht ehrlich sein, wenn ich mir nicht in acht Tagen ein paar hundert lumbricos abzutreiben getraue. Doch dazu ist die Zeit jetzt noch nicht. Wir müssen erst über ein Uebel Herr werden.

Nun wusste Frau Damon, was sie so gern hatte wissen wollen. Sie übergab ihren lieben Philipp ganz und gar den Händen des Herrn Dr. Digestivus, der gleich den folgenden Tag die Kur anfing.

Es war eine grausame Kur, die sich ohne Thränen nicht wohl beschreiben lässt. Obst und Gemüße, und was sonst Kindern gut schmeckt und Nahrung giebt, wurden dem armen Philipp gänzlich untersagt, und wenn er ein paar Kirschen essen wollte; so musste er erst des Herrn Doktor Digestivus Einwilligung suchen. Desto mehr Latwerge, Schüttelgläser, Kräuterthee und Pul-

ver

ver bekam er. Die Röthe seines Gesichts, das Mark in seinen Gebeinen verschwand, die Lust zum Essen verlor sich. Umsonst weinte die Mutter vor dem Barbaren. Das ist mir eben recht, sagte er, so muss es kommen. Wir müssen erst alles abführen, ehe wir roboriren wollen.

So dauerte die Kur drei Jahr, bis der barmherzige Gott Philipps Thränen ansahe, und ihn durch einen sanften Tod aus den Klauen seines barbarischen Peinigers befreiete.

V.

Sorge dafür, daß kranke und schwächliche Personen ihnen ihre Säfte mittheilen.

Kohlbards Lieschen war ein muthwilliges Ding, das immer den Mannspersonen nachlief, ohnerachtet ihr Beichtvater ihr dieses sehr oft ernstlich verwies. Unter andern gab sie den Schmeicheleien eines Offiziers Gehör, die auf Lieschen solchen Eindruck machten, daß sie ihm manches erlaubte, was sich für eine ehrbare Jungfer nicht wohl schickt. Dafür bekam sie auch von ihm ein — Kind, und noch mehr als dieses, eine Krankheit, die man venerisch nennt.

Lieschen war desswegen verlegen, brauchte Nahrung für ihr Kind, und Arzenei, um die Krankheit los zu werden. Sie ging daher zu dem Offizier, der sie mit beiden beschenkt hatte, und bat ihn, sie zu unterstützen. Dieser zuckte aber die Achseln, und versicherte, daß er alle sein Geld nöthig hätte, um sich selbst kuriren zu lassen.

Da

Da jammerte Lieschen und weinte, daß sich ein Stein in der Erde hätte erbarmen mögen. Ich muss mir ein Leid anthun, sagte sie in der Angst ihres Herzens, wenn Sie mich nicht retten.

Das kannst du halten, Lieschen, wie du willst, antwortete der Offizier, ich kann dir nicht helfen. Da gerieth Lieschen in Verzweiflung, schlug die Thür heftig zu, und ging unter lautem Geheule die Treppe hinab.

Ungeachtet nun der Offizier aus dergleichen Vorfällen nicht viel zu machen, und es eine kleine Galanterie zu nennen pflegte, wenn er ein Mädchen um Gesundheit und Ehre gebracht hatte, so fühlte er doch gegen seine Gewohnheit jetzt Mitleiden, und kam auf einen Einfall, der, nach seiner Meinung, vortrefflich war.

Geschwind lief er Lieschen nach, und rief sie zurück.

Eben jetzt, sagte er, habe ich einen herrlichen Einfall gehabt. Wie wäre es Lieschen, wenn du dich als Amme vermiethetest? da könntest du ja bald so viel Geld verdienen, daß du dich davon könntest kuriren lassen.

Um Gotteswillen! was soll denn aus dem armen Wurme, meinem Kinde, werden?

Mit deinem Kinde da! kannst du es denn nicht deiner Mutter lassen?

Meiner Mutter? die ist ja selbst eine arme Frau, die alle Tage die Sonne mehr im Hause hat, als das liebe Brot. Wenn ich dieser das Kind überlasse, so stirbt es ja in den ersten vier Wochen.

So lass es crepiren!

Mein Kind?

Zum Henker, was quackelst du da! Es ist jetzt die

Rede

Rede davon, wie du Geld bekommen willst. Das ist so leicht nicht zu verdienen. Ein Kind kannst du ja alle Tage wieder bekommen.

Ob es nun gleich Lieschen, bei diesen Reden des Offiziers, eiskalt über die Haut lief; und sie seinen Rath gar nicht mit dem zusammenreimen konnte, was sie von ihrem Herrn Pfarrer gelernt hatte; so brach die Noth dießmal Eisen, und sie ging mit dem Entschlusse von ihm, die erste, die beste Ammenstelle anzunehmen.

Gerade um diese Zeit wurde die Frau von Funkenthal von einem Mädchen entbunden, dem sie, wegen Mangel an Milch, ihre Brust nicht reichen konnte, und sich deßwegen genöthiget sahe, eine Amme zu suchen.

Kaum erfuhr es Lieschen; so bot sie der Frau von Funkenthal ihre Dienste an, die auch sogleich angenommen wurden.

Den folgenden Tag zog Lieschen an, und die Frau von Funkenthal übergab dem angesteckten Lieschen das Fräulein mit wirklich mütterlicher Zärtlichkeit und den besten Ermahnungen, es recht sorgfältig zu verpflegen.

Sie ließ es dabei nicht bewenden, sondern war beständig um die Amme und das Kind, und machte für die Verpflegung des letzten die besten Anstalten.

So ging alles recht gut, außer daß sich an den Lippen und der Nase des Fräuleins ein Ausschlag zeigte.

So ekelhaft dieser war; so überwand die mütterliche Liebe doch den Ekel. Wenigstens drei Mal des Tags nahm die zärtliche Mutter das Fräulein aus Lieschens Armen, scherzte mit ihm, küßte es, und ließ es an ihren Lippen saugen.

Unter diesen Liebkosungen bekam nun die Frau von Funken-

Funkenthal die durch die Niederkunft geschwächten Kräfte wieder, und ihr Körper war nun in der besten Ordnung, ausgenommen, daß die Drüsen am Halse etwas aufschwollen. Sie hielt es für eine Folge vom Wochenbette, und achtete nicht weiter drauf.

Herr von Funkenthal war aber gar höchlich erfreut, seine herzlichgeliebte Luise wieder umarmen zu können, und umarmte sie wirklich mit der Zärtlichkeit, die man von einem Manne erwarten kann, der seine Gattinn herzlich liebt.

Unter dem süßesten Vergnügen verstrichen einige Wochen. Noch größer und dauerhafter würde das Vergnügen gewesen sein, wenn nicht die Schwulst der Drüsen der Frau von Funkenthal zugenommen, und sich ein etwas starker Ausschlag unter der Nase ihres Gemahls gezeigt hätte

Beide nahmen daher einige Mal Rhabarber ein. Da aber bei beiden das Uebel weiter um sich griff; so vereinigten sie sich dahin, daß sie den Herrn Doctor Gutmann um Rath fragen wollten.

Dieser gab ihnen nun mancherlei Arzeneien, um das Blut zu reinigen und zu versüßen, und — es half alles nichts.

Der Doctor wurde bedenklich, und als er einmal seinen Besuch machte, sagte er ganz trocken heraus: gnädiger Herr! gnädige Frau, halten Sie es mir zu Gnaden! ich glaube Sie haben eine venerische Krankheit!

Beide wurden erbittert, und gaben dem Doctor einen derben Verweis seiner Verwegenheit halben. Da dieser aber dabei blieb, und sagte, wenn sie ihm nicht

glauben

glauben wollten; so möchten sie einen andern Arzt um Rath fragen, so wurde er auf morgen wieder bestellt.

Als er eben fortgehen wollte, kam Lieschen herein getreten, und hatte das Fräulein auf dem Arm, dessen ausgeschlagener Mund und ausgeschlagene Nase sogleich des Arztes Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Er that desswegen ein paar verfängliche Fragen an Lieschen, bei denen sie sich sogleich verfärbte, und deutlich genug zu verstehen gab, daß sie sich nichts Gutes bewusst wäre. Als er stärker in sie drang, gestand sie ihm alles. Sie wurde zwar sogleich ihrer Dienste entlassen; allein ihr Andenken blieb noch lange in der Funkenthalschen Familie. Die Aeltern mussten eine sehr schmerzhafte Kur ausstehen, und das Fräulein wurde zwar nach und nach wieder hergestellt; weil es aber in den Monaten, in denen es hätte wachsen und sich entwickeln sollen, mit der Milch Gift eingesogen hatte, das durch eine langsame Kur wieder abgeführt werden musste; so blieb es lebenslang schwächlich und ungesund.

Durch diesen Vorfall hatte Frau von Funkenthal einen solchen Abscheu gegen alle Ammen bekommen, daß sie, als sie bei der nächsten Niederkunft ihr Kind wieder nicht selbst stillen konnte, eine Ziege kaufte, und es mit der Milch derselben groß zog.

Sie wurde zwar desshalb von ihrer Schwester getadelt, gab ihr aber zur Antwort: darin ließe sie sich keine Vorschriften machen; bei der heutigen Lebensart ginge man allemal sicherer, wenn man sein Kind von einer Ziege, als wenn man es von einer Amme säugen ließe.

2.

Madame Flander glaubte, wie sie sagte, zu etwas Größerem, als zu einer Kinderwärterinn bestimmt zu sein. Sie hätte daher ihrem kleinen Julius, sobald sie ihn zur Welt gebracht hatte, gern die Brust entzogen, und eine Amme angenommen, wenn es ihr eigensinniger Mann erlaubt hätte.

Sie that also, ihrer Meinung nach, etwas Ueberflüssiges, daß sie dem Kleinen täglich ihre Brust reichte, und überließ übrigens die weitere Verpflegung desselben der alten Sabine, die einst auch ihre Wärterinn gewesen war. Diese alte Sabine war nun ein herzensgutes Weib, aber ihres Alters halben sehr hinfällig, und mit Gicht- und Rückenschmerzen sehr geplagt. Sie that unterdessen an dem kleinen Julius, was sie konnte. Täglich futterte sie ihn vier Mal mit solcher Zärtlichkeit, daß sie die Speisen, die sie ihm reichen wollte, immer erst in den Mund nahm, einige Mal hin- und herzog, und, mit ihrem Speichel vermischt, oft unter den größten Schmerzen einflößte.

Konnte sie wohl mehr thun?

Gleichwohl that diese Zärtlichkeit gar nicht die Wirkung, welche die alte Sabine erwartete Der kleine Julius wollte nicht zunehmen, wurde bleich, bekam Reißen in Händen und Füßen. Die alte Sabine räucherte ihn, und curirte auf Hexerei, Madam Flander schob die Schuld auf die Schärfe ihrer Milch, und entwöhnte ihn.

Das half alles nichts. Der kleine Julius sah in seinem zweiten Lebensjahre aus, wie ein altes Männchen.

Da

Da weinte Madam Flander, machte ihrem Manne Vorwürfe, und sagte: da siehst du, was bei dem Selbststillen der Kinder herauskommt. Dießmal habe ich selbst ein Kind gestillt, und in meinem Leben nicht wieder. Die alte Sabine weinte auch mit, und sagte: ach du lieber Herzensjulius! wie meine Augen habe ich dich lieb gehabt! habe dir das Essen aus meinem Munde saugen lassen — weiß der liebe Gott, auch wenn ich mich vor Schmerzen nicht zu lassen wusste! Ich habe nichts versehn! Ach! ach! ach!

Ein schönes Mittel, seine Kinder zu Krüppeln zu machen.

Lass sie Schnürbrüste tragen!

Die Frau von Gentholm wurde von einem Mädchen entbunden, das, wie man zu sagen pflegt, ein Ausbund von Schönheit war. Ein rundes, volles Gesicht, lebhafte Augen, gesunde Farbe, eine breite Brust, ein Wuchs, so gerade wie eine Wachskerze, zeichneten es vor andern Kindern sehr merklich aus. Herr von Gentholm, ein feuriger, rüstiger Edelmann, dem man es gleich bei dem ersten Anblick ansahe, daß noch altes Ritterblut in seinen Adern strömte, hatte seine herzliche Freude an dem Kinde, küsste es, nahm es auf den Arm, sang ihm vor, sprang mit ihm herum, und sagte oft: ha! Lieschen, du wirst noch einmal dem Gentholmischen Stamme Ehre machen.

Frau von Gentholm hatte aber an dem Kinde gar

vieles auszusetzen. Erstlich gefiel ihr die lebhafte Farbe des Fräuleins gar nicht, und sie sagte oft, es sähe aus, wie ein Bauermädchen. Aber vorzüglich missfiel ihr die Taille des Kindes, die, ihrer Meinung nach, zu plump war.

Sobald als also ihr Mann zum Regimente abgereist war, bemühte sie sich, da und dort noch zu helfen, wo, ihrer Meinung nach, der liebe Gott etwas versehen hatte. Vor allen Dingen besorgte sie eine gute Schnürbrust, in welche das Fräulein täglich, unter ihren mütterlichen Augen, eingepresst wurde.

Immer weinte Fräulein Luischen, wenn die Schnürbrust kam, immer klagte es über Schmerzen, wenn sie angelegt war, immer bat sie die Mutter, ihr dieselbe bald abzunehmen; wie konnte man aber verlangen, daß sich eine so verständige Mutter nach dem Eigensinne eines unverständigen Kindes richten sollte?

Frau von Gentholm richtete sich nicht danach, sondern wusste den Eigensinn des Fräuleins so zu brechen, daß es nach und nach alle Qualen geduldig aushielt, die ihm die Schnürbrust verursachte.

Jeden Morgen hielt es geduldig stille, wenn man sie ihm anlegte, duldete es, wenn die Eingeweide gezwungen wurden, ihren Platz zu verlassen, wenn die

Ribben zusammengepreſſt, und die Schultern in die Höhe getrieben wurden. Den Mangel an freiem Athemholen und Appetite duldete es auch, ergab ſich endlich ſogar darein, als ihr die Mutter den, ihrer Meinung nach, entſetzlichen Befehl ankündigte, daß ſie in der Schnürbruſt ſchlafen ſollte. Es iſt, dachte ſie, deine Mutter, du muſſt ihr gehorchen.

Nach einigen Jahren hatte Frau von Gentholm das Vergnügen, zu ſehen, daß ſie alles, was der liebe Gott an Fräulein Luiſchen gethan, gänzlich umgeändert hatte. Die friſche Farbe von Fräulein Luiſchen verlor ſich, und verwandelte ſich in Bläſſe; die eine Schulter und Hüfte wurde höher als die andere, und auf dem ſonſt kerzengeraden Rücken erzeugte ſich eine Erhöhung. Dieſen Kleinigkeiten ſuchte Frau von Gentholm durch Poſchen, Unterlagen, Schminke und dergleichen nachzuhelfen, und freute ſich ſehr, die bäuriſche Röthe und plumpe Taille vertrieben zu haben.

Nun kam Herr von Gentholm aus dem Feldzuge zurück, den er gemacht hatte. Sein Herz brannte vor Begierde, ſeine Luiſe zu umarmen. Sobald er alſo ſein Schloſſ erblickte, ſprengte er mit verhängtem Zügel darauf los, zum Thore hinein; wo ihm ein bleiches, verkrüppeltes Mädchen entgegen kam.

Mamſell, fragte er heftig, iſt das Fräulein Luiſe zu Hauſe?

Ich

Ich bin es selbst, sagte das Fräulein.

Du, Luise? — Du meine Tochter?

Sie mein Papa?

Das Fräulein streckte seine Arme aus, der Herr von Gentholm stieg vom Pferde ab, ließ sich umarmen, und beide weinten: das Fräulein Freudenthränen, der Herr von Gentholm Thränen des Jammers.

Wo ist deine Mutter? fragte endlich der Herr von Gentholm entrüstet.

Sie wird nicht weit sein, antwortete das Fräulein, und führte ihn nach dem Zimmer der Mutter.

Diese, sobald sie ihn erblickte, eilte ihm mit offenen Armen entgegen, und rief: ach! mein Gemahl!

Dieser zog sich aber frostig zurück und sagte: was, zum Henker! hast du denn mit meiner Luise vorgenommen? Das Kind, das so schön wie ein Engel war, als ich es verließ, ist ja ein Krüppel.

Frau von Gentholm brachte eine Menge Entschuldigungen vor, auf die ihr Gemahl gar nicht hörte, sondern ihr ganz frostig die Backen zum Küssen reichte, und etwas zu Essen forderte.

Des Abends sprach er wenig, legte sich, der Müdigkeit halben, bald zur Ruhe, ließ den andern Morgen, ehe

die gnädige Frau noch erwachte, sein Pferd satteln, ritt, ohne Abschied zu nehmen, wieder zum Regimente, und soll noch wiederkommen.

Nach der Zeit wurde vieles über Fräulein Luisen und ihre Gebrechlichkeit gesprochen. Dann wurde das Fräulein gemeiniglich bitter, und sagte: das habe ich Ihnen zu danken, Mutter, und Ihrer Schnürbrust.

II.

Anhang

zu

Salzmanns Krebsbüchlein

von

Karl Hahn.

I.

Nimm bei der ersten Behandlung des Kindes nie auf die Natur desselben Rücksicht.

1.

Als das erste Kind dem Rentmeister Wigbert geboren worden war, folgte auf die große Freude bald ein trübes Stündchen. Das Söhnchen sollte nach dem Willen der Mutter ein Kehlbändchen und ein Halstuch bekommen, und der Vater wollte dieses nicht zugeben: denn er meinte, ein Kehlband hinderte die Bewegung des Kopfes, und ein Halstuch verwöhnte das Kind. Allein seine Frau beharrte dabei; sie erklärte, es machen zu wollen, wie ihre Mutter. Diese hätte ja genug gesunde Kinder groß gezogen. Der Mann verstände so etwas nicht. — Um seine Frau im ersten Wochenbette nicht zu ärgern, schwieg der Rentmeister, und ließ seiner Frau den Willen.

Als im Monate October schöne Tage einfielen, meinte der Rentmeister, es wäre doch sehr heilsam, wenn der gesunde und starke Knabe, der nun sechs Wochen alt war, an die frische Luft getragen, und an dieselbe bei Zeiten gewöhnt würde, damit er im Winter bei günstigem Wetter auch wohlverwahrt hinaus getragen wer-

den könnte. Allein seine Frau sträubte sich dagegen. Bei ihrer Mutter wäre ein Kind vor dem ersten Vierteljahre nie an die Luft gekommen, sagte sie. So einem zarten Wesen könnte leicht etwas zustoßen, ohne daß man ihm zu helfen vermöchte. Alle vernünftige Gründe, die der Mann anführte, wurden verworfen, weil Frau Wigbert meinte, daß sie auch Verstand hätte, und nicht begreifen könnte, wie ihr Mann zu mehr Erfahrung und Kenntniß über Behandlung der Kinder gelangt sein sollte, als sie. Der Rentmeister hätte nun wohl durchdringen, und die Befolgung seines Willens erzwingen können; aber er wollte seine Frau nicht gern kränken und hart behandeln. Darum schwieg er, und versicherte, nun nicht mehr über die Behandlung der Kinder seine Meinung zu sagen. Emil blieb in der Stube, und behielt sein wärmendes Halstuch. Wenn Frau Wigbert ein Kind auf der Straße tragen sahe, und dasselbe etwa husten hörte; so sagte sie mit Siegermiene: das kommt vom Hinaustragen der zarten Kinder!

Der Winter kam; es fielen kalte Tage ein; jetzt war es nun ganz unmöglich, den Knaben an die Luft zu bringen. Er athmete den ganzen Winter hindurch Stubenluft ein, bekam aber doch den Schnupfen, und wurde ihn nicht los. Die ängstlich besorgte Mutter sagte einmal zu ihrem Manne: das Kind leidet jetzt so am Schnupfen! Wenn ich nun deinen Willen befolgt, und es an die Luft gebracht hätte; wir hätten es längst am Stickhusten verloren. Nein, liebe Frau, entgegnete der Mann, es hätte jetzt den Schnupfen nicht, den es doch nur von der eindringenden Luft, die es nicht vertragen

kann,

kann, bekommen hat. In der warmen Stube ist es noch warm angezogen; es wird daher immerfort in starker Ausdünstung erhalten. Wenn nun die Luft von außen durch die geöffnete Thür auf den Körper dringt; so tritt die Ausdünstung zurück, und Schnupfen und Husten sind die natürlichen Folgen. Darüber entspann sich denn ein Gespräch, das immer heftiger und von der Frau Wigbert damit geendigt wurde, daß sie sagte: du magst nun reden, was du willst; ich weiß, daß ich recht habe! Solche Dinge verstehen die Weiber besser, als die Männer. Ich bin Mutter, und weiß, was ich zu thun habe.

Als im folgenden Frühlinge die Sonne warm schien, und alles, was athmet und sich bewegt, ins Freie lockte, wurde Emil endlich auch an die Luft gebracht; aber am Abende hustete er etwas stark. Da betheuerte die Mutter, daß er nicht so bald wieder aus der Stube sollte; und sie hielt Wort. Sorgsam wurden die Fenster bewacht, daß ja keins geöffnet würde, damit den Knaben die Luft nicht anwehete. Es wurde Sommer; Emil war noch nicht ins Freie gekommen. Erst in den heißen Tagen durfte ihn die Wärterinn hinaus tragen; allein es bekam dem Kinde nicht. Schnupfen und Husten kehrten immer von neuen zurück, und Emil wurde im Zimmer behalten. Das Kind wurde endlich stubensiech, bekam die englische Krankheit, musste sich lange quälen, und starb im dritten Jahre ganz entstellt am Körper.

2.

Ganz anders handelte der Baumeister Fiedler. Ihm gegenüber wohnte ein Mann, der die körperliche Erziehung seiner Kinder nach eigenen Grundsätzen betrieb, indem er

meinte,

meinte, alle Erziehung müsste von Abhärtung des Körpers ausgehen. Er ließ seine Kinder, Mädchen und Knaben, im Winter, so wie sie aufgestanden waren, in kaltem Wasser baden, und gestattete nur leichte baumwollene Kleider, welche sie über das Hemd zogen. Die Sache ging gut. Die Kinder trieben sich im Winter den ganzen Tag in ihren dünnen Kleidern auf der Straße umher, sahen munter und gesund aus, und blieben von Krankheiten befreit. Der Baumeister Fiedler hatte sein Wohlgefallen an diesen abgehärteten Kindern, die indess für ihre geistige und sittliche Bildung nicht gewonnen zu haben schienen, und eine gewisse Rohheit äußerten, welche immer entsteht, wenn das Verhältniss der Abhärtung des Körpers zu der geistigen Beschäftigung und sittlichen Gewöhnung unrichtig angenommen ist. Des Baumeisters drei Kinder waren zart gebaut, und bedurften einer besondern Aufmerksamkeit, damit nach und nach ihrer schwachen Natur aufgeholfen werden konnte. Besonders gerieth der halbjährige Adalbert, der wohlgenährt und gesund war, sehr leicht in heftigen Schweiß, wenn er schlief oder ruhig auf dem Arme saß. Da beschloss denn Herr Fiedler, dieser Quängelei, wie er den Zustand der Kinder nannte, ein Ende zu machen, und sie abzuhärten. Der Mutter blutete dabei das Herz; sie stellte vor, daß man bei Abhärtungen doch darauf sehen müsste, ob auch der Körper des Kindes solche Maaßregeln erlaubte; allein Fiedler ließ sich nie widersprechen, und wurde nur beharrlicher, je eifriger man ihm seine Meinung nehmen wollte. Die Kinder mussten leicht angekleidet gehen, wurden am Morgen im kalten Wasser gebadet, und bei offenen Fenstern angekleidet. Die armen

men Kinder weinten bitterlich an jedem Morgen, bebten vor Frost den ganzen Tag über, und konnten sich nicht einmal aufs warme Bett freuen, da sie jetzt nur eine leichte Decke erhielten. Diese heftig einwirkenden Veränderungen konnte ihr Körper nicht ertragen. Der kleine Adalbert starb nach einigen Wochen, nachdem er acht Tage vorher in einen Zustand gänzlicher Unbeweglichkeit gefallen war. Die beiden Töchter wurden immer bleicher, bekamen Krämpfe, und versiegten, so daß keine das zehnte Jahr erlebte. — Wer nun seinen Kindern schaden will, der nehme bei der körperlichen Gewöhnung nie auf die Beschaffenheit ihres Körpers Rücksicht, sondern folge nur seiner Laune.

II.

Betrachte deine Kinder in ihren ersten Lebensjahren als dein Spielwerk, dann wirst du den Saamen zu manchem Bösen ausstreuen.

Als der kleine Wilhelm ein halbes Jahr alt war, kannte er seine Mutter genau, und hatte ein dunkles Gefühl, daß er sich bei ihr am wohlsten befände; besonders wurde dieses Gefühl lebendiger, wenn er ein anderes Kind auf der Mutter Armen sahe. Die Begier, bei ihr zu sein, druckte er durch ein lebhaftes Hinlangen aus. Nahm ihn die Mutter nicht, so fing er an, sich zu kränken, und zog den niedlichen Mund ganz betrübt, bis die Unterlippe sich über die obere immer mehr erhob, Thränen aus den Augen quollen, und die Wehmuth laut wurde. Die Mutter freuete sich über das liebliche Jammergesichtchen, so wie über das Aufwachen

der

der kindlichen Zuneigung. Sie machte sich öfter dieß Vergnügen, welches immer mehr wuchs, als Wilhelm beweglicher wurde, nun hin zur Mutter drängte, und das andere Kind, welches sie auf dem Arme hatte, fortzutreiben versuchte. Als der Knabe laufen und etwas sprechen konnte, hatte sich schon bei ihm der Gedanke entwickelt, daß niemand bei der Mutter sein dürfte, als er. Damit konnte diese ihn auch immer locken. Wenn sie ihn bei sich haben, oder zum Schlafe bringen wollte, er aber nicht zu ihr kommen mochte, weil ihn ein Spiel anzog; so durfte sie nur rufen: Karoline, so komm du, weil Wilhelm nicht will! Da kam Wilhelm sogleich gelaufen, und suchte auf alle Art die Schwester zu verdrängen, welche sich an die Mutter anschmiegte. Es war wohl dann lieblich anzusehen, wenn die Mutter das Gesicht zu Karolinen wendete, und ihr einen Kuß gab, Wilhelm aber mit seinen Händchen der Mutter Gesicht zu sich zog, diese küßte, und die Schwester abwehrte.

Wilhelm veranlaßte noch auf andere Art eine Unterhaltung der Mutter. Wenn er an den Spiegel getragen wurde, langte er begierig nach dem kleinen Jungen im Spiegel. Er streckte die Händchen aus, um die entgegenkommenden Händchen zu ergreifen, und fuhr vergeblich an der Glasscheibe auf und nieder. Je weniger er zum Ziel gelangte, desto begieriger wurde er, bis er zuletzt vor Aerger sich zurückwarf, und in besonderm Tone jammerte. Dieses kam der Mutter so lieblich vor; sie trug den Knaben recht oft vor den Spiegel.

Auch war es ihr ein angenehmes Spiel, wenn sie dem kleinen Wilhelm etwas vorhielt, und es ihm wieder

entzog

entzog, sobald er das Händchen nach demselben ausstreckte, und den Mund öffnete. Diese Unterhaltung dauerte so lange, bis der Knabe bitterlich weinte: dann bekam er den Gegenstand in die Hände.

Als Wilhelm zwei Jahr alt war, behauptete er seinen Platz neben der Mutter gegen jeden; er schlug, raufte und kratzte den, der ihn verdrängen wollte. Wenn sein Wille nicht geschahe, stampfte er mit den Füßen, knirschte mit den Zähnen, und zog den Mund wüthend; wenn er etwas haben wollte und nicht bekam, schrie er aus vollem Halse. Als kurz darauf ein neugebornes Schwesterchen in seiner Wiege lag, wollte er das Kind aus der Wiege werfen; er kam mit dem Stocke gelaufen, wenn die Mutter dem Kindchen die Brust reichen wollte, und warf ihm einmal seinen Stiefel an den Kopf. Die Mutter sahe wohl ein, daß so etwas aus dem Knaben gebracht werden müsste; aber es stand dem Wilhelm alles gut an, und so blieb die Unart, weil sie Unterhaltung gewährte, und oft drollige Auftritte herbeiführte. Als aber Wilhelm noch ein Jahr älter wurde, traten die Missgunst, der Neid, der Trotz, der Jähzorn, das leidenschaftliche Begehren in dem Knaben so auffallend vor, daß die Mutter sich an den Vater wendete, und dessen Beistand aufforderte.

Der Knabe musste nun eine harte Behandlung erfahren, damit das Unkraut wenigstens unterdrückt würde, da man es nicht gänzlich ausrotten konnte. Und wer streute den Saamen dazu?

III.

Lache bei Verweisen, die du giebst.

Adolph hatte manche Unart an sich, die ernstlich gerügt werden musste, wenn er sie ablegen sollte. Er liebte den Schmutz zwar nicht, aber er konnte sich nicht dazu entschließen, ihn zu entfernen. Zum Waschen des Gesichtes und der Hände musste er gezwungen werden, und doch war er kurz darauf wieder so unrein, wie zuvor. Die Farbe der Haut war oft an den Händen nicht mehr sichtbar. Die Mutter gab ihm zwar oft einen Verweis; aber mit Lachen. Es war ihr zwar nicht zum Lachen; allein sie glaubte dadurch auf das Gefühl des Knaben am meisten zu wirken, wenn sie seine Neigung zur Unreinigkeit lachend rügte. Hatte er sich mit seinem Bruder gezankt und geschlagen, hatte er die kleinern Geschwister durch Necken recht vorsätzlich zum Schreien gebracht, war er weggelaufen, ohne daß die Mutter dieses wusste, so setzte es oft Strafe, aber der Verweis und die Strafrede gingen in Lachen über. Oft stellte ihr der Gatte vor, sie möchte lieber gar nicht strafen und verweisen, als auf eine solche Art: denn ein Verweis müsste stets vom Ernste begleitet sein; es wäre keine wahre Missbilligung da zu entdecken, wo man noch lachen könnte. Das wüsste Adolph recht gut; daher lernte er seine Unarten nicht gehörig erkennen, sondern legte wenigstens den Werth, daß sie Lachen erregten, auf dieselben. Die Frau meinte dann immer, sie ärgerte sich ja genug über seine Unarten, und verwiese es ihm ja ernstlich; lachen müsste man aber über das Lächerliche; dadurch würde dem Jungen die Unart fühlbarer; und

und er müsste kein Gefühl haben, wenn er solches Lachen nicht als Beschämung annähme. Die Mutter veränderte nicht eher diese Ansicht, als bis Adolph nicht mehr zu bändigen war, und sie dadurch tief kränkte, daß er ihre Verweise und Strafen nicht achtete. Dann war aber die Aenderung zu spät: denn die Einwirkung der Mutter hatte nun keine Folgen mehr.

IV.

Bleibe dir bei deinen Verweisen nicht gleich, und bestrafe heute etwas, was du gestern ungerügt gelassen hast.

Ferdinand, Gustaph, Agnes und Emilie hatten zärtliche Aeltern; allein sie lebten nicht glücklich, weil sie nie aufs Reine mit ihren kindlichen Gefühlen kommen konnten. Waren sie vergnügt unter einander, neckten sie sich, tanzten sie; so ließ es die Mutter oft gern geschehen, und lachte, und neckte mit; oft aber bekamen sie darüber Verweise und Strafverbothe, nicht selten Schläge. Agnes verwendete wenig Mühe auf die Ordnung ihrer Haare; die Mutter verwies es ihr, und setzte hinzu, daß ein Mädchen durchaus verächtlich wäre, wenn es nicht die Haare in bester Ordnung hielte, und liederlich um den Kopf aussähe. Ohne die Haare aufgeputzt zu haben, dürfte kein junges Mädchen des Morgens aus dem Fenster sehen; es müsste nach der Reinigung des Körpers am Morgen ihr erstes Geschäft sein, die Haare in Ordnung zu bringen. Agnes gab sich nun Mühe, und wusste bald am frühen Morgen die Haare recht glatt zu kämmen, allerlei Flechten zu machen und

zu stecken, und die Locken gut zu legen. Die Mutter sahe den Haarputz mit Wohlgefallen an. Aber es kamen Tage, an welchen sie der Hilfe ihrer Tochter bedurfte, gerade wenn diese vor dem Spiegel stand. Da änderte sich die Sprache; die Haartändelei wurde verwünscht; ein Mädchen, das gleich am frühen Morgen vor dem Spiegel stände, und nur mit seinen Haaren zu thun hätte, wurde verächtlich gemacht. Erst, hieß es, müsste in die Küche und in die Wirthschaft gesehen werden, und wenn es da nichts mehr zu thun gäbe, da könnte man allenfalls an die Haare denken. Die Mutter schwor, wenn dieses Kämmen und Schniegeln nicht bald aufhörte; so wollte sie Agnesen Mützen anschaffen, und die Haare abschneiden lassen.

Es hatte sich eine kleine Gesellschaft von gebildeten Mädchen zusammengefunden, die sich Mittwoch Abends bei der jungen Hermstädt versammelten, weil es deren Aeltern angenehm war, daß ihre Tochter ein Mal in der Woche mit ihren Jugendfreundinnen einige frohe Stunden verleben könnte. Die Mädchen beschäftigten sich anständig, und beobachteten eine zarte, doch muntere Umgangsweise. Sie sangen, oder lasen vor, oder gaben sich Räthsel auf, oder spielten ein geselliges Spiel, sprangen und tanzten auch wohl mitunter. Agnes und Emilie wurden auch zu dieser Gesellschaft mit eingeladen; aber sie baten die Mutter, daß sie nicht hingehen dürften. Bisher waren sie nie allein unter andern Menschen erschienen, und von den Mädchen in jener Gesellschaft kannten sie wenige; daher entstand ihre Abneigung aus Blödigkeit und Angst. Allein die Mutter verwies ihnen dieses, und sagte, es wäre höchst nothwendig, daß

ein

ein Mädchen sich an den Umgang mit Menschen gewöhnte, und auch in fremder Gesellschaft sich unbefangen betragen lernte. Daß manche für einfältig, tölpisch und ungebildet ausgeschrieen würden, käme oft blos daher, weil sie blöde wären, und sich nicht zutraueten, sich so betragen zu können, daß es der Gesellschaft nicht auffiele. Dann geschähe es aber gewöhnlich, daß sie sich auch recht ungeschickt benähmen. — Agnes und Emilie gingen mit bangem Herzen. Sie kamen wieder, und waren zufrieden, daß die Angst doch überwunden war. Sie hatten zwar noch ziemlich blöde gethan, aber sie waren doch mit den andern Mädchen bekannt geworden. In der folgenden Woche nahmen sie wieder an der Gesellschaft Theil, wurden mehr bekannt, wachten nun auf, lernten sich anschließen und unbefangen mittheilen. Nach einigen Monaten wurde ihnen diese Gesellschaft so lieb, daß sie schon mehrere Tage vorher an den Abend der Mittwoche freudig dachten. Aber jetzt sahe die Mutter diesen Abend oft nicht gern kommen. Sie hatte bisweilen die Hilfe ihrer Töchter nöthig. Dann hätte sie nur dieselben zurückbehalten dürfen. Das konnte sie jedoch nicht übers Herz bringen. Allein dem Unwillen darüber, daß ihr die Hilfe der Töchter fehlte, verschaffte sie dadurch Luft, daß sie auf die Gewohnheit, alle Woche ein Mal in Gesellschaft zu gehen, schalt, und äußerte, daß dem Dinge bald ein Ende gemacht werden müßte; die Töchter würden ganz liederlich, und vernachlässigten das Hauswesen. Mädchen gehörten ins Haus; alle die Mädchen, welche dort zusammenkämen, hätten sonst nichts zu thun, und würden einmal, wenn sie Männer bekämen, Gesellschaftspuppen werden, und den Mann zu Grunde richten. Es

wäre schrecklich, wenn die Töchter müßig gingen, und die Mutter zu Hause die Arbeit für sie verrichten müsste. Die beiden Mädchen fühlten sich anfangs innig gekränkt, wollten zurückbleiben, und der Mutter helfen; aber das litt diese nicht, gab jedoch an den folgenden Tagen öfter ihre Missbilligung wieder anzuhören. In der Folge mischte sich bei den Mädchen in das Andenken an die Mittwoche auch jedes Mal eine Bangigkeit ein, ob nicht vorher die Mutter unwillig sein, oder nachher schelten würde; der unschuldige Genuss dieser verstatteten Freude war für immer vergällt, und in der Mutter wurden die Töchter ganz irre.

Ferdinand und Gustaph spielten einst im Hofe Ball in Gegenwart des Vaters, welcher ihnen selbst Anleitung gab, wie sie das Spiel einrichten könnten. Am folgenden Tage spielten sie wieder. Der Vater, welcher einen unangenehmen Brief bekommen hatte, und sogleich die Antwort auf denselben wieder fortsenden wollte, forderte Ferdinanden. Ferdinand wurde gerufen, kam herbei gesprungen, war aber halb entkleidet und sehr erhitzt. Jetzt musste er über das Ballspielen einen derben Verweis anhören: daß sie dadurch nichtswürdige Jungen würden, die Zeit verlodderten, die Kleider sich vom Leibe rissen, und ihre Gesundheit für nichts achteten. Gleich geh und ziehe dich an, und rufe Gustaphen! hieß es.

Ferdinand eilte fort, kam bald wieder, Gustaph erschien auch; beide waren zwar angekleidet, aber die Hände waren nicht rein, und Gustaph, der sich den Schweiß in aller Geschwindigkeit mit der Hand abgewischt hatte, war mit Schmutzstreifen über die Stirn und Wangen bedeckt. Dafür wurden beide Knaben zum

Still-

Stillsitzen verurtheilt, und das Dienstmädchen musste die Arbeit sogleich stehen lassen, in aller Eil eine reine Schürze vorbinden, und den Brief forttragen. Am folgenden Tage getraueten sich die Knaben nicht Ball zu spielen. Doch in der folgenden Woche ging das Spiel wieder an. Der Vater kam in den Hof, ging still über ihn hin in den Garten, und bemerkte die Knaben nicht, welche zwar augenblicklich zu spielen aufgehört, aber den Ball in der Hand hatten. Sie wagten nun weiter zu spielen; der Vater sahe es vom Garten aus, und sagte nichts. Am folgenden Tage blieb er selbst dabei stehen, als er die Knaben spielen sahe.

Ferdinand schnitt Soldaten aus einem gekauften Bilderbogen, und wollte sie für den kleinen Ernst auf Pappe kleben. Er bediente sich dazu der kleinen Schere der Mutter, welche er aus deren Nähtische genommen hatte. Die Mutter sahe zu, und unterwies ihn, wie er ausschneiden sollte. Am folgenden Tage setzte Ferdinand draußen auf dem Saale die Arbeit fort. Die Mutter brauchte ihre Schere, fand sie nicht, fragte unwillig, wer sie ihr weggenommen hätte? und es hieß: Ferdinand schneidet draußen auf dem Saale Bilder aus!

Die Mutter ging in Aerger zu ihm, nahm ihm die Schere ab, und gab ihm ein paar Ohrfeigen, weil er sich unterstanden hätte, die Schere wegzunehmen. Es sollte niemand ihre Schere anrühren!

Warum hatte sie das gestern nicht Ferdinanden gesagt?

Sie würde auch heute die Schere ruhig in Ferdinandens Händen gesehen haben, ohne ihm einen Verweis zu geben, wenn sie dieselbe nicht gerade gebraucht

 hätte.

hätte. Mit diesen Kindern kam es so weit, daß sie am Ende selbst nicht mehr wußten, was ihnen erlaubt und verbothen wäre. Sie thaten daher, was sie wollten, und überließen es den Umständen, ob ihre Handlung gebilligt oder getadelt würde.

V.

Eheleute müssen sich über die Bestrafung der Kinder zanken, damit der Gehorsam verloren gehe.

1.

Herr Brandis hatte seinem Sohne Karl verbothen, nicht auf der Straße sich umherzutreiben, da in seiner Nachbarschaft Knaben waren, deren Gesellschaft Karln sehr nachtheilig werden konnte. So lange der Vater nicht zu Hause war, ließ sich Karl nicht auf der Straße blicken; desto mehr machte er sich des Vaters Abwesenheit zu Nutze, und trieb sein Wesen mit den Knaben in der Nachbarschaft, welche die schlechtesten Reden führten, und an Ungezogenheiten sich vergnügten. Einst überraschte ihn der Vater in dieser saubern Gesellschaft, rief ihn zu sich, und nahm ihn mit in sein Zimmer. Hier führte er ihm seinen Ungehorsam zu Gemüthe, und stellte ihm vor, daß er ihn empfindlich strafen müßte, wenn er ferner ungehorsam sein würde. — Karl versprach zu gehorchen, übertrat aber in den nächsten Tagen das Verboth wieder. Da züchtigte ihn der Vater recht derb mit der Ruthe. Das Weinen hörte die Mutter, welche aus unzeitiger Zärtlichkeit und dadurch aufgeregter Leidenschaft, ohne sich zu besinnen, ins Zimmer des

Herrn

Herrn Brandis eilte, und ihm die heftigsten Vorwürfe darüber machte, daß er den Knaben schlüge. „Dafür hätte sie nicht die Nächte an der Wiege des Knaben durchwacht, sagte sie, und mit so viel Aufopferungen das Kind bisher erzogen, daß nun der Vater ihn um eine Kleinigkeit so barbarisch behandeln sollte. Ihre Kinder ließe sie nicht schlagen. Darüber hätte sie auch ein Wort mit zu sprechen; die Kinder wären ihr sauer geworden!" Dergleichen Reden ließ sie mehr fallen, und Karl, der nun einen so nachdrücklichen Schutz fand, weinte desto mehr. Die Mutter wollte ihn sogar unter den Worten: komm von deinem unverständigen Vater! mit sich fortführen. Herr Brandis, der ganz still geschwiegen hatte, sprach aber jetzt: nicht so! Karl bleibt hier, und setzt sich auf diesen Stuhl, und steht nicht eher wieder auf, bis ichs ihm erlaube! Damit setzte er den Knaben auf einen Stuhl, und zog seine Frau zur Thür hinaus in ein anderes Zimmer. „Welch eine Erziehung, um des Himmels Willen, wirst du deinen Kindern geben! sprach er da zu ihr. Bist du denn von der Leidenschaft ganz verblendet, daß du nicht siehest, wie du die Achtung und den Gehorsam gegen uns den Kindern vorsätzlich raubst? Ein anderer Mann wäre hart mit dir verfahren, um sich seine Ehre vor den Kindern zu sichern; aber ich bin meinetwegen ohne Sorge; Achtung werde ich mir zu erhalten wissen. Allein die Kinder verderben, und dir werden sie so über den Kopf wachsen, daß du unterliegen musst."

Dagegen hatte Frau Brandis in ihrer Leidenschaft viel zu erwiedern; auch wollte sie nicht begreifen, daß bei solchen Auftritten, wenn eins der Aeltern dem an-

dern Vorwürfe machte, die Kinder nie unpartheiisch dazwischen ständen, sondern im Stillen sich auf eines Seite schlügen, und gegen den andern erbittert würden. Bald darauf verdiente die neunjährige Bertha einen derben Verweis. Der Vater gab ihr denselben, und drohete, wenn sie den Fehler nicht ablegte, mit Strafe. Bertha lief weinend zur Mutter, nicht um den Vater zu verklagen, sondern nur den Schmerz, den der Verweis ihr machte, bei ihr auszuweinen. Aber die Mutter brauste zum Vater, und warf ihm seine Härte, das arme Kind so zu kränken, mit leidenschaftlichen Worten vor. Herr Brandis erklärte jetzt seiner Frau, daß er entweder ihr vor ihren Kindern alle Ehre nehmen müsste, indem er ihren Unverstand hart in die gehörigen Grenzen wiese, oder daß er nun sich gar nicht in die Erziehung der Kinder mischen dürfte, und jede Bestrafung ihr überlassen wollte. Das letzte zog er vor: denn er meinte, es wäre besser, daß seine Frau durch die Erfahrung belehrt, als der Ehrfurcht durch ihn beraubt würde. Er hielt Wort. Die Knaben mochten in Gegenwart der Mutter ungezogen gewesen sein; er that nicht, als ob er davon Kenntniss bekommen hätte. Waren sie bei ihm, so konnte ein Wink von ihm sie zügeln; denn er blieb sich immer gleich in dem, was er von ihnen verlangte, und was er ihnen gestattete.

Als endlich in des Vaters Abwesenheit die Knaben lärmten, wie sie wollten, weggingen, wann es ihnen einfiel, und sich vor den Augen der Mutter sogar schlugen, die Mädchen aber auf die Gebothe der Mutter nicht mehr hörten; da machte Frau Brandis dem Manne

Vor-

Vorwürfe, daß er seinen Kindern gar nichts mehr sagte, und ihr nicht beistände. Ich würde es thun, erwiederte Herr Brandis, wenn ich nicht übel ärger machte. Du würdest dann die Kinder gegen mich in Schutz nehmen, und ihnen sowohl, als dir noch mehr schaden! — Nach längerer Zeit konnte die Mutter mit den Kindern nicht mehr fertig werden; sie fing nun an einzusehen, daß sie selbst Schuld hätte, und bat ihren Mann einzugreifen, und Gehorsam wieder herzustellen. Dem Vater wurde dieses nicht schwer, da die Kinder keinen Schutz bei der Mutter mehr fanden, und diese sogar den Vater aufforderte, den Ungehorsam, wo er sich gezeigt hatte, zu bestrafen. Allein die Mutter hatte doch bei ihnen die Achtung verloren. Erst in der Folge, als sie verständig wurden, sahen sie ein, wie sehr die Mutter sie liebte, und welche Opfer sie ihnen von jeher gebracht hätte.

2.

Meister Kunz konnte sich nicht zurückhalten, seine Frau zu tadeln, wenn sie eins der Kinder strafte. Er selbst war hitzig, und schlug ganz ohne Besinnen darunter hinein; aber wenn andere straften, war es ihm nicht recht. Als die kleine Miene aus Eigensinn das Butterbrot auf den Fußboden warf, bekam sie von der Mutter einen Schlag auf die Hand. Da schrie sie ganz jämmerlich. Meister Kunz gebehrdete sich dabei aber noch schlimmer. „Ach daß Gott, du unvernünftiges Weib, rief er, dem Kinde hast du wohl die Hand entzwei geschlagen! So ein zartes Kind mit deiner derben Hand zu schlagen! unerhört! Ja, wenn ihr Weiber etwas im Kopfe habt; dann muß jedes unschuldige Kind darunter

ter leiden!" Er riß das Kind der Mutter weg, nahm es auf den Arm, besahe die Hand, und beklagte das eigensinnige Mädchen, das noch toller schrie, und sich mit Händen und Füßen sträubte. Da meinte Meister Kunz, nun bekäme das Kind gar das böse Wesen, und er tobte noch mehr. Auf ähnliche Art trieb er sein Wesen fast jeden Tag; sogar wenn ein Kind ungeduldig nach etwas verlangte, und die Mutter ihm sagte, daß es warten müßte, folgte eine Zurechtweisung von ihm, indem er sagte; „so gieb es doch dem Kinde! warum soll es denn warten? Wie kannst du denn die Kinder immer schreien machen!" Wenn ein Kind über Kopfweh, Leibschmerzen oder sonst etwas klagte; so warf er die Schuld auf die Mutter, und suchte durch gewiss und wahrscheinlich irgend eine Ursache in dem Benehmen der Mutter zu finden. Es kam bald dahin, daß die Kinder der Mutter nicht gehorchten, gewaltig schrien, wenn diese die Ungezogenheiten nur gelinde bestrafte, und dann ihr Scheltworte vom Vater zuzogen. Liebe konnte in ihnen nicht mehr wohnen: denn der Vater hatte ja die Mutter stets als eine Grausame, Unbesonnene ihnen vorgestellt; ja zuletzt droheten sie der Mutter mit dem Vater. Doch diesen achteten sie auch nicht. Sie fürchteten sich vor seiner Hitze, gebrauchten ihn aber zum verächtlichen Werkzeug der in ihnen erweckten Rachsucht gegen die Mutter. So kann man die Kinder in Bösewichte verwandeln.

VI.

Quäle die Kinder mit falschen Muthmaßungen und mit Misstrauen.

Frau Silber hatte ihre Kinder sehr lieb, und hätte sich für dieselben gern aufgeopfert; aber sie hatte einen Fehler an sich, der die Herzen der Kinder von ihr entfernte. Sie wollte nemlich mit Bestimmtheit die Ursachen einer Begebenheit in dem Betragen ihrer Kinder finden, und nahm bei jedem unangenehmen Vorfall sogleich den Zusammenhang mit einer Sicherheit an, die sich auf nichts, als auf Misstrauen gründete. Trug Emilie ihren kleinen Bruder auf dem Arme, und fing er an zu schreien; so hieß es: was hast du dem Kinde gethan?

Emilie. Mutter, ich werde doch dem kleinen Bruder nichts thun!

Mutter. Sonst würde er nicht so schreien. Du hast ihn gekniepen, damit du ihn nur los sein willst.

Emilie. Mutter, ich bitte dich, warum sollte ich ihn los sein wollen! Ich trage ihn ja gern, und habe ihn so lieb!

Mutter. Sei still; ich kenn euch schon! Tändeln und putzen mögt ihr euch wohl; aber wenn ihr die Mutter unterstützen sollt, da wisst ihr euch immer loszuwinden!

Fiel eins der kleinen Geschwister hin, und ein größeres war in der Nähe, so hatte dieses jenes hingestoßen; war etwas verlegt worden, so hatte es eins der Kinder gethan. Ein Topf mit Milch war auf dem Herde umgestoßen worden. Das konnte die Katze so

gut

gut gethan haben, als eins der Kinder; aber Emilie hatte das Missgeschick, zuerst wieder in die Küche zu kommen. Sie hob den Topf auf, und brachte ihn der Mutter. Diese gab der Tochter Schuld, den Topf umgeworfen zu haben, und machte ihr noch Vorwürfe, daß sie ihre Mutter belügen wollte.

Fand sich ein Haar in der Speise; so hieß es mit Bestimmtheit: das ist von dir Friderike, oder: von dir Emilie! obgleich es schwer war, die Farbe der Haare von beiden Töchtern zu unterscheiden. Kurz es mochte unangenehmes geschehen, was da wollte, die Kinder mussten die Schuld tragen. Anfangs kränkten sie sich darüber; in der Folge aber gewöhnten sie sich an diese Behandlung, jedoch nur durch Abstumpfung der Gefühle. Es war ihnen die Rede der Mutter nun gleichgiltig; aber die Mutter selbst hielten sie für ungerecht. Allein sie selbst nahmen von ihr an, und waren gegen einander eben so misstrauisch; sie verfolgten sich bei jeder Gelegenheit mit ungegründetem Verdachte und falschen Beschuldigungen. Wenn Emilien eine Nadel fehlte, so sollte Friederike sie verloren haben; und fehlte Karln ein Buch, so hatte es nach seiner Meinung Leopold vertragen oder verkauft. —

IX.

Gieb deinen Kindern zur unrechten Zeit nach.

Karl saß dort, und schnitt an einem Hölzchen. Die Mutter brauchte nothwendig Pfeffer, um das Mittagsmahl zu würzen. Karl, sprach sie daher, spring einmal hin zu dem Kaufmann, und hole mir ein Loth Pfeffer! — Hier hast du Geld! — Ja, gleich, sprach Karl; aber

er

er ging nicht. — Nach einiger Zeit kam die Mutter, und fragte: bist du denn noch nicht fort? — Ich gehe gleich! antwortete Karl. — Er ging doch nicht.

Ist denn der Junge noch nicht fort? fragte die Mutter, als sie in der Küche den Pfeffer jetzt brauchte. Nun soll er aber auch nicht gehen. Laufe du nur hin, Marie! Wenn ich auf den ungefälligen Jungen warten sollte; so würde das Essen in einer Stunde nicht fertig. Die Magd lief fort.

Da kam auch Karl langsam angezogen, und fragte noch einmal, was er holen sollte?

Nun brauchst du nicht zu gehen, du ungezogener Range! sprach die Mutter. Essen willst du; und wenn das Essen nicht zur rechten Zeit fertig ist, ist dirs auch nicht lieb; aber für die Mutter magst du keinen Gang gehen. Ich will aber auch nun keinen Dienst mehr von dir verlangen, von einem so häſslichen Knaben!

Das war Karln eben recht. Er schlich anscheinend betrübt fort; aber er war innerlich vergnügt.

Ein anderes Mal rief die Schwester Emma aus dem Fenster: Karl, du sollst gleich herauf kommen, Mutter will dich wegschicken! Karln kam das nicht gelegen: er spielte Ball. Daher antwortete er mürrisch: kann denn Eduard nicht gehen? und spielte fort. — Nach einiger Zeit rief Emma wieder hinunter: Karl, du sollst gleich kommen, sonst sagt es Mutter Vatern! — Ich habe ja keinen Rock an, antwortete Karl; den muſs ich erst anziehen, und mir die Stiefel abbürsten. Ich kann nicht gleich kommen! — Da kam die Schwester zum dritten Male ans Fenster, und rief: du sollst nun hier bleiben! — Das war es, was Karl wollte. In der

Folge

Folge that er nichts mehr für das Haus, und lärmte und brummte, wenn er einen Gang gehen sollte. Weil sich aber Leopold, sein jüngerer Bruder, gewöhnlich dann von selbst anboth; so ging es ihm immer durch; allein er wurde dadurch nur ungefälliger, und befolgte nichts, was die Mutter ihm geboth.

Emma hatte eine Einlaßkarte ins Schauspielhaus geschenkt bekommen, und wünschte in dasselbe am Abende zu gehen. Allein die Mutter hatte viel zu thun, weil Besuch vom Lande gekommen war. Sie schlug ihr daher die Bitte ab. Emma nahm dieses nicht wohl auf, weinte still, zog ein empfindliches Gesicht, und antwortete der Mutter sehr kleinmüthig, wenn diese fragte. Dadurch brachte es die Tochter so weit, daß die Mutter endlich, um das leidende Gesicht nicht mehr zu sehen, und das betrübte Kind aufzuheitern, nachgab, und bei allen ihren nothwendigen Geschäften noch den Anzug der Tochter ordnen half. Jetzt wußte Emma, wie sie ihren Willen durchsetzen konnte, und benutzte dieses Mittel und noch weit mehr andere, die sich in der Folge gelegentlich fanden, so gut, daß alles geschahe, was sie wollte, wenn auch die Mutter vorher: nein! gesagt hatte.

VII.

Gieb deinen Kindern nie nach, wenn sie recht haben.

Fritz, du sollst gleich in die Schloßstraße gehen, und den Tischler Hand um elf Uhr herbestellen; Vater wills haben! sprach Rosalie zu ihrem Bruder, der an einer Schularbeit fleißig schrieb. Ach, Rosalie, sagte

Fritz,

Fritz, kann nicht ein anderes gehen? ich muss meine Arbeit für die Schule fertig haben. Rosalie ging, sagte dieß dem Vater wieder. Dieser kam entrüstet, und rief: Junge, du willst nicht gleich thun, was ich dir befehlen lasse? Den Augenblick fort! Fritz stand schnell und geängstet auf, nahm seine Mütze, und lief fort. Er kam so bald als möglich, doch außer Athem wieder; aber es schlug gleich acht Uhr; er musste seine Bücher zusammenraffen, fort in die Schule, um nur nicht zu spät zu kommen. Allein seine Arbeit war nun nicht beendet, und auf der Treppe wurde er noch zurückgerufen, um zu sagen, was der Tischler geantwortet hätte. Wie wurden die Gefühle des Knaben hierbei zerrissen! — Ein anderes Mal saß er über seinen Büchern, und die Mutter wollte ihn ausschicken, um Seide zu kaufen. „Liebe Mutter, sagte er, kann denn Rosalie nicht gehen? Ich muss mich hier für die Schule vorbereiten, und sitze wie auf Kohlen. Die Stelle, die wir übersetzen sollen, ist so schwer." Die Mutter erwiederte: „mit der Schule entschuldigst du dich immer! Du hättest deine Arbeiten früher machen können! Aber du bist ein ungerathener Sohn, und ein Flegel, der für seine Mutter den Fuß nicht rühren mag." Fritz ging; doch mit Bitterkeit im Herzen, daß er seine Arbeit verlassen, und einen Dienst leisten musste, den ein anderes eben so gut verrichten konnte. Ein anderes Mal gab ihm der Vater das Morgenblatt, aus welchem er ein langes Gedicht sogleich abschreiben sollte, gerade zu einer Zeit, in welcher er den deutschen Aufsatz für die Schule zu fertigen hatte. Da zog er ein missmüthiges Gesicht, und bitteres Weinen war nahe. Dafür bekam er von dem Vater einen Knuff

auf

auf den Arm, und musste eine große Strafpredigt anhören. Ach, lieber Vater, sprach er, ich kann ja nichts für die Schule arbeiten, und bleibe immer gegen die andern zurück, ohne meine Schuld. Dieß Mal wurde das Abschreiben erlassen; aber er musste noch die Worte hören: dich, gottlosen Buben, halte ich nicht mehr für mein Kind. Es soll dir schon gedacht werden! Da Fritz endlich einsahe, daß er sich nur durch widerspenstiges Betragen seine Arbeitszeit für die Schule erhalten konnte; so legte er sich aufs Brummen und Widersprechen bei jedem Auftrage; man trauete sich nicht mehr an ihn; aber man sahe ihn auch stets mit einem innern Aerger an — und wer war Schuld daran?

VIII.

Erbittere deine Kinder, indem du ihre Plane verlachst oder verspottest.

Heinrich war sehr lebhaft, und ließ sich augenblicklich von äußern Eindrücken hinreißen. Das war besonders der Fall bei seinen Planen für die Zukunft und bei der Bestimmung, was er werden wollte. Anfangs war das Lernen aus Büchern seine Sache nicht; er wollte daher ein Handwerk lernen. Einmal sahe er einen recht nett angezogenen Jäger auf der Straße gehen. Der gefiel ihn. Er dachte sich hinein, wie angenehm das wäre, einen Büchsenranzen und eine Büchse auf dem Rücken zu haben, und mit einem Hirschfänger geziert zu sein. Der grüne Rock und die grauen Kamaschen waren dabei auch nicht vergessen. Gleich wollte er ein Jäger werden. Die Mutter hatte Heinrichen zu einem Prediger bestimmt, daher kann man leicht denken,

daß

daß so etwas ihr empfindlich war. Indessen war Heinrich erst zehen Jahr alt; er bekam daher nur den Bescheid, daß er noch ein dummer Junge wäre, und nur erst tüchtig in seinen lateinischen Büchern lernen sollte. Das kränkte Heinrichen freilich, allein er vergaß es in seinem flüchtigen Sinne bald, und gedachte desto fröhlicher seines künftigen Jägerstandes, den er sich so schön als möglich ausmahlte. Zwei Monate darauf kam Mehl aus der Mühle, welches der Eseltreiber zwei Treppen hoch tragen, und in einen Mehlkasten ausschütten mußte. Er rieth aber, das Mehl tüchtig umzurühren, weil es etwas feucht wäre. Zu so einer Arbeit drängte sich Heinrich. Er wusch sich zuvor Hände und Arme, wikkelte das Hemd auf, und bekam ein Bockfell, welches zu Beinkleidern für ihn bestimmt gewesen war, aber nicht zugereicht hatte, von der Schwester Christel, um dasselbe vorzubinden. Heinrich jagte das Mehl durch einander nach Herzenslust. Seine Hände und Arme, von dem zarten Mehlstaub bedeckt, fühlten sich jetzt vorzüglich weich an. Das gefiel ihm, und der bockslederne, sammetweiche Schurz hatte auch seinen Beifall. Er beschloß darum, ein Müller zu werden. Ein Onkel von ihm war auch Müller; das konnte ihm daher, dachte er, bei der Mutter nicht zum Vorwurfe gereichen. Er entdeckte seinen Plan der Schwester Christel, welche nicht ermangelte, ihn der Mutter vorzubringen. Die Mutter hätte nun wohl sagen sollen: du kannst werden, was du willst; lerne nur erst, was du sollst! Allein sie glaubte, auf andere Art ihrem Söhnchen den Gedanken aus dem Kopfe bringen zu müssen, schalt auf das betrügerische Müllervolk, und nannte ihren Heinrich den

künfti-

künftigen liederlichen Müllerburschen, der jeder Dienstmagd das Mehl zusammen kehren helfen müßte. Das kränkte Heinrichen noch tiefer. Er weinte bitterlich. Doch die Thränen stillten sich auch jetzt bald: denn kurze Zeit darauf sahe er einen Balbierburschen auf der Straße gehen, der Nägel und Hufeisen auf den Sohlen hatte, viel Geräusch machte, einen blausammtnen Scherbeutel mit zwei goldenen Quasten recht zierlich unter dem Arme trug, und mit dem andern Arme kunstmäßig schleuderte. Das gefiel Heinrichen nun sehr. Besonders bedachte er dabei das angenehme Leben so eines Menschen. Er braucht nicht zu Hause vor dem Buche zu sitzen, alle Tage kommt er in der Stadt umher, hört Neuigkeiten überall, und tritt in die Zimmer der vornehmsten Personen. Es konnte nicht fehlen, daß Heinrich nun fest beschloss, ein Balbier zu werden. Dieser Entschluss wurde zur Kenntniss der Mutter auf dem nemlichen Wege gebracht: durch Schwester Christel. Heinrich erwartete mit Bangigkeit die Nachricht, was die Mutter gesagt hätte. Christel erzählte ihm am Abende, die Mutter hätte geantwortet: meinethalben kann Heinrich ein Schuhflicker werden! Das war schon niederschlagend; aber doch lag noch für Heinrichen Hoffnung darin. Allein die folgenden Tage musste er viel Spöttereien über die Balbierjungen und den Scherbeutel anhören, und nach acht Tagen trat der kleine Bruder Ludwig, erst sieben Jahr alt, in Gegenwart der Mutter zu ihm, und sagte: du dummer Balbierjunge! Hegereiters Magd hat sich einen Splitter in den Fuß gezogen. Du kannst ihn herausziehen! Dabei lachten die Schwestern. Heinrich wurde so erbittert, daß er Ludwigen ins Gesicht schlug.

Dafür bekam er von der Mutter harte Vorwürfe, in welche sie die Worte mischte: es wäre ja wahr, er wollte ja ein Balbierjunge werden. Seit der Zeit war Heinrichen die Mutter nicht mehr lieb, das Vaterhaus verhasst. Er entfernte sich immer mehr von den Seinigen, besonders da der Vater sich um die Kinder gar nicht bekümmerte, und ihnen ganz fremd war. Heinrich ließ nie mehr etwas davon nur blicken, was er werden wollte. Bald fand er Geschmack an den Wissenschaften, als er verständiger wurde, und ein Zufall brachte ihn zu dem festen Entschlusse, Prediger werden zu wollen. Doch nicht eher sprach er mit seinen Aeltern und Geschwistern davon, als bis die Zeit seines Abganges auf die Universität herannahete. Als er das älterliche Haus verließ, beklagte er nichts mehr, als daß sein sich kindlich anschließendes Gemüth durch jene Kränkungen so zurückgeschreckt worden wäre, und er nie das Vaterhaus hätte lieben können.

X.

Mache deine Kinder zu Lügnern vor andern Leuten.

Herr Solbrig hatte die Gewohnheit, wenig Wahres zu sprechen, und das Wahre noch mit Dichtung zu umkleiden, so daß auch dieses für eine Lügegalt. Seine Kinder bemerkten solches frühzeitig. Er verlor daher bei ihnen allen Glauben. Indessen würden sie ihn doch geliebt haben, da er ein sehr zärtlicher Vater war; allein er trieb das Lügen zu weit, und verwickelte seine Kinder in eine Menge Unannehmlichkeiten, so daß sie selbst für Lügner und Klätscher gehalten wurden. Sehr oft

erzählte er diesem und jenem Vater, was dessen Kinder zu den seinigen gesagt haben sollten. Gewöhnlich war es von der Art, daß jene Väter ihre Kinder zur Rede setzen mussten. Diese betheuerten, daß sie kein Wort gesagt hätten, entrüsteten sich über die Klätschereien, welche Solbrigs Kinder machten, und beschlossen, nicht mehr mit ihnen umzugehen. Daraus entstanden Feindseligkeiten unter der Jugend, und Solbrigs Kinder wussten lange nicht, warum sie von den andern so kalt behandelt wurden, warum selbst ihre besten Freundinnen und Freunde ihren Umgang mieden und gegen sie grollten; bis endlich Vorhaltungen und Herzensergießungen erfolgten. Einige glaubten den Versicherungen und Betheuerungen, daß die Solbrigschen Kinder ganz unschuldig wären; andere aber meinten, daß sie freilich jetzt alles abläugnen müssten, um nicht als Lügner dazustehen, glaubten ihnen nicht, und sprachen nicht mehr mit ihnen, damit nicht neue Klätschereien entständen. Mehrere Aeltern, welche Solbrigs Kinder zwar frei sprachen, erklärten dennoch den ihrigen, sie sollten nicht mehr mit jenen Umgang halten, damit Herr Solbrig durchaus keine Gelegenheit mehr hätte, etwas zu erzählen, was sie gesagt haben sollten. So versetzte dieser Mann seine eigenen Kinder in die peinlichste Lage, machte sie überall verhasst, und entriss ihnen allen Umgang.

Ganz natürlich klagten sie ihren Vater darüber an, daß sie keine Freude mehr unter den Menschen genießen konnten; zuletzt entwickelte sich aber in ihnen Menschenscheu, welche in Menschenhass überging. Und so wurden

den

den sie dem sittlichen Verderben gewaltsam entgegengeführt, obgleich sie von Natur Wahrheitsliebe, Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit besaßen.

XI.

Vertheidige deine Kinder gegen andere, wenn sie Unrecht haben.

Frau Willmann wusste recht gut, daß ihre Kinder sehr oft fehlten. Sie wusste es, daß Minna gern Klätschereien machte und Malvina höhnisch war; aber wenn andere darüber klagten, war ihr das sehr empfindlich; sie vertheidigte ihre Töchter bis aufs äußerste, und brach lieber den Umgang mit einer Bekannten ab, als daß sie dieser zugegeben hätte, ihre Töchter hätten Unrecht.

So hatte Minna zu einem andern Mädchen, Namens Margarethe, von Rosalie Bentheim erzählt, sie wäre mit schmutzigen Händen in die Schule gekommen, die Lehrerinn hätte ihr einen tüchtigen Verweis gegeben, und sie auf die Schandbank sich setzen lassen. Rosalie hätte aber recht sehr geweint, und die Augen mit den Händen ausgewischt, weil sie ohne Schnupftuch gekommen wäre. Das brächte sie niemals mit. Aber der Schmutz an den Händen wäre nun von den Thränen aufgeweicht worden; da hätten die Augen weite Schmutzringe bekommen. Margarethe, die Tochter einer Nähterinn, welche in Bentheims Hause viel zu thun hatte, erzählte alles Rosalien wieder, und diese klagte mit bittern Thränen ihrer Mutter, wie sehr sie von Minna verklatscht worden wäre. „So viel ist nur davon wahr, sagte sie, daß ich mir einmal die Finger beschmutzt habe;

 aber

aber daran war Minna Schuld: denn sie hatte meine Feder mit Vorsatz tief in die Dinte getaucht. Die Lehrerinn schalt auf mich, daß ich nicht reinlich beim Schreiben wäre. Da sagte ich ihr, daß Minna Schuld wäre, und Minna bekam einen derben Verweis."

Frau Bentheim war nicht von der Art, daß sie so eine Kränkung leicht verschmerzen konnte. Sie nahm sich vor, beim nächsten Besuche, den sie der Willmann abzustatten hatte, diese Sache zur Sprache zu bringen. Das geschahe denn auch bald. Allein die Frau Willmann versicherte, ihre Tochter könnte unmöglich so etwas gesagt haben. Ihre Kinder wären ihr genau bekannt; sie wüsste den kleinsten Fehler an ihnen; aber es käme ihrer Minna nie in den Sinn, jemals die Unwahrheit zu sprechen. — Minna war in der Nebenstube, und hörte alles mit an. Sie bekam den gesunkenen Muth wieder, als sie die Vertheidigung ihrer Mutter mit anhörte, und machte sich gefasst, recht ruhig alles zu läugnen, wenn sie gerufen würde. Das geschahe auch bald: denn die Bentheim beharrte ebenfalls dabei, daß ihre Tochter aufrichtig wäre, und gewiss nicht über Verklatschung geklagt haben würde, wenn die Sache sich wirklich so verhielte. Darauf sprach Frau Willmann: ich habe auch nichts gegen Ihre Tochter einzuwenden; aber das gemeine Nähtermädchen hat gelogen. Wenn mir das Mädchen ins Haus kommt; ich werfe es aus der Thür!

Fr. Bentheim. Ich bitte Sie, beste Freundinn, warum wollen Sie auf das arme Mädchen zürnen. Es muss doch etwas wahres an der Sache sein! Woher

sollte

sollte denn Margarethe etwas wissen, wenn sie es nicht von Minna gehört hätte.

Fr. Willmann. Nun so will ich Minna rufen. Sie soll uns sagen, was sie erzählt hat. Meine Tochter lügt nicht. Hat sie einen Fehler begangen, so gesteht sie ihn.

Minna wurde gerufen.

Als sie kam, trat sie ganz unbefangen zu der Mutter, und fragte: was wünschest du, liebe Mutter?

Fr. Willmann. Was hast du zu Margarethen von Rosalie Bentheim gesagt?

Minna. Ich habe oft mit ihr über Rosalchen gesprochen, und ihr gesagt, daß ich sie recht lieb hätte.

Fr. Willmann. Nein, was hast du ihr von Rosaliens schmutzigen Händen erzählt und von der Schandbank, auf der sie in der Schule hat sitzen müssen?

Minna. Schandbank! davon ist kein Wort wahr! Rosalie hat ja niemals auf der Schandbank gesessen!

Fr. Willmann. Da hören Sie's, daß es nichts als niedrige Klätscherei von dem Nähtermädchen ist! Besinne dich Minna, hast du nie von beschmutzten Fingern der Mamsell Bentheim zu Margarethen gesprochen?

Minna. Ich habe ihr gesagt, daß ich um Rosalien einen Verweis bekommen hätte. Ich hätte aus Versehen ihre Feder in die Dinte zu tief getaucht; davon wären Rosaliens Finger beschmutzt worden. Die Lehrerinn schalt auf Rosalien. Die sagte aber, ich wäre Schuld daran. Da bekam ich den Verweis. Wenn Margarethe etwas anderes gesagt hat, so lügt sie.

Fr.

Fr. Willmann. Nun sehen Sie, ganz so, wie es auch Ihre Mamsell Tochter erzählt hat! Ich weiß, meine Minna lügt nicht; ich kann auf ihr Wort Häuser bauen!

Fr. Bentheim. Ich kenne Margarethen von Kindesbeinen an. Ich habe sie nie auf einer Unwahrheit betroffen. Eins muß hier gelogen haben; aber für Margarethen stehe ich.

Fr. Willmann. Ich kann nichts dafür, wenn Sie dem Nähtermädchen mehr glauben wollen, als meiner Tochter; aber so viel sage ich Ihnen, für meine Tochter stehe ich! Es ist doch schrecklich, wenn so ein gemeines Mädchen, das kaum fünf zusammenzählen kann, schon anfängt, lange Lügen zu ersinnen, um sich beliebt zu machen.

Fr. Bentheim. Glauben Sie, daß ich Klätscherei gern anhöre? Da verkennen sie mich, Beste, ganz! Wenn aber dergleichen entstanden ist; so ist es meine Pflicht, der Sache auf den Grund zu kommen, und ich sehe ihn jetzt.

Fr. Willmann. Darüber muß ich mir Erklärung ausbitten!

So wurde das Gespräch bis zur Erhitzung fortgeführt. Beide Frauen trennten sich mit dem Vorsatze, einander nicht wieder zu sehen, und sich recht feind zu sein. Und Minna — frohlockte in sich, daß sie sich so klug aus der Schlinge gezogen, und mit ruhigem Läugnen gesiegt hatte.

Dergleichen Auftritte erneueten sich von Zeit zu Zeit. Die Mutter blieb aber verblendet, bis die Tochter ihr durch die handgreiflichsten Lügen, die nicht mehr

verthei-

vertheidigt werden konnten, die Augen selbst öffnete. Leider war es zu spät für die Erziehung der Tochter. Die Mutter glaubte aber Ursache zu haben, zu klagen, jedoch keine, sich anzuklagen. Die wenigsten Aeltern suchen ja den Grund der Verdorbenheit ihrer Kinder in sich.

Malvina log nicht, stiftete auch durch Klätschereien keinen Unfrieden: denn das war ihrem Karakter zuwider; sie gab gern die Wahrheit hin; aber, leider, durch Hohn. Was ihr auf irgend eine Art anstößig war, rügte sie, ohne Rücksicht, ob das ihr auch zukäme. Allein kränkend war ihre Rüge alle Mal und belustigend für sie durch das Spiel des Witzes, der ihr zu Gebothe stand. Bei jeder Anklage wusste jedoch die Mutter ihre Malvina zu vertheidigen. Sie erzog aber dadurch eine Schlange im Busen, welche mit giftigen Bissen die Wohlthäterinn selbst verwundete, und von jedem geflohen ward.

XII.

Gieb den Kindern nur Verweise, wenn Fremde zugegen sind.

Hartwigs Kinder konnten so ziemlich thun, was sie wollten; er sahe nicht auf sie. Aber wenn Fremde da waren, fing er an zu erziehen. Dann fühlte er es freilich, daß manches Anstößige in dem Betragen der Kinder auf seine Rechnung kommen müsste; er wollte daher den Vorwurf, daß die Kinder schlecht, oder vielmehr gar nicht erzogen würden, von sich abwenden und zeigen, daß es wenigstens an seiner Aufsicht nicht fehlte.

Bei

Bei Tische war gewöhnlich keine Ordnung. Die Kinder zankten sich vorher um die Plätze, und, wenn sie zum Sitzen gekommen waren, um die Löffel und Messer. Der Vater hörte nicht darauf. Karl stützte sich mit dem linken Arme auf den Tisch, Albert legte beide Arme auf; der eine schmatzte, der andere nahm die Finger statt der Gabel. Nichts wurde gerügt. Wenn aber ein Fremder mit aß, dann war andere Ordnung. Dann hieß es: Karl, wie sitzest du? — Fritz, wohin soll der große Bissen? — Albert, so halten die Bauern die Gabel! — Adelheid, wer wird mit der Stecknadel die Zähne ausstochern! — Karl, du denkst wohl, du bist in einer Schenke! rc.

Trat ein Kind ins Zimmer, wenn jemand bei Herr Hartwig war, so erschrak es auch: denn nun wurde es gescholten Bald wurde der Schmutz an den Händen gerügt, bald ein fehlender Knopf, bald die Unordnung der Haare. — Einmal wollte Karl ins Zimmer gehen, um sich ein Buch zu holen; als er aber einen fremden Mann darin erblickte, kehrte er schnell um. Jedoch der Vater rief ihn zurück. Karl, was willst du? Was ist das, die Thür öffnen und wieder zumachen? Ist das Zimmer ein Kuckkasten? Sprich, was wolltest du?

Ich wollte mir ein Buch holen.

Ist hier der Ort, deine Bücher aufzubewahren? Ich habe euch einen Schrank gegeben für eure Bücher. Aber das ist zu unbequem, den Schrank zu öffnen; lieber ist das ganze Haus euer Bücherschrank. Finde ich noch einmal ein Buch von dir umherliegen; so sollst du sehen, was daraus wird. Woher hast du den Ritz im

Gesichte?

Gesichte? Hast du dich wieder mit der Schwester geschlagen und gekratzt?

Den Ritz im Gesichte hatte übrigens Karl schon drei Tage gehabt, und seine Bücher lagen gewöhnlich in des Vaters Zimmer umher.

Die Kinder wurden durch solche Verweise nicht gebessert, sondern verschlimmert. Sie meinten: Vater wollte nur immer vor fremden Leuten etwas zu schelten haben. Ihre Fehler erkannten sie aber nicht an; denn sie durften sie ja ganz ungestraft im Hause zu jeder andern Zeit begehen. Am Ende wurden sie gegen den Vater erbittert, und gingen ihm überall, wo sie konnten, aus dem Wege, wenn er nicht allein war.

XIII.

Wirf dich zum Richter über das auf, was die Kinder in der Schule lernen.

Ueber Erziehung und Unterricht maaßt sich der größte Theil der Menschen ein vollgiltiges Urtheil an. Will man nun haben, daß der Unterricht nicht fruchte; so lasse man nur seine tadelnden Urtheile die Kinder hören.

Meister Urban hatte seinen siebenjährigen Sohn Bernhard schon zehn Wochen lang in die Schule geschickt. Jetzt wollte er prüfen, was er denn gelernt hätte. Da erfuhr er zu seinem Entsetzen, daß der Knabe noch keinen Buchstaben kannte, nichts von den zehen Gebothen wusste, und noch keine Bitte gelernt hatte.

Ei du mein Gott! rief er aus, was für eine erbärmliche Schule ist das! Was hast du denn in der Schule gelernt, Bernhard, wenn du nicht einmal einen Buchstaben kennst?

Bernhard. Buchstaben hören!

Vater. Hören, hören! Nun das ist wieder was neues von den verrückten Menschen, denen man, leider! seine Kinder hingeben muss. Hab ich doch immer gewusst, daß man die Buchstaben siehet, siehet! aber Buchstaben hören! da steht mir der Verstand still. Nun so sage mir einmal, wie hörst du die Buchstaben?

Bernhard. In Band höre ich deutlich a, in Bund höre ich u, in lieb höre ich deutlich ie, in Lob höre ich deutlich o, in Laub höre ich deutlich au, in Leib höre ich deutlich ei, in leb höre ich deutlich e.

Vater. Nein, was für dummes Zeug! Das hört ja ein Kind von einem halben Jahre schon, und das sollst du erst in der Schule lernen? Ei du mein Gott, über das neumodische Lehrervolk! Nun, was hast du denn auswendig gelernt?

Bernhard. Auswendig habe ich eine Haut; in der Haut sind Schweißlöcher, auf der Haut des Kopfes sind Haare, an den Fingern und Zehen sind aus der Haut die Nägel gebildet.

Vater. Schweig, nun hab ich genug! Das heißt also bei euch: auswendig gelernt! Du musst wohl erst in die Schule gehen, damit du lernst, daß du eine Haut hast? Das hat dir wohl schon die Ruthe gelehrt! Die Lehrer müssen alle toll sein. Hast du denn nicht einmal das Einmaleins auswendig gelernt?

Bernhard. Einmaleins habe ich nicht gelernt.

Vater. Nun was weißt du denn? Kannst du gar nicht zählen?

Bernhard. Recht viel. Eins und eins sind zwei. Ein Halb ist die Hälfte von eins. Eins ist ein Halb

von zwei. Zwei und eins sind drei. Eins und ein Halb von eins sind die Hälfte von drei. Eins ist der dritte Theil von drei. Drei weniger eins sind zwei. Drei weniger anderthalb sind anderthalb; drei weniger zwei sind eins.

Vater. Jetzt habe ich genug! Höre, mein Sohn, sage du deinen Lehrern, ich wollte nicht haben, daß du das dumme Zeug lerntest. Du sollst Christenthum lernen, wie es im Katechismus steht, und hinten im Katechismus das Einmaleins. Hättest du das gelernt, ich hätte dir ein blankes Zweigroschenstück geschenkt.

Bernharden gefiel der Unterricht in der Schule, er hatte die Lehrer auch lieb; aber das blanke Zweigroschenstück, das er verscherzt hatte, machte ihm auf ein Mal die Schule gehässig. Am folgenden Tage erklärte er wirklich dem Lehrer, daß er das dumme Zeug von ihm nicht lernen wollte. Bei ruhiger Untersuchung ergab es sich, woher diese Reden stammten. Bernhard wurde daher dem Vater zurückgesendet, welchem der Lehrer schrieb, daß sein Sohn in einer Schule nicht lernen könnte, über welche der Vater so schlecht urtheilte.

Nun warf erst Meister Urban seinen vollen Haß auf diese Schule, sprach sich sehr derb vor seinem Bernhard darüber aus, und brachte ihn in eine andere, in welcher alles so fortgetrieben wurde, wie zu der Zeit, als Urban in die Schule ging. Bernhard hatte nach ein paar Monaten das ganze A B C gelernt, auch das Einmaleins und die Gebothe, welche er mit gefalteten Händen, aber in einem und demselben Tone halbsingend herbetete. Damit war Urban sehr zufrieden, weil er sich selbst in dem Söhnchen ganz wieder erkannte. Nach zwei Jahren konnte

konnte aber Bernhard immer noch nicht lesen, keine Reihe Zahlen richtig zusammenzählen, und vergaß ein Geboth über dem andern. Dabei kamen Klagen von dem Lehrer über Bernhards Unruhe, Muthwillen und Unachtsamkeit. Der Knabe wurde vom Vater tüchtig ausgepeitscht. Das half aber nichts; Bernhard lernte nicht, machte dumme Streiche, und achtete die Schläge nicht. Die Ursache war leicht aufzufinden. Der Knabe hatte einen guten Kopf und unruhigen Geist; er wollte beschäftigt sein; aber in dieser Schule fand er keine Beschäftigung durch Unterricht, daher verfiel er auf allerlei Dinge, die ihm die Zeit vertrieben, richtete Störungen an, musste dafür an dem Ofen knien, bekam Hiebe, und sann nur noch mehr Ränke aus, um den Lehrer zu ärgern, und seiner Strafe zu trotzen. Den Unterricht konnte er nicht hochachten: denn er sprach weder Geist noch Herz an, und bestand nur in verstandlosem Auswendiglernen. Außerdem hatte der Vater ihm schon im siebenten Jahre die Achtung gegen Lehrer und den bessern Unterricht entrissen. Woher sollte die Achtung unter diesen Umständen kommen?

XIV.

Eifere darüber, wenn die Lehrer deine Kinder gestraft haben.

„Das leide ich nun einmal nicht, daß die Kerle meine Kinder schlagen! Meine Kinder sind mir sauer geworden. Ich will es nicht, daß ein unvernünftiger Mensch seine Hände an ihnen abwische! Und wenn du nicht hingehest, und den Lehrer darüber zur Rede stellst, daß er Karln geschlagen hat; so werde ich ihm ein

ein Briefchen schreiben, das er gewiss nicht hinter den Spiegel stecken soll! Wie kann sich so ein Mensch unterstehen, den Jungen zu misshandeln!" Also sprach Frau Albrecht zu ihrem Manne, dem Prediger im Städtchen Walkenfurth. Was vorgefallen war, kann jeder Leser leicht errathen.

Der Prediger sprach: „ich bin ja auch Lehrer gewesen und habe gestraft. Wenn dann Aeltern sich darüber beschwerten, und eben so aufgereizt durch Leidenschaftlichkeit, wie du, mich zur Rede stellen wollten; so antwortete ich ihnen: zieht eure Kinder so gut, daß wir Lehrer nicht strafen dürfen. So lange aber euer Sohn in meine Schule kommt, so lange ist er der Schulordnung unterworfen, und muss die Strafe leiden, die er verdient hat. Hier bin ich Richter, zu Hause seid ihrs! Und du weißt gewiss noch, wie sehr du dich über solche Aeltern geärgert hast, die da kamen, um sich über die Bestrafung ihres Sohnes bitter zu beschweren, und mir Vorwürfe zu machen."

Solche Reden brachten Frau Albrecht zwar zum Schweigen; aber damit war doch dem Uebel nicht abgeholfen. Denn Karl war ja zugegen: er hörte, wie ihn die Mutter vertrat, er nahm es gern auf, daß die Lehrer ihn nicht strafen sollten, und wurde immer widersetzlicher gegen dieselben. Desto eher wurde er aber gestraft. Doch Karln besserte dieses nicht; denn er erkannte sich nicht für straffällig an, und verschaffte seinem Aerger dadurch Luft, daß er zu Hause sich beklagte, und jedes Mal die Mutter wider die Lehrer aufreizte. Die Folge davon war, daß mit der Achtung gegen die Lehrer auch

die Achtung gegen die Mutter verloren ging, und Karl niemand weiter gehorchte, als dem Vater.

XV.

Urtheile von deinen Kindern über die andern nachtheilig.

Daß man über die andern nachtheilig urtheile, kann nicht verwehrt werden: denn ein jeder Mensch vergleicht doch die Handlungen und Aeußerungen des andern mit seinem sittlichen Gefühle, und muß nach seinen Einsichten über den Werth oder Unwerth derselben entscheiden.

Gewöhnlich hört man aber mehr schlechtes, als gutes von den Menschen sprechen, und das ist auch natürlich: denn das gute Betragen des Menschen ist ja das *pflichtmäßige*; es soll daher von jedem als etwas nothwendiges gefordert werden. Eine schlechte Handlung hingegen ist allemal Abweichung von der Pflicht, und muß daher den andern auffallend werden. Wenn Menschen zusammen friedlich leben; so erregt das weiter kein Aufsehen; entstehet aber Zank und Streit; so wird davon überall gesprochen, wo solches bekannt wird. Es wird aber oft zu leichtsinnig über die Menschen nachtheilig geurtheilt, wenn man nicht Gründe genug hat, um über den Werth und Unwerth eines andern zu entscheiden, sich aber hinneigt, lieber das Schlechte anzunehmen, lieber anzuklagen, als zu entschuldigen. Auch haben sich viel Menschen verwöhnt, das Fehlerhafte an einem Menschen streng zu rügen, ohne das Gute, was er hat, auch anzuerkennen, oder dasselbe bekannt zu machen, um seinen Werth auf der andern Seite zu zeigen.

So verwöhnen kann man besonders Kinder, wie folgende Erzählung lehren wird.

Herr

Herr Flachsdorf war ein guter Mann, aber in seinem Urtheile über andere sehr streng und scharf. Wenn er nach vollendeten Geschäften mit den Seinigen bei Tische saß, oder gegen Abend ein Stündchen in der Familienstube ruhete, oder des Abends gute Freunde bei sich sahe; so gab es sehr oft Gelegenheit, über verschiedene Leute, vornehme und geringe, in der Stadt zu sprechen. Er enthielt sich dann nicht, alle die Züge, Aeußerungen und Handlungen eines andern, welche nach seiner Einsicht schlecht waren, vor den Ohren seiner Kinder herzuzählen, und mit viel Worten die Schlechtigkeit der Menschen zu zeigen; selbst die Schwächen seiner Bekannten mussten zum reichhaltigen Stoffe des Gespräches dienen.

Seine Frau stimmte ihm in allem bei, und wusste noch mehr hinzuzufügen, besonders in Betreff derjenigen Frauen, die sie näher kannte, und mit denen sie häufig umging.

Seine zwei Söhne und drei Töchter hörten sehr aufmerksam zu, lernten aber dadurch nur zu bald auf den andern aufmerksam sein, um etwas Schlechtes an ihm zu entdecken, und dasselbe zu Hause zu erzählen. Wenn ihnen jemand begegnete, fiel ihnen das ein, was sie nachtheiliges von ihm wussten; und so kam es bei ihnen nach und nach dahin, daß sie die meisten als schlechte Menschen betrachteten, und von denen, die sie nicht kannten, auch nichts besseres vermutheten.

Die beiden Söhne geriethen durch das Mitanhören der Gespräche im älterlichen Hause auf Abwege, die endlich zum Verderben führten. Denn in der Schule erzählten sie ihren Mitschülern alles, was sie gehört

hatten, warfen auch wohl diesem oder jenem Knaben, mit dem sie sich entzweieten, die Fehler und Schlechtigkeiten seiner Aeltern oder Geschwistern vor, und ließen bei jeder Gelegenheit die Urtheile ihrer Aeltern laut werden, so wie sie dieselben im Gedächtnisse aufgefaßt hatten. Freunde konnten sie nicht bekommen, nur Vertraute fanden sie, mit welchen sie über die andern zu Gerichte saßen; aber desto mehr wurden sie von den bessern verachtet.

Ihre Aeltern verwickelten sie in die verdrießlichsten Händel: denn es traf sich oft, daß es zu den Ohren der andern kam, was die Knaben über sie gesprochen hatten. Diese wurden nicht selten zur Rede gestellt, und beriefen sich auf ihren Vater oder ihre Mutter, von denen sie solches gehört hätten.

Nach solchen Erfahrungen wurden sie vorsichtiger; aber nichts destoweniger besser, sondern schlechter: denn sie trugen eine schlechte Meinung von den andern mit sich umher, stellten sich aber, als ob sie dieselben achteten. Da wurden sie falsch. Eben so bildeten sich Flachsdorfs Töchter. Das Wohlgefallen an guten Handlungen war ihnen fremd geworden; sie wollten überall nur Schlechtes von andern hören, erfahren und wissen. Daher entstand die Klatschsucht, welche in alle verborgene Handlungen der andern zu dringen sucht, um dieselben weiter auszubreiten, und Unterhaltung zu verschaffen. Es durfte niemand vor dem Hause vorbeigehen, an dem nicht Flaschsdorfs Töchter etwas zu tadeln gefunden hätten. Man scheuete sich in die Nähe des Hauses zu kommen. In dasselbe trat selten jemand gern: denn so freund-

freundlich und vertraulich auch die Mädchen dann thaten, so gewiß konnte doch jeder sein, daß er nachher durch die Hechel gezogen würde.

Einst besuchte den Herrn Flachsdorf ein Oheim, der einige Tage bei ihm blieb. Er hatte die Mädchen genau beobachtet, sich sehr über ihr Betragen gekränkt, und nahm Gelegenheit, am letzten Abende vor seiner Abreise, als die Familie beim Theetisch saß, und sich auf Unkosten der andern die Zeit verkurzte, seine höchste Mißbilligung zu äußern.

„Haltet ihr euch denn für ganz fehlerlos, sprach er, daß ihr glaubt, über die andern urtheilen, und mit so viel Sicherheit über ihre Handlungen richten zu können? Das ist ja schon ein großer Fehler, daß ihr schonungslos urtheilt; aber den noch größern Fehler habt ihr nie erkannt, daß ihr nemlich nie daran denkt, euch von dem Guten in andern Menschen zu unterrichten, und edle Handlungen zu erfahren. Wer nicht das Gute im Menschen ehrt, sondern nur das Schlechte erblicken will, kann ihn nie lieben; und so seid ihr denn die lieblosesten Geschöpfe auf Gottes Erde!"

Vater und Mutter gaben dem Oheim Recht; die Töchter weinten, weil sie sich tief gekränkt und beleidigt fühlten; aber sie wurden nicht besser: denn sie hatten sich nie selbst kennen lernen, schrieben ihre scharfen Urtheile der Wahrheitsliebe zu, und konnten das nicht tadelnswerth finden, was ihre Aeltern nie gemißbilligt hatten.

XVI.

Zeige dich partheiisch in deinem sittlichen Urtheile.

Frau Hüllmann meinte es mit den Menschen recht gut; aber sie hatte den Fehler, daß sie aus Theilnahme an dem einen den andern, der jenem wehe gethan haben sollte, sogleich ohne Untersuchung verurtheilte, und sogar haßte. Wer daher zuerst bei ihr klagte, der fand bei ihr Schutz.

So kam der Lohgerber Feilrott zu ihr, und beklagte sich über den Bäcker Grund, seinen Nachbar, daß dieser alles mögliche aufsuchte, um ihn zu ärgern und in Schaden zu bringen.

„Das ist ein gottheilloser Mensch! sagte er. In voriger Woche hat er mir fünf Hühner vergiftet; meinen Gottfried, der ruhig vor seiner Hausthür spielte, stieß er gestern vor meinen Augen fort, und sagte, er litte keinen Unrath vor seiner Thür; seinen Jungen aber verwehrt er es nicht, daß sie Steine aus ihrem Hofe in meinen werfen. Eine Scheibe warfen sie mir vorgestern ein. Da ging ich hinüber zum Nachbar, und bat ihn, solchen Unfug abzustellen; aber er antwortete mir, was meine Brut thäte, sollten seine Jungen gethan haben! und es fehlte nicht viel, daß er mich aus dem Hause geworfen hätte. Einen Grasfleck, der hinter unserm Garten liegt, will er mir abstreiten, und hat schon bei den Gerichten geklagt, und ich kann doch zehen Zeugen aufstellen, daß mein Vater vor dreißig Jahren schon das Gras darauf hat hauen lassen. Seinem Schwager bin ich hundert Thaler noch auf den Acker vor dem Steinthore schuldig; den hat er aufgewiegelt, daß er

mir

mir die Schuld hat kündigen müssen. Ich habe das Geld nicht da liegen; bei unser einem steckt alles im Gewerbe, und aus der Nahrung kann ichs nicht sogleich nehmen. Wenn ich nicht wo anders das Geld geliehen bekomme; so wird mir der Acker angeschlagen, und ich weiß in meiner Noth kein Ende. Wollte ich so denken, wie Grund, ich könnte Dinge von ihm erzählen, die ihn aufs Zuchthaus brächten; aber ich will nicht Böses mit Bösem vergelten. Man dürfte nur die Mägde vernehmen, die Brot bei ihm backen lassen." —

Frau Hüllmann wurde bei der Rede des Mannes ganz bewegt; aber sie ergrimmte auch gegen den Bäcker Grund. Sie konnte nicht genug über den schlechten Mann zu ihren Kindern sprechen, als der Lohgerber Feilrott schon längst wieder fortgegangen war. Die Kinder wurden auch dem Bäcker feind, und beklagten den armen Lohgerber. Bei dem ersten hatte Frau Hüllmann stets die nöthigen Bäckerwaaren kaufen, und ihr Brot backen lassen. Jetzt durfte nichts bei ihm geholt werden. Der Teig wurde in ein anderes Backhaus geschickt, um zu Brote verwirkt und gebacken zu werden. So entstand eine Feindschaft gegen den Mann, der in Schutz genommen worden wäre, wenn er eher, als der Lohgerber Feilrott, seine Beschwerden über diesen vorgebracht hätte.

Bisweilen traf es sich, daß der angefeindete Gelegenheit fand, sich zu vertheidigen, und von dem Kläger eine üble Meinung zu erwecken: dann wurde er frei gesprochen, und in Schutz genommen, der Kläger aber dafür um so bitterer angefeindet, je empfindlicher es der Frau Hüllmann vorkam, daß er ihre Gunst vorher gehabt hatte.

Auf solche Weise gab die Mutter ihren Kindern ein Beispiel, welches nachtheilig auf das sittliche Urtheil wirken musste. Sie lernten nach den ersten Eindrücken über den Werth eines Menschen entscheiden, und einseitig Zuneigung oder Abneigung einem andern zuwenden. Da nun das Leben Gelegenheit genug darbiethet, daß Menschen sich von andern beleidigt halten, oder auch wirklich beleidigt werden, und besonders im häuslichen Leben dergleichen Fälle nicht selten sind; so lebten Hüllmanns Kinder mit viel Menschen in Feindschaft, und im Hause selbst wechselten Hass und Liebe.

Wenn ein Kind mit den andern uneinig wurde; so fand jedes unter den Geschwistern Beistand: es wurden Partheien, welche sich anfeindeten, und einander alles zum Possen thaten. Wenn aber die Parthei wieder unter sich selbst uneinig wurde, so traten die einzelnen Geschwister von der andern Parthei wieder auf des einen und des andern Seite, und hielten mit dem wieder zusammen, dem sie zuvor entgegen gewesen waren: und so wechselten Liebe und Hass. Eben so betrugen sie sich gegen ihre Mitschüler und Mitschülerinnen. Aber bald mochte sie niemand mehr zum Freunde haben, weil sie ihn in Feindschaft mit andern brachten, und so unzuverlässig waren, daß jeder befürchten musste, ihre Liebe werde sich bei der ersten Gelegenheit in Hass verwandeln.

XVII.

Mache deine Kinder vorlaut, altklug und naseweis.

Der Hofrath Schimmelmann hatte nur ein einziges Söhnchen, welches er stets unter seinen Augen behalten wollte, so lange ihm solches seine Geschäfte erlaubten.

Emil, so hieß der Knabe, war daher immer bei den Aeltern, es mochten nun vertrauliche Gespräche unter beiden geführt werden, oder Gesellschaften sich versammelt haben. Schon damals, als Emil an seinem Spieltische sich noch die Zeit mit bleiernen Soldaten und anderem Spielwerke verkürzte, gab er auf die Reden der Aeltern Acht, und brachte bei einer andern Gelegenheit das Aufgefangene wieder so drollig an, daß die Aeltern sich darüber belustigten. Weiterhin fing er an, auch sein Wörtchen mit dazu zu geben, wenn der Vater mit der Mutter oder einem andern sprach. Man verwies ihm dieses nicht, weil man sich über die Einfälle des Knaben freuete. Auch pflegte man bisweilen den Scherz weiter zu treiben.

Sieh, Vater, sprach dann die Mutter, wir werden den Emil wohl um Rath fragen müssen; am Ende ist das Ei klüger als die Henne. Nun Emil, gieb einmal deinen guten Rath! — Emil schwieg einige Zeit und that verschämt; aber die Mutter brachte ihn durch allerlei Fragen zum Reden.

Als er zehen Jahr alt war, konnte nichts gesprochen werden, ohne daß Emil nicht mitsprach. Er berichtigte oft die Erzählung des Vaters und die Reden der Mutter, und wenn ein Fremder mit seinem Vater über irgend eine Begebenheit sich unterhielt, so schob Emil seine Bemerkungen auch mit ein.

Das fiel den andern sehr auf, dem Hofrath Schimmelmann aber nicht, der, verblendet, sich über den Geist des einzigen Söhnchens freuete. Dadurch wurde der Knabe immer dreister.

Er fing an, den andern, die ihre Rede an den Vater richteten, früher, als dieser zu antworten, und sich in jedes Gespräch zu mischen, bei dem er höchstens nur stummer Zuhörer hätte sein dürfen; er bestritt die Meinungen der andern, und erlaubte sich witzige Bemerkungen über dieselben. Dabei lächelte der Vater mit Zufriedenheit, und die Mutter freuete sich herzinnig über den hoffnungsvollen Sohn.

Doch diejenigen dachten anders, deren Handlungen der kecke Knabe beurtheilen, oder die er über ihre Angelegenheiten ausfragen wollte.

Als er dreizehn Jahr alt war, hatte sein Vater mehrere gute Freunde aus der Stadt einst zu Tische gebethen. Der Rentmeister Schaufuß kam in Stiefeln. Emil sagte zu ihm: Sie hätten aber auch können Schuhe anziehen! Der Mann gerieth in Verlegenheit; doch der Hofrath Schimmelmann lachte, strich seinen Emil mit der flachen Hand übers Gesicht, und sprach: muthwilliger Junge, willst du schweigen!

Den Kandidaten Beurich machte Emil damit roth, daß er ihm vorhielt, er ginge so oft in das Beringerische Haus, in dem eine schöne Tochter wäre; und als der Kaufmann Liebherr eine Prise Schnupftaback nahm, rief er ihm zu: nun, das sollte ihre Frau sehen!

Dem Doctor Renftner machte er Vorwürfe darüber, daß er seine Pferde zu sehr anstrengte, und von dem Baumeister Haupt wollte er wissen, wie viel Tagegelder er bei dem neulichen Brückenbau über den Rießbach verdient hätte? Zuletzt ließ er sich über die Ortsobrigkeit heraus, und meinte, es wäre höchst nothwendig, daß das Land eine Verfassung bekäme.

Bei

Bei allem diesen hätte der Vater ihn zurückweisen sollen; aber er that gerade das Gegentheil. Seinen Tischnachbarn erzählte er, daß sein Emil ganz von einer freien Verfassung erfüllt wäre. Er hielte es für ein gutes Zeichen der Zeit, wenn die Jugend anfinge, Antheil zu nehmen an den Angelegenheiten des Vaterlandes; dadurch würde die Hoffnung begründet, daß endlich einmal ein öffentliches Leben entstände.

Unter solchen Umständen wurde freilich Emil über die Gränzen der jugendlichen Bescheidenheit hinausgetrieben, und ward ganz zügellos. Im vierzehnten Jahre wußte er alles besser, als andere, tadelte seine Lehrer öffentlich, und urtheilte über die Schriften unserer größten und berühmtesten Dichter und Gelehrten, als ob er die tiefsten Kenntnisse und den reifesten Verstand erlangt hätte. Der Vater freuete sich immer mehr über den klugen Sohn.

Doch dieser wird mit jedem Jahre nur unausstehlicher. Kein Mensch mag mehr mit ihm umgehen.

Es ist nicht zu erwarten, daß er sich ändern wird, wohl aber vorauszusehen, daß er in keinem Geschäfte des Lebens brauchbar sein kann: denn da er alles besser wissen und nach seinen einseitigen Ansichten verändern will; so wird er in alles bisher wohlgeordnete und gut bestehende eine Verwirrung bringen, und alles nach seinem Kopfe einrichten wollen.

XVIII.

Guter Rath, sich ungeschickt bei neuen Einrichtungen für das Erziehungswesen zu benehmen.

1.

In Laubstadt ließ die höhere Behörde einen Turnplatz einrichten. Die Jugend sollte neben der geistigen

Bildung

Bildung auch eine wohlberechnete und nach natürlicher Stufenfolge geleitete Ausbildung der Körperkräfte erhalten, sich der Weichlichkeit entwöhnen, Beschwerden ertragen, und durch Zuversicht auf die Körperkräfte das nicht mehr als Gefahr ansehen lernen, was ein Mensch, der seine Körperkräfte nicht gebrauchen kann, dafür freilich ansehen muss. Das war zweckmäßig und gut. Aber, wie es mit allem Neuen geht; so ging es auch in Laubstadt. Manche, denen alles Neue willkommen ist, vertheidigten das Turnen, ohne dasselbe zu kennen, mit Hitze, und glaubten ihm dadurch Eingang zu verschaffen, daß sie die heilsamen Folgen desselben auf übertriebene Art darstellten; andern, die durchaus das Neue nicht leiden mochten, weil es den alten Gang des Lebens stört, war schon deßhalb das Turnen höchst zuwider, und sie erklärten sich als Feinde desselben, bevor sie noch wussten, worin es eigentlich bestände; andere wollten allerlei nachtheilige Folgen sowohl für den Geist, als für den Körper ihrer Kinder voraussehen: sie hassten daher diese Einrichtung aus Besorgniss für ihre Kinder, und ließen sich freilich mitunter fortreißen, auf dieselbe ganz unbesonnen zu lästern. Diejenigen, welche das Turnen gehörig würdigten, schwiegen, handelten mehr, als daß sie viel sprachen, schickten ihre Kinder auf den Turnplatz, und meinten, daß der Erfolg die Sache mehr empfehlen müsste, als jede Widerlegung und Anpreisung.

Das Turnen nahm seinen Anfang. Es kamen mehr Knaben, als man erwartet hatte: denn viel Aeltern, welche ihre Kinder vorher nicht auf den Turnplatz gehen lassen wollten, gaben nach, theils weil bei einigen die

Söhne

Söhne so dringend baten, theils weil einige sich doch nicht öffentlich ausschließen wollten, und nicht scheinen möchten, daß sie einer solchen Einrichtung, die so viel Beifall fände, zuwider wären.

Diese wünschten aber im Geheimen, daß die Sache bald aufhören möchte, und so suchten sie auf mancherlei Art das Gelingen zu hintertreiben.

Zu solchen Leuten gehörte auch der Schlosser Tobias. Sein Sohn besuchte die zweite Klasse der lateinischen Schule; der hätte sich ja krank geweint, wenn er keine Erlaubniss zum Turnen erhalten haben würde. Der Vater ließ den Sohn hingehen, hoffte aber das ganze Wesen ihm dadurch verleiden zu können, daß er ihm noch viel zu besorgen auftrug, wenn er ermüdet vom Turnplatze kam. Freilich war der Sohn müde, freilich fiel es ihm schwer, jetzt gerade Geschäfte zu verrichten, die noch die volle Körperkraft fordern. Allein das wünschte ja der Vater, um nun auf den Sohn und auf das Turnen schelten zu können.

Das kommt von den brotlosen Künsten! sprach er. Seiltänzer und Bocksprüngemacher wollen freilich nicht arbeiten. Wenn das Turnen dich verdrossen macht, deinem Vater beizustehen, so muss die Springerei bald aufhören!

Die Stiefelsohlen des Knaben wären früher zerrissen, als vorher. Da erhob sich ein neues Schelten.

„Das kommt von den neuen Fahrten, die jetzt die Jugend vornehmen soll. Geh, lass dir nun ganze Stiefel geben, von wem du willst! Von mir bekommst du nichts! Ich soll wohl den ganzen Tag im Schweiße meines Angesichtes am Amboße und Feilstocke stehen,

um

um Geld zu schaffen, wenn ihr euch draußen das Zeug vom Leibe reißt!“

Der arme Knabe musste wirklich so lange mit den zerrissenen Stiefeln gehen, bis die Sohlen abfielen.

Die Turnkleider waren schmutzig geworden, so sehr sich auch der Knabe in Acht genommen hatte. Es kam ein Turnfest; er bat die Mutter, wenigstens die linnenen Beinkleider mit waschen zu lassen.

Aber er bekam zur Antwort: das wäre auch noch eine neue Arbeit! Ich habe Wäsche genug! Euer Turnen dient zu nichts, als daß ihr lernt, euch zusauen, und wie die Schweine in die Erde einwühlen. Bleibt zu Hause, und steckt die Nase in die Bücher!

Der Knabe wusch sich die Kleider selbst. Weil er aber der Mutter die Seife dazu weggenommen hatte; so erhob sich ein neuer Lärm.

So wurde jede Gelegenheit ergriffen, dem Knaben das Leben schwer zu machen. Das Mittelchen hatte aber gute Wirkung. Der Knabe blieb wirklich vom Turnen zurück, weil er gar keinen Frieden im Hause mehr haben konnte. Aber er war nichts weniger als ergeben. In seiner Knabenseele erzeugte sich Ingrimm darüber, daß seine Aeltern ihm eine heilsame und Vergnügen gewährende Uebung verwehrten. Er zeigte sich jetzt verdrossen zu jeder Arbeit, die ihm von den Aeltern aufgetragen wurde, murrte und brummte, und sprach kein freundliches Wort mehr. Die Aeltern ertrugen das alles gern; sie waren nur froh, daß er nicht mehr turnte, und daß ihr Mittel gut angeschlagen hatte.

Anders benahm sich der verabschiedete Kopist Knisterfink, der die einzige Tochter eines Bierbrauers gehei-

geheirathet, und nach des letzten Tode die Brauerei fortgesetzt hatte. Seine Biergäste waren fast alle eifrige Turnfreunde, mit Ausnahme des Balbiers Schnabel, welcher ärztliche Bedenken hatte, und von Zersprengen, Verrenken und Brüchen sprach, und mit Ausnahme des Schneiders Hecht, der in dem Turnen den Anfang einer Staatsumwälzung sahe. Knisterfink wollte seine Gäste nicht einbüßen, er schien daher dem Turnen sehr zugethan, schickte seine beiden Söhne mit auf den Turnplatz, ging auch öfter selbst dahin. Allein die ganze Sache war ihm eigentlich ein Dorn im Auge. Er hoffte bald ein Unglück auf dem Turnplatze zu erleben, und manches Nachtheilige zu erfahren, um auf eine gute Art seine Söhne zurückbehalten zu können. Es war natürlich, daß er die geringste Kleinigkeit und entfernteste Gelegenheit wahrnahm, um die gute Meinung seiner Biergäste vom Turnen zu untergraben, doch mit dem Anscheine, als ob ihm so etwas sehr leid thäte, und er mit Bedauern wahrnehmen müsste, daß der guten Sache durch solche Vorfälle sehr geschadet würde. Bald hatte er gehört, daß ein Turner das Bein gebrochen, ein anderer beim Springen den Fuß verstaucht hätte, und nun lahm bleiben würde; bald wusste er, daß die Turner keinem Menschen mehr aus dem Wege gehen, und keinen angesehenen Mann mehr grüßen sollten. Der Hauptmann Ypsilanti, welcher die Invalidenkompagnie in Laubthal befehligte, und sich für den ersten in der Stadt hielt, hatte sich besonders darüber beschwert, daß die Turner ihn starr ansähen, ohne ihn zu grüßen, und er hätte sichs doch sauer werden lassen, gegen die Franzosen zu fechten. Es war wirklich so: die Turner grüßten ihn nicht; allein die Knaben hatten ihn vorher auch nicht gegrüßt, ohne daß der Hauptmann Ypsilanti das übel genommen hätte. Jetzt aber sahe er auf die Turnhosen, und verlangte nun auf ein Mal, daß diese Knaben ihn auszeichnen sollten, weil sie selbst kenntlich waren.

Mit solchen Einflüsterungen, die mit Bedauern und Befürchten vorgetragen wurden, gewann der verabschiedete Kopist doch einiges. Der Kaufmann Kunz, der sich auch gern grüßen ließ, und nun besonders von den Turnern einen Gruß verlangte, trat auf seine Seite. Der Büchsenschäfter Frohberg hatte auch davon gehört, daß einer der Turner das Bein gebrochen hätte, und der Buchdrucker Norrmann hatte den jungen Barklei vor seine Fenster vorbeihinken sehen, auf die Schultern zweier Turner gestützt. —

Es hatte wirklich ein junger Mensch das Bein gebrochen; aber neben dem Turnplatze. Ein Klempnerbursche war es, der da gemeint hatte, er könnte das nemliche leisten, wie die Turner. Er war auf einen Baum geklettert, und hatte seine Vermessenheit durch einen gefährlichen Herabsturz büßen müssen.

Mit dem Hinken des jungen Barklei hatte es auch seine Richtigkeit; aber er war kein Turner. Er hatte über einen Graben zu springen versucht, und sich dabei das Gelenk des Fußes verstaucht. Mitleidige Turner aber hatten ihn nach Hause geführt.

Endlich siegte der Kopist gänzlich. Sein ältester Sohn, Gustaph Adolph, hatte beim Spiel, das man den schwarzen Mann nennt, eine Beule an der Stirn sich gestoßen. Nun fand der Vater Bedenken, seine Kinder ferner auf den Turnplatz zu senden. Sie könnten sich noch zum Krüppel machen, und wohl gar den Hirnschädel einstoßen, meinte er, und dafür hätte er sie nicht groß gezogen.

Die Knaben mussten vom Turnplatze wegbleiben. Sie wurden zerrissen von Sehnsucht nach dem angenehmen Uebungsplatze, und von dem Gefühle, dem Vater gehorchen zu müssen. Einsehen konnten sie nicht, warum sie den Turnplatz meiden sollten? Denn Gustaph Adolph hatte sich öfter Beulen gefallen, wenn er, ehe man noch an Turnen gedacht hatte, von einem Kühlbottich zum andern in der Brauerei geklettert war. Sie fingen an,

gegen

gegen den Vater misstrauisch zu werden. Er hatte anders gesprochen, als er gedacht hatte.

Sie suchten jetzt den Vater zu hintergehen, und dennoch mitzuturnen. Allein das wurde bald entdeckt, und gab Veranlassung, daß die andern Turner sie vom Turnplatze ausschlossen, weil der Turnlehrer keinen zuließ, der nicht die älterliche Erlaubniss zum Turnen hatte.

Der Konrector Salpius an der lateinischen Schule hatte auch sein Missfallen an dem Turnen. Warum? konnte er eigentlich selbst nicht sagen. Im Grunde kam es daher, weil er das nur für gut hielt, was er seit fünf und zwanzig Jahren getrieben hatte, und alles zurückwies, was in der neuern Zeit von Erziehern und Lehrern angerathen, empfohlen und eingerichtet worden war. Nun wollte Salpius dem Turnen entgegenarbeiten. Er warnte erst seine Schüler davor; als aber mehrere doch mitturnten, und er wohl sahe, daß seine Reden nichts fruchteten; so suchte er den Turnern das Leben so schwer zu machen, daß sie dem Turnen entsagen sollten.

War einem solchen Schüler ein lateinisches Wort, das er wissen sollte, entfallen, so hieß es: du hast freilich an den neuen Wörtern auf dem Turnplatze zu viel zu lernen, daß du die lateinischen nicht mehr behalten kannst.

War ein solcher Schüler verhindert worden, zur rechten Zeit in die Schule zu kommen; so hieß es: das kann man von dir wohl erwarten: du bist ein Turner! Auf den Turnplatz wirst du nicht zu spät kommen; aber der ist ja mehr, als die Schule! — Die Nichtturner, welche zu spät kamen, konnten sich, ohne Vorwurf anzuhören, auf ihren Platz setzen.

Konnte ein turnender Schüler eine schwere Stelle nicht herausbringen, so hieß es: das kommt vom Turnen!

Die Turner bekamen von ihm so viel auf, daß sie die Arbeiten nicht fertigen konnten, oder sich übereilen mussten. Das gab wieder Gelegenheit, auf das Turnen

zu

zu schmähen. Zum Turnen, hieß es, habt ihr Zeit genug, aber nicht zu euern Arbeiten für die Schule!

Erregten die andern Unruhe; so wurden die Turner beschuldigt, und wenn wirklich einer von diesen die Ursache einer Unregelmäßigkeit gewesen war; so traf nicht den einzelnen, sondern alle Turner der bitterste Tadel.

Ein Knabe hatte sich über einen Gartenzaun geschwungen, einen Apfelbaum erklettert, und Aepfel gestohlen. Ein solcher Bubenstreich war jedes Jahr vorher ausgeführt worden. Aber unglücklicherweise turnte dieser Knabe auch; daher nahm Salpius Gelegenheit, in der Klasse zu erklären: nun sähe mans ja deutlich, wohin das Turnen führte — zu Gottlosigkeiten. Spitzbuben würden die Turner!

Ob wohl Salpius erwarten konnte, auf solche Art die Knaben vom Turnen abzuhalten?

Er machte ihnen die Schule und das Lernen in derselben verhasst, und empörte ihre Gefühle, da sie sich so ungerecht mussten behandeln lassen.

Endlich brachte er es dahin, daß sie sich gegen ihn auflehnten. Sie standen von ihren Sitzen auf, und erklärten, daß sie nicht länger so ungerechte Beschuldigungen und empörende Behandlung erdulden könnten; sie würden insgesammt zum Director gehen, und diesen um Schutz bitten.

Das thaten sie auch! Der Director benahm sich hierbei verständig, beruhigte die Knaben, und brachte es bei dem Konrector dahin, daß er in der Schule des Turnens nicht mehr erwähnte. Dafür machte aber Salpius seinem Grolle außer der Schule Luft, nnd suchte überall zu verbreiten, daß auf dem Turnplatze nichts als Empörer gebildet würden, und die Schulzucht zu Grunde ginge. Und mancher andere hörte die Rede gern.

Freilich hatte man an verschiedenen Turnern in Wahrheit viel auszusetzen; aber das Fehlerhafte kam nicht vom Turnen, sondern von den Uebertreibungen der Turnfreunde. Denn weil diese überall zu einseitig anpriesen,

priesen, daß alles Große, Gute und Wahre sich auf dem Turnplatze entwickeln müßte, daß nicht in den düstern Klassen der Schule, sondern auf dem heitern Uebungsplatze der Kraft und in dem geselligen Vereine einer gemeinsam sich für das Vaterland begeisternden Jugend die wahre Lebensweisheit erworben, und die Vaterlandsliebe entflammt würde; so meinte mancher von den Knaben, daß er schon mündig wäre, so wie er nur turnen, die Kunstsprache auf dem Turnplatze führen, und einige Turnlieder singen könnte. Er dünkte sich nun vorzüglicher, als alle die Erwachsenen in der Stadt, mochten auch darunter noch so geachtete, erfahrne und gebildete Männer sein: denn ihrer Bildung hatte doch, nach seiner Meinung, das Wichtigste gefehlt, mithin ging ihnen ein Gut ab, das die Jugend nun im vollen Maaße erlangte.

Zu solchen gehörte Fritz Heimkirch, dessen Vater oft bedauerte, daß in seiner Jugendzeit solche Einrichtungen nicht da gewesen wären, und alles, was er an der jetzigen Zeit zu tadeln fand, diesem vormaligen Mangel zuschrieb. Fritz, der, wie die meisten Knaben, nach einer gewissen Bedeutendheit strebte, hörte solche Reden gern. Er hielt sich nun für sehr wichtig, meinte, daß alles, was er dächte und spräche, gelten müßte, daß die Leute auf der Straße, wo er nur ginge, eine gewisse Ehrfurcht vor ihm hätten, und sprach sich gar zu gern vor, daß er schon eine Stütze des Vaterlandes wäre. Wie es eigentlich zuginge, daß er zu solcher Wichtigkeit in Wahrheit hätte gelangen können, ohne weiter etwas zu thun, als mitzuturnen, und ein anderes Aeußere anzunehmen; darüber mochte er weiter nicht nachdenken. Da er sich aber für mündig hielt; so konnte ihn die Schule nicht mehr gefallen; auch hielt er es nun für ganz überflüssig, Latein zu lernen, besonders da der Vater öfter im Streit über das Turnen geäußert hatte: die Schulen hätten mit ihrem Latein nur Bücherwürmer geliefert, oder Dreiviertels- und Halbgelehrte,

die doch vom hellen Tage nichts gewusst hätten, wenn es nun zum Handeln in der Welt gekommen wäre. Auf dem Turnplatze lernte der Mensch selbstständig werden und das Leben kennen; da lernte er denken, fühlen, wollen und handeln. Zur Ausbildung des Geistes reichete die Muttersprache aus; große Gedanken kämen in den Menschen nicht durch die Sprache. Die Griechen hätten keine andere Sprache gelernt, als ihre eigene, und wären doch ein geistreiches, hochsinniges, staatskluges Volk gewesen.

Kein Wunder, daß Fritz unwissend blieb, aber unerträglich anmaßend wurde. Hätte man nach ihm den Einfluss des Turnens auf die Erziehung beurtheilen wollen; so hätte freilich das Turnwesen als Verderben der Jugend angesehen werden müssen. Und doch gab es mehrere, welche in jedem Turner einen Fritz Heimkirch erblicken wollten.

Also muss man sich betragen, um einer neuen zweckmäßigen Einrichtung für das Erziehungswesen zu schaden, damit alles fein beim Alten bleibe.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Salzmann, Christian Gotthilf,

Krebsbüchlein, oder Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder

Erfurt 1819

Paed.th. 4914 g
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10764083-0